

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1909

Aktenzeichen

ohne

Titel

Missionarische Verkündigung und soziales Handeln in der indischen Missionsgeschichte

Band

Laufzeit

1969 - 1981

Enthält

Kopie einer Publikation von Reinhart Hummel, erschienen in Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft, Jahrgang 37, 1981/1

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

1
Jahrgang 37-1981/1

Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft

Nouvelle Revue de science missionnaire

evtl. auszug daraus

Separat-Abdruck

Adresse: **CH-6405 Immensee**

Missionarische Verkündigung und soziales Handeln in der indischen Missionsgeschichte

Reinhart Hummel

Es besteht ein bedauerliches Mißverhältnis zwischen der Unmenge von Literatur der letzten Jahre und Jahrzehnte, die sich grundsätzlich mit dem spannungsvollen Verhältnis zwischen missionarischer Verkündigung und sozialem Handeln oder auch zwischen Heil und Wohl, Heil und Humanisierung, Verkündigung und Verantwortung, Mission und Entwicklung u. ä. beschäftigt, und dem Mangel an missionsgeschichtlicher Aufarbeitung dieser Thematik, wie sie sich in den verschiedenen Arbeitsbereichen und Missionsfeldern der vergangenen Jahrhunderte darstellt. Es wäre gut, etwas genauer zu wissen, wie sich verschiedene Missionskonzepte in krisenhaften Situationen bewährt haben, in denen es um die Spannung zwischen missionarischer Verkündigung und sozialem Handeln ging. Die vorliegende Studie versucht, einen kleinen Beitrag zur Behebung dieses Mangels zu leisten, indem sie aus der indischen Missionsgeschichte zwei Arbeitsbereiche herausgreift und einander gegenüberstellt, nämlich erstens das Verhalten der Goßner-Mission und der jesuitischen Mission im Landkonflikt des nordindischen Stammes der Munda mit der sie umgebenden Hindugesellschaft und zweitens die Wandlungen in der Arbeit der schottischen Erziehungsmission. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei das Verhältnis zwischen missionarischer Theorie und Praxis sowie zwischen den vier Faktoren, die in der Missionsarbeit des vorigen Jahrhunderts eine bestimmende Rolle spielten, nämlich den heimatlichen Missionsleitungen, den Missionaren vor Ort, den einheimischen Christen und der einheimischen Gesamtbevölkerung. Unstimmigkeiten zwischen Theorie und Praxis in dieser Frage signalisieren einen Mangel an Realitätsbezug aufseiten des Konzepts. Noch heute entdecken ja Entwicklungshelfer in Indien nicht selten, daß ihr soziales Engagement, wenn es die religiöse und missionarische Dimension vernachlässigt, genau daran scheitert, während umgekehrt evangelikal gesinnte Missionare in der Begegnung mit schreiender Not und Ungerechtigkeit die Unmöglichkeit erkennen, gleichsam den ganzen Tag mit der 1970 von «schrift- und bekenntnisgebundenen Theologen» des deutschen Protestantismus verfaßten «Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission» unter dem Arm herumzulaufen. Auch Konflikte in Fragen des sozialen Handelns zwischen den genannten vier Faktoren, vor allem zwischen Missionaren einerseits und einheimischen Christen oder der Gesamtbevölkerung andererseits können Indikatoren für die mangelnde Tragfähigkeit eines missionstheoretischen Ansatzes sein.

Selbstverständlich bilden die beiden genannten Arbeitsbereiche und die in ihnen praktizierten missionstheoretischen Konzeptionen nur einen Ausschnitt aus der vielfältigen indischen Missionsgeschichte. Sie reichen aber mit ihren Nachwirkungen prägend in die Gegenwartsdiskussion hinein, vor allem im Denken von M. M. Thomas. Im folgenden wird in einem ersten Teil die Haltung der Goßner-Mission und, kürzer, der jesuitischen Mission zum Landproblem der Munda dargelegt, wobei zunächst ihre konkrete

Praxis und danach ihre theologische Reflexion untersucht wird. In einem zweiten Teil folgt die Analyse der schottischen Erziehungsmission, die in einige grundsätzliche Erwägungen unter besonderer Berücksichtigung von M. M. Thomas ausmündet. Da der Begriff Mission in der Diskussion der letzten Jahrzehnte bis zur Unkenntlichkeit ausgeweitet worden ist, wird zur Verdeutlichung das Wort «Evangelisation» im Sinne der missionarischen Verkündigung verwendet, ähnlich wie das englische «evangelism». Der Begriff «soziales Handeln» ist im weiteren Sinne zu verstehen; er umfaßt die verschiedenen Formen eines gesellschaftsbezogenen Handelns der Mission.

1. 1. Im indischen Kontext tritt die Problematik des Verhältnisses von Verkündigung und sozialem Handeln am deutlichsten bei der Missionierung der Kastenlosen und der sogenannten Adivasis, d. h. nicht hinduisierter Stammeskulturen hervor. Das wichtigste Kennzeichen der indischen Missions- und Kirchengeschichte ist ja darin zu sehen, daß der größte Teil der indischen Christen diesen beiden unterprivilegierten Gruppen entstammt, die heute ungefähr ein Fünftel der indischen Gesamtbevölkerung bilden. Die Tatsache, daß es neben individuellen Bekehrungen auch Gruppenübertritte, zu Unrecht «Massenbewegungen» genannt, aus diesen Bevölkerungsgruppen gegeben hat, machte schon früh die Erkenntnis unabwiesbar, daß soziologische Faktoren bei der Entstehung der indischen Christenheit eine höchst bedeutungsvolle Rolle gespielt haben. Was speziell die Adivasis, wörtlich «Ureinwohner» betrifft, so handelt es sich um Gruppen und Stämme überwiegend der vorarischen Bevölkerung, die in schwer zugängliche Berg- und Dschungelgebiete abgedrängt, nicht oder noch nicht in das religiöse und soziale System des Hinduismus integriert worden sind, sondern ihrer überkommenen Stammesreligion anhängen. Mit den Kastenlosen teilen sie, wenngleich heute in abgeschwächter und in der indischen Verfassung untersagter Weise, das Los, von der Hindugesellschaft religiös, rituell und kulturell diskriminiert und nicht selten den Tieren gleichgestellt zu werden. Die Adivasis wurden darüber hinaus durch die landhungrige Hindugesellschaft häufig von den ihnen verbliebenen Ländereien verdrängt und damit ihrer wirtschaftlichen Basis beraubt. Im 19. Jahrhundert entlud sich die aufgestaute Spannung vor allem im Bereich von Chota Nagpur im heutigen Bundesstaat Bihar in einer Reihe erfolgloser Aufstände und religiöser Bewegungen, die für die Ethnologie, Kulturanthropologie sowie für die Religions- und Missionswissenschaft von Interesse sind.

Die Missionierung der Mundas, eines Stammes im Berggebiet um Ranchi, ist missionswissenschaftlich besonders aufschlußreich, weil nacheinander die Goßnersche Missionsgesellschaft, die anglikanische Society for the Propagation of the Gospel (SPG) und die jesuitische Mission ihr Gebiet betreten und sich gleichermaßen mit der explosiven Agrarfrage, der daraus resultierenden politischen Aktivität der Mundas und mit einer aufbrechenden messianischen Bewegung unter der Führung Daud Birsas, die in einem Aufstand kulminierte, auseinandersetzen mußten.¹

¹ Lit.: Suresh Singh: The dust-storm and the hanging mist. A Study of Birsa Munda and his movement in Chota Nagpur (1874–1901), Calcutta 1966; F. de Sa: Crisis in Chota Nagpur. With special reference to the judicial conflict between Jesuit Missionaries and

Die Goßnersche Missionsgesellschaft war 1836 in Berlin von Johannes Evangelista Goßner gegründet worden, einem zum evangelischen Glauben konvertierten katholischen Priester, der durch den Geist der Erweckungsbewegung um Bischof Sailer geprägt war.

Als die ersten Missionare der Goßner-Mission 1845 nach Chota Nagpur kamen, war die alte agrarische Ordnung der Mundas an der Schwelle des Zusammenbruchs. Zwischen 1789 und 1832 hatte es bereits sieben Aufstände der Mundas gegeben. Die Wurzel des Übels lag, um eine komplizierte Sache einfach darzustellen, in der Verdrängung der traditionellen Landeigentumsverhältnisse einer Stammeskultur, in der das dörfliche Gemeineigentum eine wichtige Rolle spielte, durch das indische Zamindarsystem, wie es sich unter der Mogulherrschaft entwickelt hatte. Durch das sogenannte Permanent Settlement von 1793 machte die Ostindische Kompagnie, wohl in Unkenntnis der traditionellen Besitzverhältnisse in den Adivasi-Gebieten, die Steuereinnahmer zu Besitzern desjenigen Landes, von dem sie Steuern eingetrieben hatten, und gab ihnen 1806 obendrein eine weitgehende Polizeigewalt, mit deren Hilfe sie auch andere Neuerungen wie Fronarbeit in Adivasi-Gebieten durchsetzen konnten. Der Versuch, 1869 durch gesetzliche Regelung (Chota Nagpur Tenures Act, auch Bhunari Survey and Settlement genannt) die Fehlentwicklung zu korrigieren, kam zu spät und wurde überdies von den lokalen Machthabern weitgehend unterlaufen. Die in Rechtsstreitigkeiten hoffnungslos unterlegenen Adivasis sahen sich bis zum Kommen der Missionare einer verfilzten Interessengemeinschaft von Landbesitzern, Polizei und Justiz gegenüber, die sie ohne fremden Beistand nicht überwinden konnten.

Suresh Singh, nicht gerade ein Freund der christlichen Mission, hat in seiner Darstellung der Vorgeschichte des Birsa-Aufstandes dem Christentum bescheinigt, daß es den ersten praktischen und menschlichen «approach» zu den Adivasis darstellte.² Die Goßner-Missionare fanden sich nolentes volentes bald als Ratgeber und Helfer in Landstreitigkeiten in Anspruch genommen und sahen sich nach zögernden Anfängen einem zunehmenden Andrang von Taufbewerbern gegenüber. Die entscheidende, durch das Kommen der Mission bewirkte Veränderung lag jedoch nicht im juristischen Beistand, sondern in der inneren Haltung der Mundas, die sich als Christen nun nicht mehr wie «unvernünftiges sklavisches Vieh» behandeln ließen, sondern zu Menschen wurden, «die verstehen lernen, daß sie zu etwas besserem auch für diese Welt geboren sind als zur Knechtschaft», wie

British government officials, November 1889–March 1890, Bangalore 1975; K. N. Sahay: Under the shadow of the cross. A study of the nature and process of christianization among the Oraon of Central India, Calcutta 1976; Th. Jellinghaus: Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisierung, AMZ 1, 1874, S. 24 ff, 59 ff, 104 ff, 167 ff, 203 ff, 253 ff, 290 ff, 341 ff; P. Gerbard: Geschichte und Beschreibung der Mission unter den Kolhs in Ostindien, Berlin 1883; A. Nottrott: Der gegenwärtige Stand der Kolhs-Mission mit besonderer Berücksichtigung der Landfrage, AMZ 16, 1889, S. 257 ff, 304 ff; ders.: Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission in Ostindien, AMZ 23, 1896, S. 307 ff; F. Hahn: Die Wandlungen im Volke der Kolhs nach fünfzigjähriger Goßnerscher Missionsarbeit, Beiblatt 1 zu AMZ 23, 1896; ders.: Einführung in das Gebiet der Kolhs-Mission, Gütersloh 1907; W. Holsten: Johannes Evangelista Goßner, Göttingen 1949; H. Lokies: Die Goßner-Kirche in Indien, Berlin 1969.
² S. Singh aaO. S. 15.

ein Goßnermissionar es 1856 ausdrückte.³ Der Teufelskreis von erniedrigender Freundeinschätzung und Selbsteinschätzung wurde durchbrochen. Diese neue Haltung, bei deren Zustandekommen natürlich eine Reihe von Faktoren zusammenwirkte, ist ein durchgängiges Kennzeichen aller Missionsarbeit unter allen unterprivilegierten und diskriminierten Schichten und Gruppen Indiens und bildet vielleicht das wichtigste Element sozialer Veränderung unter ihnen überhaupt, weil es nämlich die religiöse Grundlage des traditionellen Kastensystems angreift, die darin besteht, daß jeder Mensch für einen bestimmten Ort und eine Funktion in der Gesellschaft durch Geburt bestimmt ist. Das in der Missionssituation gern gebrauchte Einst-Jetzt-Schema lautet in diesem Kontext in fast stereotyper Wiederholung: Wir waren Vieh, jetzt aber sind wir Menschen geworden.

In den Klagen der Landbesitzer, den Berichten der Behörden und den Erzählungen der Goßner-Missionare tauchten in der Folgezeit Wendungen wie «Geist der Unabhängigkeit» und «Geist des Widerstandes» immer häufiger auf, wenngleich in unterschiedlicher Wertung.⁴ Nach 1857 kamen die Missionare freilich in Schwierigkeiten, denn die Auseinandersetzung zwischen Mundas und den landlords nahmen nicht selten handgreifliche und bewaffnete Formen an, mit denen jene sich nicht identifizieren wollten. Sehr bald begannen die Führer der Mundas, überwiegend Christen, zuständige und unzuständige Stellen mit Petitionen zu bombardieren, in denen sie ihre Beschwerden zum Ausdruck brachten und immer weitergehende Forderungen stellten, die schließlich im Verlangen nach Autonomie, nach einer eigenen Munda-Herrschaft kulminierten. Wegen dieser Methode, die von den Behörden als Agitation gewertet und gerichtlich geahndet und von den Missionaren als mehr oder weniger unrealistisch abgelehnt wurde, kam es zu einem ersten Bruch, als Friedrich Batsch, Missionar in Ranchi, 1864 eine Petition zerriß, die dem anglikanischen Erzbischof von Kalkutta überreicht werden sollte, und 1867 25 Führer der Petitionisten exkommunizierte — eine «Vermengung des Kirchlichen mit dem Politischen, die sich schwer gerächt hat», wie Ferdinand Hahn 1907 im Rückblick feststellt.⁵ Wahrscheinlich darf man das theologische Gewicht dieser Maßnahme nicht überinterpretieren, aber faktisch führte sie zu einem Bruch zwischen der Mission und den politisch-sozialen Bestrebungen ihrer Christen und vertrieb deren Führungselite aus der entstehenden Missionskirche, ohne zu einer grundsätzlichen Klärung beizutragen. Um 1870 sah sich die Mission mit einer starken, von ihr nicht zu kontrollierenden Bewegung konfrontiert, die nach ihren Führern, den «Sardaren», Sardar-Bewegung genannt wurde, und kam zu der Erkenntnis, daß die offene Tür für die Mission unter den Mundas und den benachbarten Stämmen in einem unübersehbaren Zusammenhang mit einer sozialen Bewegung stand. Der Bericht der Goßner-Mission von 1869 nennt den «Instinkt der Selbstbewahrung» als Motiv und stellt fest: «Allein das Christentum kann sie von der religiösen und sozialen Auflösung retten. Sie müssen entweder Christen werden oder zu-

grunde gehen».⁶ Die Krise im Verhältnis zwischen Missionaren und Sardaren wurde noch dadurch verschärft, daß 1868 sechs Missionare aus anderen Gründen, die hier nicht erörtert werden können, die Goßner-Mission verließen, sich teilweise der SPG angeschlossen und damit die Anglikaner auf das Missionsfeld von Chota Nagpur gebracht hatten.

Obgleich die Goßner-Mission fortfuhr, in der Landfrage Hilfestellung zu gewähren, vor allem im Zusammenhang mit der nicht sehr erfolgreichen Durchführung der Landvermessung aufgrund des Gesetzes von 1869, war der endgültige Bruch nicht zu vermeiden. Eine zunehmende Anzahl von Christen fiel in diesen Jahren von der Mission ab, teilweise in die alte Stammesreligion zurück, teilweise formierten sie sich in Gestalt einer «unabhängigen eingeborenen christlichen Kirche».⁷ 1887, nachdem der Jesuitenpater Constantin Lievens durch sein massives Engagement in der Landfrage das Vertrauen vieler Mundas gewonnen hatte, wurden die Goßner-Missionare ultimativ aufgefordert, einem 17 Punkte-Programm der Sardar-Bewegung zuzustimmen, in dem es heißt: «Wir wollen nicht, daß der Raja und seine Zamindare über uns herrschen ... Jedes Volk herrscht in seinem Land, die Engländer in England, die Chinesen in China, die Deutschen in Deutschland — warum sollen wir Mundaris und Uraus nicht Herrn in unserm Lande sein? ... Es ist nicht Gottes Wille, daß 100 Menschen in Überfluß und 1000 in Mangel leben ... Durch die Mission sind wir klüger geworden, das danken wir ihr von Herzen; nun soll sie uns aber auch helfen, daß wir von unserer irdischen Not befreit werden.»⁸ Das ist eine sehr rudimentäre Befreiungstheologie auf dem Stande von 1887. Die Ablehnung der Missionare, an der Errichtung eines Adivasi-Raj mitzuwirken, beantworteten die Sardare mit der Aufforderung, die «deutsche Mission» zu verlassen und ihre Gottesdienste zu boykottieren. Damals zählte die Goßner-Mission in Chota Nagpur 33 000 Getaufte.

Belgische Jesuiten hatten seit 1868 in Chota Nagpur gearbeitet, aber erst Pater Lievens, 1885 dorthin gekommen, ermöglichte ihr den großen Durchbruch, der die Zahl der katholischen Getauften und Taufbewerber innerhalb von vier Jahren von 2 000 auf 75 000 und im fünften Jahr auf 90 000 hochschnellen ließ, unter ihnen viele abgefallene Lutheraner. Lievens, von einem einheimischen Polizeioffizier darüber belehrt, daß man die Adivasis nur über die Landfrage gewinnen könne, bediente sich dieses Mittels mit einer Entschlossenheit und Unbedenklichkeit, die es bei der Goßner-Mission nicht gegeben hat. Rat und Hilfe beschränkte er auf die, die sich seiner Mission angeschlossen hatten oder dazu bereit waren. Aber die Erfahrungen der Goßner-Mission wiederholten sich jetzt. Nach dem großen Anfangserfolg geriet Lievens zunehmend zwischen die Mühlsteine der Behörden und Landbesitzer einerseits und der Sardarbewegung und ihrer Maximalforderungen andererseits. Die Jesuiten, von der Masse der Zugelaufenen pastoral völlig überfordert und von Prozessen bedroht, änderten ihre bisherige Politik abrupt, indem sie jegliche Rechtshilfe überhaupt einstell-

³ F. de Sa aaO. S. 82, A. 116. Vgl. J. W. Pickett: Christian Mass Movements in India, New York 1933, S. 162.

⁴ F. de Sa aaO. S. 81, A. 110, 111; S. Singh aaO. S. 19.

⁵ F. Hahn: Einführung, S. 46 f.

⁶ Zitiert nach: Tribal Awakening, Bangalore 1965, S. 167, und vom Verfasser ins Deutsche zurückübersetzt.

⁷ S. Singh aaO. S. 192.

⁸ AMZ 16, 1889, S. 270.

ten. Lievens mußte 1892 völlig erschöpft in seine belgische Heimat zurückkehren, wo er bald darauf starb. Von 1891 bis 1897 ging die Zahl der Katholiken auf fast ein Drittel zurück, auf 33 000.

1. 2. Mit diesem Kollaps war die Szene für den letzten Akt dieses Dramas gestellt, für die messianische Rebellion unter Führung von Daud Birsa kurz vor der Jahrhundertwende, die in der gebotenen Kürze nicht mit der Ausführlichkeit behandelt werden kann, die sie eigentlich verdient.⁹ Daud Birsa, ein entlaufener Schüler der goßnerschen Missionsschule von Chai-bassa und getaufter Christ, fühlte sich als Empfänger göttlicher Offenbarungen und Stifter einer neuen Religion. Nachdem er sich eine Reputation als Heiler und Wundertäter erworben hatte, begann er seine Religion zu predigen, in der hinduistische und christliche Einflüsse deutlich zu erkennen sind: Tragen der Kastenschnur, Befolgung gewisser Reinheitsvorschriften, Schlachten aller Schweine und Hühner weißer Farbe einerseits, Monotheismus, Monogamie, die Ersetzung farbenfroher Stammesfeste durch puritanisch anmutende Gebetsversammlungen und vor allem die chiliastische Erwartung einer bevorstehenden Sintflut andererseits. Der schärfste Bruch mit der überkommenen Stammesreligion bestand in der Ablehnung des Geisterkults. Die Bewegung politisierte sich zunehmend und verschmolz im letzten Jahrzehnt auf eine schwer zu klärende Weise mit der Sardar-Bewegung. Ob Birsa von einigen Sardar-Führern nur als Marionette gebraucht wurde oder ob er ihnen ein politisch-religiöses Konzept lieferte, nachdem ihre Hoffnungen auf die Missionen und auf die Wirksamkeit ihrer Petitionen gescheitert waren, ist schwer zu entscheiden. Offensichtlich waren die Sardare zu der Überzeugung gelangt, daß eine gerechte Lösung der Landfrage nur noch gegen die englische Verwaltung und gegen die Weißen allgemein, einschließlich der Missionare zu erreichen war. Solch eine Verzweiflungstat aber war nur als messianisches Wunder denkbar, und dafür war allein ein Mann wie Birsa zuständig. Wahrscheinlich hat auch er sich erst nach langem Zögern von den Sardaren zur Anwendung von Gewalt überreden lassen. Nach der Darstellung von Stephen Fuchs¹⁰ war der Weg zur Gewalt unvermeidbar geworden, nachdem die erwartete Sintflut ausgeblieben war und die Mundas vor der Katastrophe standen, weil sie in Erwartung der Sintflut ihr Vieh verkauft bzw. in den Dschungel getrieben und die Kultivierung aufgegeben hatten, wie es dem Muster chiliastischer Bewegungen entspricht. Der bewaffnete Aufstand endete in einem Fiasko; Birsa wurde gefangen und starb im Gefängnis.

Die Einbeziehung der messianischen Rebellion Birsas in unsere Untersuchung ist deswegen unumgänglich, weil sie eine einseitige Betrachtung der Vorgänge in Chota Nagpur unter der Alternative religiös oder sozial bzw. säkular unmöglich macht. Die ersten vier Bekehrten der Goßner-Mission in Chota Nagpur waren zuvor Kabirpanthis gewesen, Angehörige einer monotheistischen bilderfeindlichen Reformgruppe, die sich auf Kabir zurückführt. Die Führer der Sardar-Bewegung trugen Namen wie Jesus Christus

und Johannes der Täufer. Das Land war den Adivasis nicht nur als Existenzgrundlage wichtig, sondern auch wegen der Grabstätten der Ahnen und der Opferhaine, in denen die Geister besänftigt wurden. Die Krise in der Landfrage war zugleich auch eine Krise der traditionellen Stammesreligion. Anthropologisch ausgedrückt: Die soziale Krise war, wie häufig in ähnlichen Fällen bis zum heutigen Tag, überlagert von einer Akkulturationskrise, von der man heute weiß, daß sie religiöse Neubildungen hervorbringt, die als messianische, chiliastische, nativistische oder Revitalisierungsbewegung bezeichnet werden können. Die Botschaft Birsas war chiliastisch, insofern sie mit der bevorstehenden wunderbaren Umkehrung der Herrschaftsverhältnisse rechnet, messianisch, weil in ihrem Zentrum ein messianischer Führer steht, revitalisierend, weil sie angesichts einer zerstörten alten Ordnung versucht, eine befriedigende Kultur zu schaffen, nativistisch, weil sie sich bemüht, «ein durch überlegene Fremdkultur erschüttertes Gruppen-Selbstgefühl wiederherzustellen durch massives Demonstrieren eines 'eigenen Beitrags'» (Mühlmann),¹¹ wobei dieser eigene Beitrag durchaus assimilierte Elemente der Fremdkultur enthalten kann. Nachdem dieser utopische Versuch gescheitert war, konnten die Missionen ihre Arbeit langsam wieder konsolidieren und weitere Fortschritte machen. Die Religion Birsas, nunmehr von der politischen Dimension völlig gelöst und auf moralischen und rituellen Reformismus beschränkt, hat bis heute in mehreren Schulrichtungen überlebt.

1. 3. Wenden wir uns jetzt der theologischen Reflexion über diese Thematik zu, wie sie sich in Äußerungen der Goßner-Mission und ihrer Missionare widerspiegelt, so ist von vornherein davon auszugehen, daß sie die religiöse Akkulturationsproblematik mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Instrumentarium nicht analysieren und die Religion Birsas nur als eine merkwürdige Mischung hinduistischer und christlicher Elemente deuten konnten. Zur sozialen Problematik ist zunächst festzustellen, daß das heimatische Kuratorium sich 1872 in geistlichen Trost flüchtet, wie es solche Institutionen zu allen Zeiten gern getan haben. Es bedauert die Missionare wegen der Landstreitigkeiten, wünscht sie «frei von solchen Leiden», verweist auf das Gebet als einzige Waffe und empfiehlt, sich durch diese Leiden immer mehr in die Furcht Gottes hineintreiben zu lassen.¹² Einer der betroffenen Missionare, Th. Jellinghaus,¹³ sieht es 1874 anders: Er beklagt die schreiende Ungerechtigkeit, erinnert an die Menschenrechte, beklagt die Exkommunikation der Sardare von 1867 und nennt die Ermahnungen zu Glauben und Geduld eine «mißliche Sache». Denn «es ist eine verzweifelt unapostolische Situation für den Missionar, daß er selbst nun mal als Europäer unverletzlich dasteht, aber seine armen, an Erkenntnis noch schwachen Christen verfolgt werden». Als Lehre aus den Erfahrungen von Chota Nagpur fordert er, «daß von Anfang an die wahre soziale Lage ... der Christen erkannt werde». Er freut sich, daß durch vernünftige Informa-

⁹ Außer S. Singh, aaO., siehe S. Fuchs: *Rebellious Prophets*, London 1965, S. 25 ff; B. B. Chaudhuri: *Millenarian Elements in the Tribal Agrarian Movements in Eastern India in the 19th Century* (hektogr. Ms. o. J.).

¹⁰ S. Fuchs aaO. S. 31 f. Etwas anders: B. B. Chaudhuri aaO. S. 32 f.

¹¹ W. E. Mühlmann (Hg.): *Chiliasmus und Nativismus*, Berlin 1961, S. 11. Zur Definition der Revitalisierungsbewegung: A. F. C. Wallace in: *American Anthropology* 58, 1956, S. 265.

¹² F. de Sa aaO. S. 98 A. 176.

¹³ Th. Jellinghaus aaO., bes. S. 111, 181, 184, 253 ff, 292 ff.

tion «die Gefahr von Massenübertritten aus törichten Motiven immer ferner gerückt worden» sei. Damit artikuliert er das Unbehagen an den Motiven der Übertritte und die gut pietistische Sorge um die Integrität der Missionsarbeit und der Konvertiten – Gefühle, die offenbar bei der Haltung der Goßner-Missionare eine wichtige Rolle gespielt haben. Man gewinnt den Eindruck, daß sie – anders vielleicht als die spätere Jesuiten-Mission – nicht auf der Woge ungeklärter Heilserwartungen zum Missionserfolg schwimmen wollten. Hellsichtig diagnostizierte Jellinghaus die gefährliche Nähe eines mißverstandenen pietistischen Heilsverständnisses zum hinduistischen und die Gefahr einer fragwürdigen Gemeinsamkeit beider in der Geringschätzung der sozialen Dimension religiösen Suchens, wenn er schreibt: «Ein Missionar, welcher nur durch weltloses, gegen irdische Freude und Not gleichgültiges Leben ... ihre Herzen gewinnen wollte, der würde ihnen gar zu leicht als ein 'indischer Heiliger' erscheinen und nur die grundverkehrten hinduistischen Ansichten von Frömmigkeit als gleich mit weltflüchtiger Apathie in ihnen noch mehr wachrufen.»

Im Rückblick scheint unter den späteren Goßner-Missionaren die Ansicht vorzuherrschen, es wäre für die Sache der Mission besser gewesen, wenn die erste Missionargeneration in der Landfrage mehr getan hätte. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gerät die Diskussion freilich in den Sog der kirchlichen Frontstellung gegen den Sozialismus in Deutschland: Der Taufbewegung in Chota Nagpur wird ein «sozialistischer Beigeschmack» attestiert, und die Sardare werden als «sozialistische Wühler und Führer» qualifiziert. Ähnlich hat Pater Lievens sich über sie geäußert.¹⁴ Walter Holsten spricht noch 1949 streng ekklesiozentrisch von der Aufgabe der Mission, «von der sozialen Bewegung ... zur evangelischen Gemeinde und lutherischen Kirche zu leiten ... es galt die Bändigung und Erfüllung sozialistischen Wollens und Hoffens durch das Evangelium der Kirche», und Hans Lokies handelt 1969 das Problem unter der Alternative «Sozialisieren oder Missionieren» ab.¹⁵

Aus alledem gewinnt man nicht den Eindruck, daß Lokies mit der optimistischen These recht hat, damals sei «in einer kleinen Dschungelkirche» ein Problem «gelöst» worden, das heute ein Weltproblem geworden ist.¹⁶ Goßner-Missionare und -Mission scheinen theologisch eher von der Hand in den Mund gelebt zu haben. Ihr Interesse an der sozialen Problematik hat sich nie aus der Umklammerung durch das Anliegen der Evangelisation lösen und als ein legitimes eigenständiges theologisches Interesse selbstständigen können. Das Gleiche gilt übrigens auch für das bekannte Buch, das J. W. Pickett 1933 über die «Christian Mass Movements in India» geschrieben hat: Ein eigenständiges Interesse an den sozialen Aufgaben, die der Mission aus diesem Phänomen erwachsen sein könnten, findet sich nur auf zwei/bis drei der knapp 400 Seiten.¹⁷ Andererseits hat das soziale Gewissen der Goßner-Missionare besser funktioniert als ihre Theologie. Sie haben entgegen einer häufig zu hörenden hinduistischen Kritik der Versu-

chung widerstanden, die soziale Not bewußt und ungehemmt zu Bekehrungszwecken auszubeuten. Sie haben die grundlegende Bedeutung des Verhältnisses von Fremdeinschätzung und Selbsteinschätzung für die Selbstbefreiung verachteter und deklassierter Gruppen und Schichten erkannt. Nicht wenige von ihnen haben geholfen und hinterher erkannt, daß noch mehr hätte geholfen werden müssen. Aber das alles blieb im Rahmen eines missionarischen Handelns, das vornehmlich an der Aufgabe der Evangelisation orientiert ist und darum als evangelisationsbezogenes Handeln bezeichnet werden kann.

2. 1. Ein deutlicher Schritt über dieses Konzept des evangelisationsbezogenen Handelns hinaus ist in einem anderen Bereich der indischen Missionsgeschichte getan worden, nämlich in der Erziehungsmission, wie sie von den Missionaren der Church (bzw. Free Church) of Scotland getrieben worden ist.¹⁸ Von Beginn der protestantischen Mission in Indien an war die Frage nach Wert und Zielsetzung von Missionsschulen und -Colleges umstritten. Je deutlicher die Bildungsarbeit in den Dienst der missionarischen Verkündigung gestellt wurde, desto verdächtiger mußte sie überzeugten Hindus erscheinen; je weiter sie sich von dieser Zielsetzung entfernte, umso geringer dachten Missionsleitungen von dem Wert solcher «externa». Die Erziehungsmission stand darum stets in Gefahr, zwischen den entgegengesetzten Wünschen der Hindu-Bevölkerung und der Missionsleitung zerrieben zu werden. So erging es schon dem von B. Ziegenbalg entwickelten Konzept einer sogenannten «freien öffentlichen Schule» nach dem Vorbild der englischen charity school, in der jeder Schüler die Freiheit behalten sollte, «ein Christ zu werden oder nicht». Die Kopenhagener Missionsleitung beendete dieses Projekt nach zwölf Jahren.¹⁹

Ein neues Konzept der Erziehungskommission wurde in der presbyterianisch geprägten Kirche von Schottland entwickelt und von ihrem ersten, nach Indien entsandten Missionar Alexander Duff (1806–1878) in die Wirklichkeit umgesetzt, nachdem der englische Vizekönig aufgrund des berühmten Memorandums von T. B. Macaulay 1835 die Einführung des englischen Bildungssystems in Indien beschlossen hatte. Duff betrachtete die Verbreitung westlicher Bildung durch Missionsschulen und -Colleges nicht nur als einen «Paß zu den höheren Schichten», die sich der Mission gegenüber resistent gezeigt hatten, und als Mittel für die Gewinnung einer Führungsschicht für die indischen Kirchen, sondern vor allem als Waffe im Kampf gegen den Hinduismus im Sinne einer praeparatio evangelica. «Jedes Gebiet vernünftiger Allgemeinbildung, das man einprägt, wird zum Zerstörer irgendeines entsprechenden Teils des Hindu-Systems. Und wenn ein Gebiet nach dem anderen vermittelt wird, wird auch ein Stein nach

¹⁴ P. Gerbard aaO. S. 93; F. de Sa aaO. S. 91, 99, 124.

¹⁵ W. Holsten aaO. S. 264, vgl. 308. H. Lokies aaO. S. 25 ff.

¹⁶ H. Lokies aaO. S. 28.

¹⁷ J. W. Pickett (s. A. 3), S. 346, 351.

¹⁸ Lit.: E. J. Sharpe: Not to destroy but to fulfil. The Contribution of J. N. Farquhar to Protestant Missionary Thought in India before 1914, Gleeup 1965; M. A. Laird: Missionaries and Education in Bengal 1793–1837, Oxford 1972; A. Duff: India and Indian Missions, Edinburgh 1839; The Missionary Ideal in the Scottish Churches. The Chalmers' Lectures delivered in 1926 by the Rev. D. Mackichan, London 1927; W. Paton: Alexander Duff, Pioneer of Missionary Education, London 1923.

¹⁹ H.-W. Gensichen: «Dienst der Seelen» und «Dienst des Leibes» in der frühen pietistischen Mission (Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen, hg. v. H. Bornkamm, F. Heyer, A. Schindler Bielefeld 1975, S. 155–178), S. 164 ff.

dem anderen vom gewaltigen und scheußlichen Gefüge (huge and hideous fabric) des Hinduismus heruntergeworfen werden, und wenn erst ein weiterer Bereich des Unterrichts abgeschlossen ist, wird man sehen, daß das Ganze in Stücke zerbrochen ist: nicht ein Fetzen wird übrig bleiben.²⁰ Wenn etwas die christliche Mission in Indien in Verruf gebracht hat, so diese Haltung einer kulturellen Aggression und die Vermischung des missionarischen Zeugnisses mit dem Glauben an die kulturelle Überlegenheit des Westens, wie sie in Duffs Worten zum Ausdruck kommt. Freilich hatte Duff auch schon zu seiner Zeit Kritiker gefunden, so z. B. John Clark Marshman, den ältesten Sohn Joshua Marshmans. Dieser war neben William Carey und W. Ward der Dritte in dem berühmten baptistischen Serampore-Trio. Der jüngere Marshman erkannte klar, daß der Hindu unter dem Eindruck westlichen kritischen Denkens durchaus nicht zum Christentum konvertieren mußte, sondern die kritisierten puranischen Legenden einfach zugunsten der Vedanta-Philosophie fahren lassen konnte, wie es Ram Mohan Roy getan hatte.²¹ Es sollte sich schon nach einigen Jahrzehnten herausstellen, daß Duffs Hoffnungen, die Mission könnte mit Hilfe westlicher Bildung in Indien eine religiöse und kulturelle tabula rasa schaffen, um auf den Trümmern die Fahne einer christlich-westlichen Kultur zu hissen, getrogen hatte. Der Einbruch westlicher und christlicher Ideen, weit entfernt davon, dem Hinduismus das Lebenslicht auszublauen, weckte vielmehr seine Widerstands- und Erneuerungskraft und trug so ungewollt zu seiner Renaissance bei. Duff hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß aus seiner Gründung, dem Scottish Church College in Kalkutta, später einmal die ersten wichtigen Hindu-Missionare im Westen, nämlich die Svamis Vivekananda und Yogananda hervorgehen würden.²²

Worauf es im Zusammenhang unseres Themas ankommt, ist weniger der Inhalt dieser Konzeption als ihre geschichtstheologische Überhöhung und Rechtfertigung. In den Augen Duffs waren der zerstörerische Einbruch westlicher Bildung und die ihn ermöglichende englische Kolonialherrschaft Bestandteile der «großen Pläne der Vorsehung und der Gnade». Selbst die unfremden britischen Seeleute, Soldaten und Staatsmänner galten ihm als Werkzeuge Gottes.²³ Das bedeutet aber: Obgleich Duff eine evangelisationsbezogene Erziehungsarbeit betrieb, konnte er sich in seinem heißen Klassenzimmer in Kalkutta als Vollzugsorgan der Vorsehung fühlen; für ihn war der Unterricht kein «externum» im abwertenden Sinn.

Es ist höchst reizvoll zu beobachten, wie in den folgenden eininhalb Jahrhunderten in diesen gleichbleibenden geschichtstheologischen Rahmen immer neue Bilder gehängt wurden, d. h. wie er mit neuen konkreten Zielsetzungen gefüllt wurde. Als 1877, ein knappes halbes Jahrhundert nach Einführung des englischen Bildungssystems in Indien, William Miller²⁴ die Leitung des ebenfalls von der schottischen Mission begründeten Madras

Christian College übernahm, war das Duffsche Konzept der Erziehungsmission in eine Krise geraten. Die Zahl der bekehrten Brahmanen blieb gering, die junge Generation hinduistischer Gebildeter schwamm auf der Woge der hinduistischen Renaissance, das Interesse und die Finanzen der Missionsgesellschaften waren durch die mass movements in Anspruch genommen. Zugleich hatte sich in Missionskreisen eine freundlichere Haltung gegenüber dem Hinduismus und eine andere Einschätzung der Funktion der Erziehungsmission entwickelt. Das spiegelt sich im Denken und Wirken W. Millers wider, der fast zwanzig Jahre, von 1877 bis 1896, dem Madras Christian College vorstand. Ein sensiblerer Erzieher als Duff, sah er in einem christlichen College nicht primär einen Ort der Verkündigung, weil unter solchen Umständen eine Ausbildung fast einer Bestechung gleichkäme. Der Wert eines christlichen Colleges sei nicht an der Zahl der Tausen zu messen, sondern an seiner Fähigkeit zu Verbreitung (diffusion) christlicher Ideen und Ideale mit dem Ziel einer sauerartigeartigen Durchdringung und Umwandlung der gesamten Hindu-Gesellschaft. In diesem Prozeß der Verchristlichung, nicht mehr in der Verdrängung des Hinduismus, sah Miller jetzt das Ziel des göttlichen Planes, an dem er mitwirken durfte. Auch das Hindu-Denken sei, wie die griechische Philosophie und das römische Recht, ein Faktor in dem großen Bau, dessen Fundament in der Berufung Abrahams gelegt wurde und dessen Eckstein Christus ist, wie Miller schreibt. Wie immer man über dieses Konzept denken mochte, mit ihm ließ sich weiterhin Erziehungsmission treiben. Der Sinn christlicher Bildungsvermittlung, Schulen und Colleges, stand und fiel nicht mehr mit dem missionarischen Erfolg. Die Erziehungsmission war aus der Evangelisationsbezogenheit gelöst, ihr Handeln im säkularen Bereich hatte eine eigene theologische Dignität gewonnen, weil es als Werkzeug eines planvollen göttlichen Handelns begriffen wurde. Solchen Missionskreisen freilich, denen es primär oder einzig um die Evangelisation ging, mußte eine so verstandene, durch geschichtstheologische Reflexion vermittelte Zielsetzung des erziehungsmissionarischen Handelns unakzeptabel erscheinen. Da sich das alte, evangelisationsbezogene Modell in der Praxis weithin nicht durchhalten ließ, kam es zur Schließung christlicher Colleges und ähnlicher Institutionen, gemäß dem Grundsatz, der in der Formulierung der Wheaton-Erklärung von 1966, einer bekenntnisartigen Erklärung evangelikaler Missionskreise der USA, besagt, daß «christliche Institutionen aufgelöst werden sollten, wenn sie ihre eindeutig evangelistischen Aufgaben nicht mehr erfüllen». Freilich hat die deutsche Übersetzung an dieser Stelle den Sinn des amerikanischen Originals verschärft, das nur von «distinctively evangelical (nicht evangelistic) functions» spricht.²⁵ Duffs und Millers Deutung der Auswirkungen westlich-christlichen Denkens auf Indien im Sinne einer praeparatio evangelica und eines providentiellen Geschehens hat im 20. Jahrhundert weitere Nachahmer gefunden und dabei den engeren Bereich der Erziehungsmission überschritten. C. F. Andrews und K. T. Paul glaubten an die Kontinuität eines göttlichen Handelns in Indien, das von der britischen Herrschaft direkt zum dadurch ausgelösten indischen

²⁰ Zitiert nach E. J. Sharpe aaO. S. 65.

²¹ M. A. Laird aaO. S. 255 ff.

²² R. Hummel: Indische Mission und neue Frömmigkeit im Westen, Stuttgart u. a. 1980, S. 134.

²³ A. Duff aaO. S. 26–28.

²⁴ Zu W. Miller und dem Madras Christian College: E. J. Sharpe aaO. S. 82 ff.

²⁵ Wheaton Declaration (IRM 55, 1966, S. 458–476) Punkt 9. Deutscher Text, hg. von P. Beyerhaus, Bad Liebenzell 1970.

Nationalismus führe. Die gleiche geschichtstheologische Reflexion, die bei Duff die Kolonialherrschaft gerechtfertigt hatte, erlaubte nun indischen Christen und ihren weißen Freunden, an deren Beseitigung und an dem Aufbau eines unabhängigen Indien mitzuwirken. Das gleiche Schema läßt sich übrigens auch im globalen Kontext auf die Säkularisation und die Ausbreitung westlicher Technokratie anwenden, wie sich an den Arbeiten A. T. van Leeuwens zeigt.²⁶

2.2. Die aktuelle Bedeutung des bisher Beschriebenen liegt nicht zuletzt darin, daß das Denken eines so maßgeblichen Mannes wie M. M. Thomas sowohl durch die Erfahrungen der Adivasi- und Kastenlosenmission als auch durch die in der Erziehungsmission entwickelten Konzepte geprägt ist. Die ersteren dienen ihm zur Illustrierung dessen, was er mit dem umstrittenen Begriff der Humanisierung – humanisation im Gegenüber zu salvation – meint. Der Sünder M. M. Thomas, Glied der traditionsreichen syrischen Kirche und langjähriger Vorsitzender des Zentralkomitees des Ökumenischen Rates der Kirchen, stellt fest, daß die überwiegend konservativ-evangelikal ausgerichteten Missionare «Träger einer sozialen und kulturellen Humanisierung wurden; indem sie mit dem Evangelium zu den Kastensystemen innewohnenden Strukturen. Heil in Christus wurde die Quelle einer neuen menschlichen Gemeinschaft zumindest im religiösen Gottesdienst und dem Sakrament der Heiligen Kommunion».²⁷ Was die Erziehungsmission betrifft, so fehlt in keiner der größeren Veröffentlichungen von M. M. Thomas der Hinweis auf Duff und Miller und auf ihre geschichtstheologische Begründung der Bildungsarbeit sowie ein ausdrückliches Bekenntnis zu ihrem Konzept, freilich in einer zeitgemäß abgewandelten Form.²⁸ «Eine ähnliche christliche Interpretation (wie diejenige Duffs) ist angebracht in bezug auf die gegenwärtige asiatische Revolution, die ein Produkt jener früheren Revolution ist, die Duff und seine Generation zu interpretieren versuchten und mit der sie rangen».²⁹ Der Ursprung von Thomas' Glauben an ein göttliches Handeln im säkularen Bereich liegt nicht in einer abstrakten Theorie, sondern in der Deutung der konkreten geschichtlichen Entwicklungen, die in Indien durch die Begegnung mit dem Westen ausgelöst worden sind, wobei das Christentum ja in der Tat eine wichtige, historisch nachweisbare Rolle gespielt hat. «Der Christus in der westlichen Kultur erweckt den Christus in der indischen Kultur und bereitet Indien auf das neue Leben und das Evangelium vor» – das ist für Thomas die «theologische Substanz des indischen Nationalismus» und die

²⁶ Zum praeparatio evangelica-Konzept bei C. F. Andrews und K. T. Paul: *M. M. Thomas: The Acknowledged Christ of the Indian Renaissance*, London 1969, S. 244 ff. Zu A. van Leeuwen s. u., A. 31.

²⁷ *M. M. Thomas: Salvation and Humanisation*, Madras 1971, S. 12. Die Charakterisierung der Auswirkung der Mission als «Humanisierung» findet sich übrigens schon bei H. Kraemer: *World Cultures and World Religions, The Coming Dialogue*, London 1969.

²⁸ Der Hinweis auf das praeparatio evangelica-Konzept bei Duff und Miller findet sich übrigens schon in einer Ansprache von Thomas aus dem Jahr 1958. *M. M. Thomas: Towards a Theology of Ecumenism. A Collection of Addresses to Ecumenical Gatherings (1947–1975)*, Madras 1978, S. 54. Ferner in: *The Acknowledged Christ*, S. 239 ff.; *Asien und seine Christen in der Revolution*, München 1968, S. 22 f, 26 ff.

²⁹ *Asien und seine Christen in der Revolution*, S. 22 f.

Grundlage für eine aktive Teilnahme der Christen am Aufbau der Nation.³⁰

Die Gründe für die Attraktivität dieser Konzeption eines – so könnte man es nennen – durch geschichtstheologische Reflexion vermittelten sozialen Handelns im weitesten Sinn des Wortes, zumal in einer Zeit schneller geschichtlicher Wandlungen und Umbrüche, liegt auf der Hand. Das Handeln im säkularen Bereich erscheint nicht mehr, wie im Falle des evangelisationsbezogenen Handelns, von der Zufälligkeit missionarischer Improvisation abhängig; es ist im Blick auf die Verwirklichung geschichtlicher Ziele nicht mehr blind; es ist im nichtchristlichen Raum leichter kommunizierbar und ermöglicht gemeinsames Handeln mit anderen geschichtlichen Kräften und Institutionen; es befreit soziales Handeln von dem Geruch theologischer Belanglosigkeit. Die Gefahren dieser Konzeption sind ebenfalls deutlich: Auch theologische Geschichtsdeutungen sind häufig kurzlebig, wie man an den vielfältigen Wandlungen von Duff bis zu Thomas in fast peinlicher Weise feststellen muß. Die Vorsehung liebt es anscheinend, ihre eifrigsten Interpreten zu desavouieren. Peinlich ist auch, wenn die Familie sich nicht einigen kann, welches zeitgenössische Bild in den geschichtstheologischen Wechselrahmen gehängt werden soll. Die Grenze zwischen einer theologischen Geschichtsdeutung mit dem Ziel einer Anleitung zu konkretem Handeln einerseits und fragwürdiger religiöser Legitimierung und Verklärung andererseits ist nicht immer leicht zu bestimmen. Thomas' ständiges Bemühen um das Problem eines angemessenen dialektischen Verhältnisses zu geschichtlichen Kräften und Bewegungen – einerseits Mitarbeit, andererseits Widerstand gegen die Vergötzung politischer Programme und Zielsetzungen – verdeutlicht nur, auf wie schmalen Grat sich christliches Handeln bewegt, das an diesem Konzept orientiert ist.

2.3. Ein entscheidender Unterschied zwischen beiden Konzeptionen liegt in der jeweiligen Verhältnisbestimmung von Verkündigung und Handeln. Das evangelisationsbezogene Handeln hat die Tendenz, ohne feedback, ohne Rückkoppelung mit der Verkündigung zu bleiben. Die Goßner-Missionare in Chota Nagpur engagierten sich in verschiedenem Umfang für die Landreform, aber sie predigten sie nicht von der Kanzel. Zwischen Engagement und Verkündigung wurde klar unterschieden. Im Gegensatz dazu hat das durch geschichtstheologische Reflexion vermittelte Handeln die Tendenz, ganz oder teilweise zum Inhalt der Verkündigung zu werden. So z. B. bei Arend Th. van Leeuwen. Auf dem Hintergrund seines säkularisationstheologischen Geschichtsentwurfs postuliert er, das Konzept der Entwicklung müsse unsere Vorstellungen von dem bestimmen, was missionarische Verkündigung heißt, das missionarische Zeugnis müsse eine prophetische Botschaft für das technokratische Zeitalter enthalten, denn «unsere Mission gehört in den Gang der christlichen Geschichte hinein».³¹ Es ist für M. M. Thomas' vermittelndes Denken kennzeichnend, daß er die Spannung zwischen Verkündigung und Handeln nicht auflöst, sondern in immer

³⁰ *The Acknowledged Christ*, S. 251.

³¹ *A. van Leeuwen: Des Christen Zukunft im technokratischen Zeitalter*, Stuttgart - Berlin 1969, S. 145, vgl. 143.

neuen Wendungen zu umschreiben versucht. Das missionarische Zeugnis solle «das geistliche Gegenstück (spiritual counterpart) zur christlichen Teilnahme an der asiatischen Revolution und die Erfüllung der darin liegenden Suche»³² sein, schreibt er 1966. Spätere Verhältnisbestimmungen — Heil als die «spirituelle Innenseite (spiritual inwardness) wahrer Humanisierung» und zugleich als «Humanisierung in einem totalen und eschatologischen Sinn», «Spiritualität des Kampfes»³³ — sind vielleicht schon zu glatt, um in der Praxis zu helfen. Wie dem auch sein mag — Thomas hält an einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis fest: Humanisierung ist zugleich Produkt und praeparatio der Evangelisierung.

Die Frage der Rückkoppelung zwischen Verkündigung und Handeln im säkularen Raum scheint in der Auseinandersetzung zwischen Evangelikalen und Nichtevangelikalen ein entscheidender Punkt zu sein. Die inner-evangelikale Diskussion hat gezeigt, daß auch dort Evangelisation und soziales Handeln, Missionsbefehl und Liebesgebot als gleichgewichtig angesehen werden können.³⁴ Die evangelikale Position steht und fällt nicht mit dem Festhalten an dem unfruchtbaren Prioritätenstreit und an dem einseitigen Konzept eines ausschließlich evangelisationsbezogenen Handelns. Wohl aber wird voraussichtlich die Frage kontrovers bleiben, ob eine bestimmte geschichtstheologische Deutung der Situation — die Evangelikalen würden sagen: eine bestimmte Ideologie — und die daraus abgeleiteten Handlungskonzepte zum Inhalt der Verkündigung werden dürfen. An dieser Stelle müssen wir uns mit der Beobachtung begnügen, daß, wie die Untersuchung gezeigt hat, die Wurzeln dieser Kontroverse in die indische Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts zurückreichen.

³² Asien und seine Christen in der Revolution, S. 77.

³³ Salvation and Humanisation, S. 10, 18, vgl. S. 17.

³⁴ J. R. W. Stott: Das Wesen biblischer Evangelisation (Theol. Beitr. 5, 1974, S. 245—263), S. 248.

Quanten großes und doch
 so viele wissen und
 fühlen die Kraft der neuen Lehre
 und ihre Hoffnung
 die nicht endet und.

So bin ich geboren, (ist)
 geboren bei Heilig
 die Wonne und Blut sehr lieb und
 das in die Welt und in die Welt
 das in die Welt.

Alles was ich habe gegeben ist
 er hat die Liebe gegeben
 er hat mich liebend

So ist es das was ich
 das was ich
 das was ich

das was ich
 das was ich
 das was ich

das was ich
 das was ich
 das was ich

Wenn es mir morgen wird
 steht es da
 wie noch die Luft ist, zu sein,
 so will, so willgelehrt
 so geliebte, geliebt.

Die Frauen, die ich, wie ich, wie ich
 wie ich, wie ich, wie ich
 wie ich, wie ich, wie ich
 wie ich, wie ich, wie ich
 wie ich, wie ich, wie ich
 wie ich, wie ich, wie ich

Die Kinder spielen, spielen mit der Welt
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich

das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich

das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich
 das was ich, das was ich, das was ich

Mit Dank für freundliche Einladungen,
mit guten Wünschen
zum Christfest und neuen Jahr.

Der Hebräer David.

Der folgende Bericht über 80 Tage Indien ist in den Monaten Januar bis März 1969 entstanden. Der Text entspricht bis auf geringfügige Änderungen dem, was ich in Indien auf Tonband gesprochen oder schriftlich festgehalten habe.

Meinen Aufenthalt in Indien verdanke ich der Aufforderung und Unterstützung durch den Mainz-Kasteler Konvent und die Gossner-Mission, die Vereinigten Kirchenkreise Dortmund und die Evangelische Kirche von Westfalen.

Nicht das ländliche Indien, nur einige Städte habe ich gesehen ; die meiste Zeit verbrachte ich in Westbengalen, in anderen Gegenden des Subkontinents jeweils nur wenige Tage ; weder war ich vorbereitet noch voreingenommen durch einführende Lektüre.

Damit ist gesagt, daß dieser Bericht mit Vorbehalt gegeben wird und mit Vorsicht zu lesen ist. Er gibt Eindrücke wieder und ist stark bestimmt durch die Frage nach der Kirche, insbesondere ihrer Industrie- und Sozialarbeit (UIM = Urban and Industrial Mission) im heutigen Indien.

Das Inhaltsverzeichnis mag den ungegliederten Text übersichtlicher machen.

Dankbar nenne ich die Namen der Dortmunder Kollegen, die mich während der Abwesenheit vertraten ; der Mitarbeiter in Durgapur und Calcutta, die, wie im Nachwort angedeutet, die begonnene Arbeit trotz aller Schwierigkeiten bis heute fortgeführt haben ; vieler weiterer Freunde und Gesprächspartner, die mich aufnahmen und bewirteten, mir Einblick gewährten und zu Einsichten verhalfen.

C.B.Aind,Ranchi I.Aind,Ranchi J.J.Anderson,Bangalore W.Bading,Rourkela S.Bakhla,Ranchi
S.Biswas,Calcutta A.F.Bruns,Khuntitoli S.Burh,Rourkela H.K.Chopade,Nagpur J.Clapham,
Calcutta S.Das,Calcutta Th.Dell,Ranchi G.Emanuel,Nagarsunasagar S.Fischer,Dortmund
K.Fritz,Berlin J.Hastings,Calcutta H.Hembach,Rourkela D.Hindle,Durgapur H.A.Hertel,Fudi
G.Jayaraj,Gauhati M.Jojo,New Sitarandera W.Keller,Delhi W.Kluthe,Dortmund J.S.Koh,Inchon
U.Komers,Calcutta Fr.Lawrence,Bhopal G.Leich,Bielefeld P.Löffler,Beirut H.R.Martin,
Coimbatore T.Mathias,Bhopal Val Maynadd-Smith,London G.Meshram,Bhandara J.Minz,Ranchi
Mohan M.G.,Ranchi W.Moses,Coimbatore R.D.Newell,Madras O.Patickal,Kerala E.Pocklington,
Delhi Vict.Prodhan,Durgapur S.Ramteke,Durgapur J.Riess,Nairobi R.Roberts,Durgapur
R.Scheer,Dortmund G.Seebach,Bangalore P.Siromoni,Bangalore E.Sounderaradjan,Madras
S.Subramaniam,Durgapur J.Underwood,New York K.Wright,Durgapur

HELMUT DONNER

C A L C U T T A 1 Anreise 2 Erster Eindruck

D U R G A P U R 4 Das Ökumenische Sozialinstitut 9 Eine Diskussionsgruppe 10 Ein Betriebsbesuch 12 Slum im Niemandsland 13 Kirche im Slumgebiet 15 Das Team und wie es sich versteht 17 Was kann der Gast beitragen? 18 Geselliger Abend mit ernstem Hintergrund 19 Betriebe in Durgapur 20 Arbeiter und Arbeiterpriester 23 Folgt auf den Fatalismus die Revolution? 23 Gottesdienst experimentell 24 Die Arbeitsgruppe ist ökumenisch 25 Kirche auf der Anklagebank 26 Nützt europäische Erfahrung? 27 Man will Deutsch lernen 28 Feldstudie in einem Slumgebiet 30 Indischen Arbeitern Rede stehen 30 Altes und modernes Indien 32 Indische Pastoren 33 Hat Indien Zukunft? 34 Hindustan Steel feiert Geburtstag

C A L C U T T A 37 Im Zug nach Calcutta 37 Worin besteht die Gemeinschaft Christi? 38 Diese Stadt ist ein nationales Problem 39 Was die Kirchen in Calcutta vorhaben 41 Die Slums nennt man hier Bustee's 43 Zu leicht gewöhnt man sich

D U R G A P U R 43 Gottesdienst am Republic Day 44 Wie gut ist die Heimatkirche? 45 Filmvorführung 45 Mit Arbeitern lernen 47 Von den Wandlungen der Mission 51 Rote Zahlen 52 Indien ist nicht gewaltlos 53 Thema Arbeitswelt 54 Über unsere Kursteilnehmer 57 Ein indischer Kommunist 58 Eine Botschaft aus Chicago 63 Kann sich Indiens Kirche reformieren? 65 Gesetze gegen Christen

B E N A R E S 65 Die heilige Stadt am Ganges 67 Hier predigte Buddha 68 Hindu-Uni, Tempel und Verbrennung 69 Hindi um jeden Preis? 70 Santiniketan, Jahresfest einer Universität

C A L C U T T A 71 In Zug nach Calcutta 71 Zukunftsplanung für die Metropole 73 Ist dieser Stadt zu helfen? 75 Freiwillige gesucht! 76 Im Slumgebiet Pilkhana 77 Die Strategie des Bischofs 79 Abend bei der Konsulin 80 Im Slum nahe Bridge Nr.4 82 Mißtrauen gegen die Kirche 83 Die Zukunft kirchlicher Arbeit 84 Nenne Indiens Probleme 85 Ein Blick auf das ländliche Indien 87 Auf den Straßen von Calcutta. Abendlicher Rundgang

D U R G A P U R 97 Zwei Stadtviertel

R O U R K E L A 105 Ein Ticket - ein Problem 107 Was der deutsche Techniker hier soll 108 Der Pfarrer - der Zweifler 109 Besuch im Stahlwerk. Monatslöhne

R A N C H I 111 Die Musterfarm der Gossnerkirche 112 Wem Gott ein Amt gibt

M A D R A S B A N G A L O R E C O I M B A T O R E 113 Flug nach Südindien 115 Industrie-Entwicklung 116 Wofür streiken sie? 117 Eine Elite-Universität 118 Christliche Gruppen 120 Katholische Sozialarbeit 121 Bosch funktioniert auch hier 121 Die Christen - eine Kaste? 122 Ein Affenproblem 123 Etwas vom neuen Indien 126 Human Relations - ernstgenommen

B O M B A Y D E L H I 127 Calcuttas glücklichere Schwester 128 Tanzkunst in Vollendung 129 Lässigkeit und Korruption 130 Agra 132 Was Fremde verärgert 133 Das Gesundheitsproblem

D U R G A P U R C A L C U T T A 134 UIM wird attackiert 136 Der Umriß des Calcutta Urban Service 137 Abschied

N A C H W O R T 139

Meine Reise nach Indien begann am 6. Januar 1969 in Düsseldorf, morgens früh mit einem pünktlichen Start. Der Flug dauerte 17 1/2 Stunden und war eigentlich eine Serie von Starts und Landungen:

Rom mit dem ersten Anflug des Fremdländischen, Kairo arabisch und mit ägyptischem Fotografierverbot versehen, dann Dahran am Persischen Golf im Königreich Saudi-Arabien mit einem in maurischem Stil erbauten Flughafengebäude; hier war es schwül und ziemlich warm, und ich mußte annehmen, daß von jetzt an ein rapider Temperaturanstieg erfolgen würde. Dann Karatschi, das sich aus der Luft wie eine mit Millionen Perlen und Edelsteinen gezierte Schönheit aus Tausendundeine Nacht darstellte - Ein Flug mit herrlichen Eindrücken, mit den mannigfachen Übergängen von Wasser und Land, überraschend die Peloponnes und kurz darauf Kreta, in der Nacht mit heftigen Gewittern, die sich unter uns in den Wolken abspielten, und mit dem Service, durch den einzig die führenden Fluggesellschaften einander noch Konkurrenz machen können. Die Maschine war vollbesetzt. Mit uns flog bis in den Nahen Osten eine Gruppe deutscher Techniker, die dann irgendwo in der Wüste bei einer der Ölanlagen nach dem Weihnachtsurlaub wieder an ihre Arbeit gingen.

Schließlich aber am nächsten Morgen kurz vor 5.30 Uhr örtlicher Zeit die Ankunft in Calcutta. Gerade begann der erste helle Schimmer am Horizont heraufzusteigen, aber noch ganz im Dunkeln flogen wir den Flughafen an, überquerten den Ganges, ließen die erleuchtete Stadt unter uns und stießen schließlich auf die Betonpiste herunter, indem die starken Scheinwerfer an den Tragflächen über unzählige elende Lehm- und Baumbushütten hinweghuschten, die um diesen Flugplatz Dum Dum in Kalkutta herum liegen. Was die Ausstattung, den Komfort und Service auf den Flughäfen angeht, war schon vorher ein eindeutiger Abstieg auf der Linie Frankfurt - Karatschi festzustellen gewesen. Der Endpunkt der Fahrt war auch der tiefste Punkt. Elend aussehende, elend gekleidete und mit elenden Maschinen und Geräten sich behelfende Menschen, das ist das Bild schon hier auf dem Airport. Von den sechs oder sieben Beamten, die sich mit Zoll und Pässen beschäftigen, können offensichtlich nur zwei mit diesen Dingen einigermaßen umgehen, die anderen legen nur Papiere von einer Seite auf die

andere. Entsprechend zieht sich das amtliche Abfertigungs-
verfahren auch in die Länge, und Mr. und Mrs. Biswas, die so
früh aufgestanden sind, um mich hier abzuholen, sind schon
ein wenig ungeduldig. Wir fahren dann mit einem klapprigen
Bus in die Stadtmitte. Inzwischen ist es hell geworden, es
ist ein kühler Morgen, und man sieht in dem klaren frühen
Licht rechts und links der Straße auf weiten unbebauten,
brachliegenden Flächen zerlumpfte Gestalten in einer ganz be-
sonderen Atmosphäre der Einsamkeit dahergehen. Indem wir in
die Stadt hineinfahren, mehrt sich die Zahl der Menschen,
die jetzt schon auf der Straße sind. Es macht nicht den Ein-
druck, als ob die meisten von ihnen zielstrebig auf dem Wege
zu einem Job wären. Auf den Bürgersteigen liegen noch überall
ausgestreckt Menschen, bis über den Kopf hin zugedeckt, die
dort in der kühlen Nacht auf den Steinplätzen am Rande der
Straße geschlafen haben und noch schlafen.

Ich verbringe dann eine Stunde im Hause von Mr. Underwood,
einem amerikanischen Methodistenpfarrer in Kalkutta. Mit ame-
rikanischer Ungeniertheit empfängt uns der Hausherr noch im
Schlafanzug an der Tür, erscheinen nach und nach vier Kinder
und erscheint schließlich auch die sichtlich mit dem Schlaf
kämpfende Frau des Hauses. Wir gucken zu, wie die ganze Fami-
lie frühstückt und setzen uns dann zu dritt auch zum Früh-
stück hin.

Weil mein Zug nach Durgapur erst nachmittags um 16.00 Uhr fah-
ren wird, kann der Vormittag dazu benutzt werden, einen ersten
Eindruck von Kalkutta zu gewinnen. Wir treffen einige weitere
Amerikaner, die gerade in den letzten Tagen angekommen sind,
engagierte junge Leute, und gehen mit ihnen in das Haus des
YWCA.+ Mit der Leiterin und zwei Mitarbeiterinnen dieser
Organisation für christliche junge Mädchen kommt ein zwang-
loses Gespräch darüber in Gang, wie man in Zukunft gemeinsam
agieren könnte. Ich höre, daß der YWCA in Kalkutta und 72 an-

+ Young Women Christian Association, das aus USA stammende
weibliche Gegenstück zum YMCA, der bei uns CVJM (Christlicher
Verein Junger Männer) heißt.

deren Städten Indiens mit jungen Mädchen und Frauen arbeitet. Es handelt sich im wesentlichen um ein Angebot hauswirtschaftlicher Lehrgänge. Die Teilnehmerinnen lernen weben und nähen oder auch Kinderpflege. Mich interessiert sehr, vor dem Einstieg in das Team in Durgapur einen Eindruck von Kalkutta zu bekommen und dabei zu sehen, wie sie von verschiedenen Seiten her und in ökumenischer Zusammenarbeit daran gehen, hier ihre Aufgabe zu entdecken und in Angriff zu nehmen.

Daß mein Interesse wach bleiben kann an diesem Vormittag, hängt auch damit zusammen, daß überhaupt nicht die erwartete Hitze herrscht.+ Morgens war es kühl, die Sonne wärmte dann allerdings recht bald und angenehm auf; aber es blieb ein schöner Tag mit Temperaturen, wie wir sie vielleicht an einem nicht allzuwarmen Apriltag in Deutschland haben können. In der Mittagszeit reicht die Wärme freilich dazu, daß sich Gerüche der verschiedensten Art und so etwas wie ein stickiger Dunst in den Straßen entwickeln, und man ahnt, wie schwül diese Stadt im hohen indischen Sommer sein muß.

Nach 15.00 Uhr besteigen wir ein Taxi, und ich lasse mich zum Bahnhof bringen, um von da mit dem Zug nach Durgapur weiterzufahren. Um diese Zeit ist Kalkutta voll in Betrieb, unübersehbare Menschenmengen drängen sich überall. Der Verkehr ist atemberaubend, er erreicht seinen Höhepunkt auf der einzigen Brücke über den Ganges, die Kalkutta und Howrah miteinander verbindet. Auf der Straße sieht man hauptsächlich Männer, die irgendeiner Beschäftigung nachgehen, und wenn das nur heißt, auf jemanden zu warten, der ein Bündel Gemüse kaufen möchte, oder sich und seine Kleider an einem Hydranten in aller Öffentlichkeit zu waschen. Die meisten Menschen sind völlig zerlumpt und besitzen gewiß nur das eine Paar Jacken und Hosen, das sie anhaben. Umsomehr fallen die wenigen gut gekleideten und gepflegt aussehenden Menschen dazwischen auf, die Reichen.

Auf dem Bahnhof von Howrah sieht man Kinder, die die Aufgabe haben, in der Gleisanlage den dort liegenden Kot mit einer Chemikalie zu

+ Im Januar 1969 gab es in Calcutta einige Nächte, in denen das Thermometer auf 5 Grad absank. Das war sehr schlimm für die vielen Tausende, die ständig unter freiem Himmel leben und kaum etwas besitzen, womit sie sich warm zudecken könnten.

bestreuen. Es passiert mir, daß ich von einem vielleicht dreijährigen Jungen angebettelt werde und dann von Frauen, die mir ihre noch kleineren Kinder entgegenhalten. Dann fährt der Zug ab, und ich lehne mich erst einmal zurück, um zwei Stunden zu schlafen, denn jetzt hat die Müdigkeit voll eingesetzt.

In Durgapur kommt man in dem alten Ortsteil an, der schon vor 1954, dem Beginn der neuen Industriestadt, bestand. Schrecklich ist das Gedränge, wenn ein Zug einläuft und alles mit Sack und Pack, mit Rikschas, Bussen oder sogar mit dem Auto vom Bahnhof wieder wegfahren möchte. Ich treffe auf Anhieb Ken Wright, der mich erwartet, und wenn der erste Eindruck nicht täuscht, werden wir schnell zu einer guten Zusammenarbeit kommen. Dieser Eindruck trägt und bestimmt auch die ersten Gespräche, die wir auf dem Weg zum ökumenischen Sozialinstitut, dann beim Essen und noch eine Weile später miteinander führen. Ich bin froh, angekommen zu sein. Morgen werde ich die bisher eingetroffenen 15 Kursusteilnehmer kennenlernen und die weiteren Mitarbeiter an diesem Kurs.

Es handelt sich um den jährlich in Durgapur veranstalteten Drei-Monats-Kurs für indische Pastoren, ein Training für den Dienst der Kirche in der Kirche in der Industriegesellschaft. Vergleichbare Kurse werden seit fünfzehn Jahren im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland von Pfarrer Symanowski in Mainz-Kastel durchgeführt. An einem dieser Kurse habe ich 1959 teilgenommen.

Durch den Zusammenhang des Hauses in Mainz-Kastel mit der Gossner-Mission besteht eine Verbindung nach Indien, nämlich zu der dortigen Gossner-Kirche. Weil diese Kirche seit 1968 jeweils mehrere Pastoren in den Kurs in Durgapur schickt, wurde die Vereinbarung getroffen, daß jeweils ein Absolvent des Kasteler Seminars als Mitarbeiter (visiting staff member) an dem indischen Pastorenkurs teilnimmt. Ich war der zweite, der diesen Auftrag erhielt.

Das ökumenische Sozialinstitut liegt in einem guten Wohnviertel des neuen Teils der Stadt. Drei Gebäude enthalten die

Seminarräume, Gästehaus, in dem jetzt die Kursteilnehmer wohnen, und Wohnungen für die Mitarbeiter.+

Ich selbst habe ein fünf mal fünf Meter großes Zimmer mit Duschraum dazu. Der Raum, kalkweiß gestrichen und ganz einfach eingerichtet, erinnert mich zusammen mit der Umgebung draußen - Garten, blühende Stauden, spärlicher Rasen - an Trikeri. Das besagt: eine gute Atmosphäre.

Elektrizität ist vorhanden, also können Rasierapparat und Tonbandgerät benutzt werden. Überhaupt ist das ganze einigermaßen komfortabel.

Das Essen nehme ich morgens bei Val Maynard-Smith, einer älteren englischen Mitarbeiterin, ein, mittags bei Ken und abends esse ich indisch++mit den Kursteilnehmern.

Davon sind jetzt 15 vorhanden, aus verschiedenen indischen Kirchen. Die fünf von der Gossnerkirche sind am wenigsten präpariert für die Kost, die hier geboten wird. Wir werden zwei Gruppen bilden, eine für Anfänger und eine für Fortgeschrittene. (aus einem Brief vom 8. 1.)

+ Es ist eine großzügige Anlage. Zwischen den Gebäuden bleibt weiter Raum für Lawns and garden. Zwei Gärtner pflegen die Blumen (jetzt blühen Dahlien, Rosen, Tagetes, Sommer- und Winterastern, Löwenmäulchen und Gerbera zusammen mit anderen indischen Sträuchern und Blumen, deren Namen ich nicht weiß). Im Garten steht sog. Wintergemüse: Blumenkohl, Kohlrabi, Möhren. Alles blüht ein wenig zurückhaltend, gewiß nicht wegen schlechter Pflege, sondern wegen des Klimas. Zwar ist es warm über Tag, aber doch sehr trocknen. Der Rasen wird nur in der unmittelbaren Regenzeit (ab Juni bis maximal November) grün. Drumherum ist noch Dschungel (bei Nacht nicht zu empfehlen), weil dieser Teil der Stadt noch kaum bebaut ist. Über einen kurzen Sandweg erreichen wir eine Nebenstraße und bald darauf die Grand Trunk Road, die von Calcutta nach Delhi führt. Es ist eine der uralten Straßen Indiens, heute ausgebaut und stark befahren. Auf ihr kann man der Länge nach Durgapur durchfahren, auf eine Strecke von ca 10 km hat man dann auf der einen Seite der Straße das Industriegelände, auf der anderen die Wohngebiete. (Brief vom 16. 1.)

++ Es gibt: Reis mit einer Fleisch- oder Fischsoße darüber, Teig-

8. Januar Ich habe die Müdigkeit von der Reise zum Glück gleich in dieser Nacht unter meinem Moskitonetz verschlafen. Der Tag begann mit der Teilnahme an einem Gottesdienst - Schuhe vorher ausziehen -, der als experimental worship mit modernen Liedern ("The Lord is the Dance") und aktualisierten Bibeltexten (wie Meyer zu Uptrups Übertragung des ersten Psalms) gestaltet ist. Anschließend beginnt die Arbeit im Seminar, schon um 8.00 Uhr mit einer Auswertung des am Vortag Erlebten. Die Auswertung des Vortags nach Inhalt, Methode und unmittelbar-emotionalen Eindrücken geschieht an jedem Tag zu Anfang. In aller Kürze werden einige Punkte zur Sprache gebracht. So gibt es Rückfragen zu dem Referat über Weltrevolution und Säkularisation, das Ken am Vortag gehalten hat. Die Fragen beziehen sich darauf, wie man die hier vorgetragene Geschichtsdeutung mit der biblischen vereinbaren könne. Etwas ausführlicher wird an einem anderen Punkt weiter gefragt. Da sind Informationen über Sinn, Methodik und Problematik der Arbeitsplatzbewertung zu geben. Man hatte am Vortag einige Interviews mit Leuten vom Management der hiesigen Industrie gemacht. Schließlich äußern einige Teilnehmer schon jetzt die Sorge, wie sie ihre Ostergottesdienste zuhause vorbereiten sollen, wenn sie bis Ende März in diesem Kurs sind.

An diesem Vormittag wird den Teilnehmern der Aufbau und die Arbeitsweise dieses ökumenischen Instituts für Sozial- und Industriearbeit⁺ vorgeführt. Der eigentliche Kern ist der sogenannte Durgapur Industrial Service. Bewußt wird das Wort Ser-

fladen ohne Geschmack, an denen ich mir zum Schluß die Finger abputzen kann - Servietten zum essen - und schließlich Bananen. Ich bin in der Runde, in der der gebildetste und netteste ein katholischer Priester ist, so etwas wie ein Ehrengast. Die Speisen sind unerhört scharf gewürzt, so daß ich sie gerade noch essen kann, bei vorsichtiger Dosierung der Soßen zu dem Reis.

+Es heißt: Ecumenical Social and Industrial Institute. Im folgenden Text wird häufig die Abkürzung ESII verwandt.

vice benutzt, weil das Wort Mission manche Mißverständnisse nahelegt. Die Aktivität richtet sich auf Leute vom Management, auf die Arbeitnehmer in Durgapur und auf die städtischen Instanzen und Repräsentanten. Diese Arbeit soll als Teil der gemeinsamen Aktivität aller am Ort vorhandenen christlichen Kirchenverstanden werden.

Die Kirche hatte die Chance, in Durgapur ohne das leidige Denominationsproblem zu beginnen, wenn es gelang, eine vernünftige Lösung zu finden, bevor die Stadt mehr als 80.000 Menschen zählen würde. Denn von diesem Limit an haben in Indien üblicherweise alle Kirchen und Denominationen das Recht, sich an einem Ort frei zu betätigen. Glücklicherweise wurde hier von Anfang an auf eine unierte Kirche hingestrebt. Von gemeinsamer Aktivität ist hier also in einem doppelten Sinne zu reden: einmal besteht Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Ortsgemeinden, zweitens aber auch in dem Sinne, daß die parochiale und auf die Industrie hin ausgerichtete kirchliche Arbeit gemeinsam geleitet wird⁺, ohne die spezielle Verantwortung dem aus der Hand zu nehmen, der sie zu tragen hat. Ähnlich wie in Deutschland wird bei der Industriearbeit in Durgapur ein Weg eingeschlagen, der an die Punkte hinführt, wo in der Arbeitswelt die Hauptgründe für den Konflikt liegen.

Das Institut ist eine Einrichtung des Nationalrats indischer Kirchen, und zwar ein Trainingszentrum für Kirchliche Industriearbeit. Es wird vom Weltrat der Kirchen (Genf) gefördert, aber auch von einzelnen seiner Mitgliedskirchen, z. B. in Deutschland und England.

+ "Diese ökumenische Parole (sc. Joint Action for Mission / Gemeinsames Missionarisches Handeln) regt an, daß die Kirchen in einem bestimmten Gebiet alle ihre Mittel zusammenlegen und gemeinsam die strategischen Prioritäten herausarbeiten für ihren umfassenden Dienst in diesem Gebiet. Genau das ist im Industriegebiet von Durgapur versucht worden. Unser Projekt bindet folglich in einer ökumenischen Dienstgruppe beide, die mehr traditionellen pfarramtlichen Dienste, und die neuartigen Dienste für das Gemeinwesen und die Industrie, zusammen ..." (aus dem Arbeitspapier: Joint Action for Mission in Durgapur ...)

Die Arbeitsformen sind, wie uns gesagt wurde, Seminare, Diskussionsgruppen mit Arbeitern und mit Leuten aus dem Management⁺, seit einiger Zeit auch Publikationen, Trainingskurse z. B. für Vertrauensleute und eigene Studien und Untersuchungen zu dem Zweck, für bestimmte Konflikte Lösungsvorschläge auszuarbeiten und anzubieten. Alles dies ist nötig, denn, so wird gesagt, irgendetwas ist faul in Durgapur, auch in den Betrieben, sonst käme es nicht dauernd zu Streiks. An den Löhnen kann es nicht liegen, denn die Industriearbeiter sind ja geradezu Privilegierte in der Gesamtbevölkerung. Es wurde deshalb für richtig angesehen, ein Mitglied des Teams als Arbeiterpriester in einen der örtlichen Betriebe zu entsenden. Als Ziel der Arbeit wird genannt, daß man Menschen dahin bringen will, daß sie ihre Rolle in der Gesellschaft verantwortlich spielen. "Wenn das gelänge, wäre es eine Konversion."

Neben dieser Aufgabe des industrial service in Durgapur verfolgt das Institut zwei weitere: es ist zugleich ein nationales Trainings- und Entwicklungszentrum für urban industrial service in Indien; und am Horizont taucht die größere Aufgabe einer urban mission in Calcutta auf, für die sich das hiesige Team ebenfalls verantwortlich fühlt. Was die "Politik" angeht, wird folgendes gesagt: Wenn ein Teammitglied als Arbeiterpriester tätig ist, so hat dieser Schritt nicht nur neue Einsichten in die Realität des Lebens und des Verhaltens der Arbeiter ergeben, sondern auch dazu geführt, daß dieser Mann mit verschiedenen Problemen direkt konfrontiert wurde, und dabei konnte natürlich von Neutralität keine Rede sein, er ist vielmehr als Arbeiter solidarisch mit den Zielen und Vorstellungen der Arbeiter. Das Institut als ganzes jedoch versucht, auf alle Seiten einzugehen und hat guten Kontakt auch mit dem Management. Ken Wright stellt die Frage: Wenn ein

⁺ "Ständige christliche Gruppen oder "Zellen" in Industrie und Gemeinwesen: Es gibt jetzt sechs solcher Gruppen. Zwei besonders, eine Gruppe für Angehörige des mittleren und oberen Managements und eine Gruppe von Arbeitern, sind über einen länge-

Arbeiterpriester, warum nicht auch ein Managerpriester?+ Wir waren heute abend eingeladen, an der Diskussion einer gemischten Gruppe von Betriebsangehörigen über das Problem des supervisor++ teilzunehmen. Leider war der Referent, selbst ein supervisor, am Kommen verhindert durch irgendeinen Vorfall im Betrieb, aber einige andere Leute von verschiedenen Ebenen des Betriebes, in dem auch der Pastor arbeitet, waren vorhanden. Nach einer sehr guten Tasse Tee sollten zunächst drei Leute ihre Meinung zu diesem Problem darlegen. Der erste faßte sich sehr kurz und nannte nur ein konkretes Problem, das mit dem Abschließen einer Tür zusammenhing, offenbar eine in keinem Vertrag definierte Aufgabe, die dann auch keiner übernehmen wollte. Dies wurde erwähnt als ein typisches Beispiel dafür, womit ein supervisor täglich konfrontiert wird. Der zweite Sprecher konnte seine Begeisterung über eine kürzlich absolvierte Europareise nicht im Zaum halten. Er schilderte in lebhaften Farben seine Eindrücke aus Italien, Frankreich, Deutschland und England. Im-

ren Zeitraum hin regelmäßig zusammengekommen. Andere Gruppen entstanden und verschwanden wieder. In diesen Gruppen werden konkrete Vorfälle und aktuelle Themen aus der Arbeitswelt im Licht des Glaubens diskutiert. Dadurch wird versucht, zu einem realistischen Verständnis davon zu gelangen, wie Christen als "Agenten der Veränderung" inmitten komplexer Situationen handeln können..." (aus: Joint action ...)

+ Einige Wochen später - S. 134 dieses Berichts - wurde sehr deutlich, daß dies Konzept doch zu wenig auf die politischen Verhältnisse und Veränderungen in Westbengalen abgestimmt war. Die Arbeit des Instituts wurde attackiert und gestört, weil sie nicht eindeutig auf die politischen Ziele der kommunistischen Bewegung festgelegt war.

++ Der Supervisor steht zwischen Arbeitern und Management. Es ist eine Position und Funktion mit besonderen Schwierigkeiten, wie etwa die des Meisters in unseren Betrieben.

nannt. Auf dem Gebiet organisierter Gewerkschaften ist eine Verbindung zwischen einem Industriebetrieb und die entsprechende Loyalität zu entwickeln.

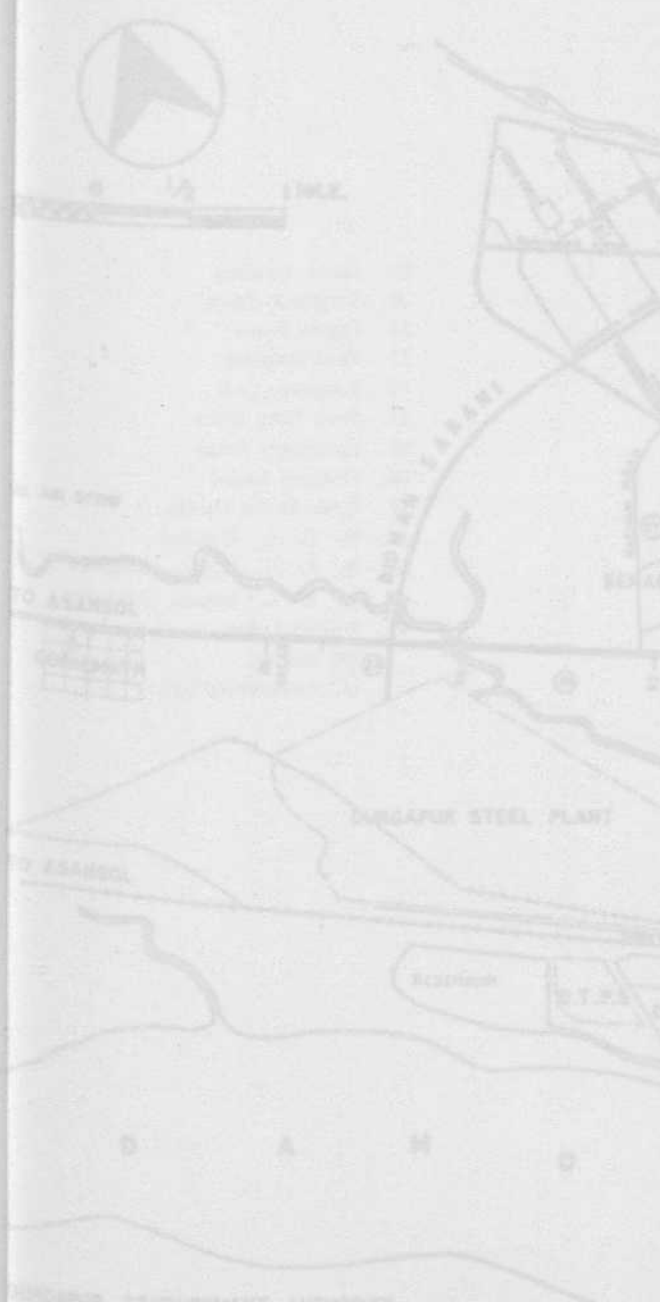
merhin kamen zwischendurch auch einige Hinweise auf die europäische Industrie, die er sehr imponierend fand wegen ihrer technischen Perfektion und ihrer Produktivität. Das Resumé: die Leute in Deutschland arbeiten diszipliniert an den Arbeitstagen, umsomehr können sie sich am Wochenende oder in den Ferien ihres Lebens freuen - und das tun sie auch. Der dritte Sprecher schließlich legte, wenn ich sein schlechtes Englisch richtig verstanden habe, einiges dar über die Betriebshierarchie.

Es kam im Anschluß zu einer lebhaften Diskussion. Die extremen Positionen waren auf der einen Seite der Vorschlag, durch Verbesserung der Human Relations die Probleme zu lösen, auf der anderen Seite, von der Gesellschaftsreform her anzupacken. Ich hatte den Eindruck, daß solche Gespräche mindestens zu der notwendigen Begegnung zwischen den am Problem Beteiligten führen, die sich, wie auch durchklang, sonst durch noch viel größere gesellschaftliche Gräben voneinander getrennt sehen, als das in Deutschland der Fall sein mag.

Die Zeitung schreibt heute, daß die Gesundheitsbehörden in Calcutta eine Pockenepidemie befürchten, weil elf Personen in den letzten fünf Tagen an Pocken gestorben seien. Die Bevölkerung wird aufgefordert, sich impfen zu lassen.

Auf die Frage, ob er in den 13 Jahren seines Indienaufenthaltes eine positive Entwicklung beobachtet habe, antwortet Ken Wright mit einem entschiedenen Ja. Er weist vor allen Dingen darauf hin, daß sich die Qualität der hier hergestellten Produkte sehr gebessert habe, meint andererseits, daß Fortschritte angesichts der ungeheuren Notlage nur wenig ins Auge fallen könnten.

Zu den Zeichen der Hoffnung gehören in Indien vor allem die neu angesiedelten Industriebetriebe. Wir haben heute früh einen der Betriebe in Durgapur besichtigt. Es handelt sich um die Schwermaschinenfabrik AVB, bei der der Buchstabe V für Vickers und der Buchstabe B für Babcock steht, im übrigen ist eine indische Gesellschaft beteiligt. In einer ein-



stündigen Führung bekommen wir einen Überblick über diese Anlage, in der mehrere tausend Arbeiter in drei Schichten tätig sind. Die Lehrwerkstatt stellt sich zu dieser Zeit leider als eine leere Halle dar, weil die 36 Lehrlinge in drei Klassen zur Zeit Schulunterricht haben. Übrigens sind alle Lehrlinge, die hier ausgebildet werden, mindestens 18 und zur Zeit ihrer Aufnahme höchstens 20 Jahre alt. Die Fabrik stellt Rohrsysteme und Boileranlagen her. Man hat den Eindruck einer guten Ausstattung auf der Maschinenseite. Uns führt durch eine der großen Hallen und schließlich durch das ganze Gelände ein assistent foreman, der einen sehr wendigen und sympathischen Eindruck macht. Die Frage nach der Arbeitsintensität quittiert er nur mit einem Lächeln. Man kann selbst sehen, daß langsam gearbeitet wird. Natürlich kann man nicht beurteilen, wieweit dieses Tempo klimabedingt und der körperlichen Konstitution, der Kraft dieser Arbeiter angepaßt ist. Aber man hat den Eindruck, daß die Produktivität bei diesem Arbeitstempo nicht groß sein kann.

Das anschließende Gespräch mit einem Mann vom Management besteht eigentlich aus einem langen Klagelied über die Verquickung von Politik und Betrieb. Das scheint hier so auszusehen, daß verschiedene Gewerkschaften direkt mit verschiedenen politischen Parteien verbunden sind und im Betrieb den Kampf austragen, den außerhalb des Betriebes diese Parteien miteinander führen. So muß man damit rechnen, daß die Einigung mit einer der Gewerkschaften alsbald die andere als Opposition auf den Plan ruft. Man kann sich vorstellen, wie bei diesen Verhältnissen der Produktionsprozeß dauernd durch kleinere und größere Streiks und Konflikte gestört wird. Hier ist sehr schwer auszumachen, wieviel echte Probleme in diesen Betrieben vorhanden sind. Das herauszufinden, wird auch bei der Kirche nur denen gelingen, die sich intensiv in die Verhältnisse einarbeiten.

Bei diesem Manager ist die Rede von der kleinen Handvoll Arbeiter, die politisch stark engagiert sind und die Masse der anderen Arbeiter, sozusagen gegen ihren Willen, in alle möglichen Aktionen hineinlockt. Uns wird gesagt, daß die Mehrzahl der Arbeiter eben leider nicht in der Lage sei, sich zu organisieren und ihre echten Sprecher hervorzubringen. Als weitere Schwierigkeit wird genannt, bei den Arbeitern einen Sinn für die Zugehörigkeit zu einem Industriebetrieb und die entsprechende Loyalität zu entwick-

keln. Auch fehle der Sinn für Verantwortung. Eine weitere Schwierigkeit bestehe darin, daß, der indischen Tradition entsprechend, nur widerstrebend junge Leute als Vorgesetzte akzeptiert würden. Das eigene Verhalten richtig einzustellen, werde dadurch erschwert, daß fairness meist als weakness, als Schwäche, ausgelegt würde. Den Gewerkschaften wird vorgeworfen, daß sie gern mit Antiautomationsaffekten operierten und die Arbeiter in dieser Richtung stimulierten.

Die Betriebe haben weit über den unmittelbaren Arbeits- und Produktionsbereich hinaus eine soziale Funktion übernommen. Die Arbeiter wohnen zum großen Teil in Werkssiedlungen. In diesen Siedlungen sind Clubs und andere Freizeiteinrichtungen geschaffen worden. Das Essen in der Kantine wird erwähnt, und wir hören, daß ein Bildungsprogramm für die Arbeiter eingerichtet sei, durch welches sie über die Gewerkschaft, über Produktivität und ähnliche Grundfragen der Arbeitswelt informiert würden.

Das ist natürlich nur die Stimme der einen Seite, so wird es von den Kursteilnehmern auch aufgefaßt. In den nächsten Tagen ist ein Besuch in dem hiesigen Gewerkschaftszentrum und sind Gespräche mit Gewerkschaftsfunktionären vorgesehen.

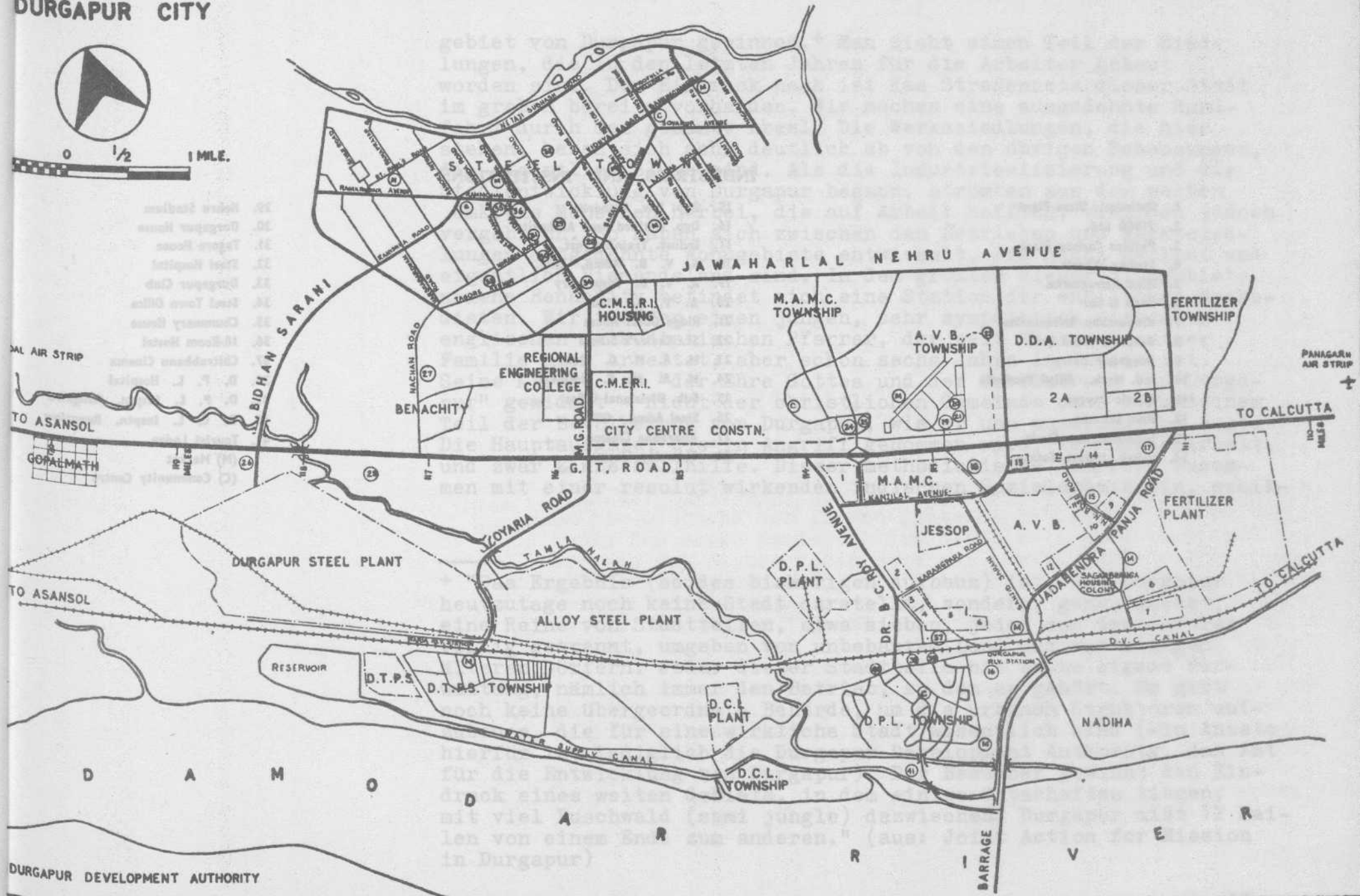
Irgendwann hatte ein Premierminister von Westbengalen die Vision von einer neuen, großen und glücklichen Industriestadt, - das war der Anfang von Durgapur. Wir kamen heute nachmittag zu einem Hügel inmitten des sehr ausgedehnten Stadtgebietes, auf dem gerade auf einem Sockel ein Denkmal für diesen Mann errichtet wird.⁺ Von dort aus konnte man einen Überblick über das noch weitgehend unbebaute Stadt-

⁺ Das Denkmal wurde wenige Tage nach der feierlichen Enthüllung von unbekannten Tätern geköpft.

DURGAPUR CITY



0 1/2 1 MILE.





INDUSTRIES AND INSTITUTIONS

1. Ophthalmic Glass Plant
2. PIBCO Ltd.
3. Phillips Carbon Black
4. Sankey Wheels
5. Hind Refractories
6. Burn & Co.
7. Hindusthan Refractories
8. Graphite India Ltd.
9. Durgapur Dalry
10. Ind. Mech. Allied Products
11. Asiatic Oxygen
12. Hein Lehman
13. Indo-American Elecs.
14. Rehab. Indust. Estate

15. Dgp. Dev. Authority
16. Dgp. Notified Area Authority
17. Indust. Training Inst.
18. A. V. B. Admn. Bldg.
19. A. V. B. Dispensary
20. A. V. B. Club
21. Ridge Guest House
22. St. Xavier's School
23. M. A. M. C. Club
24. M. A. M. C. Hospital
25. Sub. Divisional Office
26. Steel Admn. Office
27. Anuradha Cinema
28. Chitralay Cinema

29. Nehru Stadium
30. Durgapur House
31. Tagore House
32. Steel Hospital
33. Durgapur Club
34. Steel Town Office
35. Chummary House
36. 18-Room Hostel
37. Chitrabhanu Cinema
38. D. P. L. Hospital
39. D. P. L. Insptn. Bungalow
40. D. C. L. Insptn. Bungalow
41. Tourist Lodge
- (M) Market
- (C) Community Centre

gebiet von Durgapur gewinnen.+ Man sieht einen Teil der Siedlungen, die in den letzten Jahren für die Arbeiter gebaut worden sind. Dem Eindruck nach ist das Straßennetz dieser Stadt im groben bereits vorhanden. Wir machen eine ausgedehnte Rundfahrt durch das gesamte Areal. Die Werkssiedlungen, die hier stehen, heben sich sehr deutlich ab von den übrigen Behausungen, die eigentlich Slums sind. Als die Industrialisierung und die Stadtentwicklung von Durgapur begann, strömten aus dem weiten Umkreis Menschen herbei, die auf Arbeit hofften. vielfach jedoch vergeblich. So haben sich zwischen den Betrieben und Werkssiedlungen ausgedehnte Wohngebiete entwickelt, die nicht geplant und eigentlich Niemandsland sind. In dem größten dieser Slumgebiete namens Benachity befindet sich eine Station der englischen Methodististen. Wir treffen einen jungen, sehr sympathisch wirkenden englischen methodistischen Pfarrer, der seit März mit seiner Familie hier arbeitet, aber schon sechs Jahre in Indien ist. Seine Kirche ist "der Ehre Gottes und der Bevölkerung von Durgapur" gewidmet - nicht der christlichen Gemeinde oder irgendeinem Teil der Bevölkerung von Durgapur, wie er uns ausdrücklich sagt. Die Hauptaufgabe, die in Angriff genommen wird, ist Sozialarbeit, und zwar Einzelfallhilfe. Dieser methodistische Pfarrer, zusammen mit einer resolut wirkenden indischen Sozialarbeiterin, schil-

+ "Das Ergebnis (sc. des bisherigen Aufbaus) ist, daß Durgapur heutzutage noch keine Stadt darstellt, sondern, genau gesagt, eine Reihe von Stadtteilen, etwa sieben, jeder von den anderen völlig getrennt, umgeben von unbebautem Land und von einigen älteren Dörfern. Jeder dieser Stadtteile hat seine eigene Verwaltung, nämlich immer den Betrieb, zu dem er gehört. Es gibt noch keine übergeordnete Behörde, um die urbanen Strukturen aufzubauen, die für eine wirkliche Stadt wesentlich sind (ein Ansatz hierfür ist lediglich die Durgapur Development Authority, das Amt für die Entwicklung von Durgapur). Der Besucher gewinnt den Eindruck eines weiten Gebiets, in dem einige Ortschaften liegen, mit viel Buschwald (semi jungle) dazwischen. Durgapur mißt 12 Meilen von einem Ende zum anderen." (aus: Joint Action for Mission in Durgapur)

dert uns das Programm der Arbeit. Es hat drei Schwerpunkte: Erstens Bildungsarbeit: alle möglichen Kurse für Erwachsene werden veranstaltet, und man versucht auch, für die in diesem Niemandsland völlig fehlenden Schulen Ersatz zu bieten. Zweitens medical service: es gibt in diesem Gebiet kaum ärztliche Versorgung. Die vorhandenen Krankenhäuser stehen den Arbeitern der Betriebe zur Verfügung, aber nicht der illegal zugewanderten Bevölkerung. Die christliche Gemeinde organisierte nun so etwas wie einen Gesundheitsdienst und konnte mit Hilfe einiger Ärzte aus den Hospitälern wenigstens eine wöchentliche Beratung einrichten. Der dritte Punkt heißt Arbeitsbeschaffung. Es ist gelungen, wenigstens einigen Familien Nebenarbeit und Gelegenheitsverdienst zu beschaffen durch Aufträge aus den Betrieben. So werden z. B. Akten eingebunden und Briefumschläge angefertigt. Das alles spielt sich in dem kleinen Gemeindehaus ab, in dem im übrigen am Sonntag zwei Gottesdienste, der eine in Englisch, der andere in Hindi und Bengali, gehalten werden. Die Gemeinde zählt insgesamt 200 Familien. Die Suche nach einem indischen Pastor für diese Pfarrstelle war bisher vergeblich.

Die Rundfahrt durch Durgapur bietet ein verwirrend vielfältiges Bild von modernen Anlagen, sowohl der Betriebe als auch der dazugehörigen Siedlungen auf der einen Seite und einem bunten und elenden Leben, das sich nicht nur in dem oben beschriebenen Slumgebiet, sondern eigentlich an jeder Straßenecke entwickelt. Der Ort, an dem einmal das Zentrum dieser Stadt erstehen soll, ist noch ein ödes, freies Feld, und es bedarf gewiß noch sehr langer Zeit, bis die neue, große und glückliche Stadt hier vollendet sein wird.

Was aber am meisten beeindruckt ist, wieviel aktive und zu einem hohen Einsatz bereite Menschen wir hier antreffen. Sie sind nicht von einer flüchtigen Begeisterung getragen, das merkt man deutlich, wohl aber von einem ruhigen Optimismus erfüllt, der sie hoffen läßt, Schritt für Schritt trotz der immensen Aufgaben weiterzukommen.

20. Indra Stadium
21. Durgapur House
22. Pigeon House
23. Steel Hospital
24. Durgapur Club
25. Steel Works Office
26. Community House
27. 18 Acres Field
28. Calcutta House
29. S. F. L. Hospital
30. S. F. L. Hospital, Durgapur
31. S. F. L. Hospital, Durgapur
32. Temple Lodge
33. Market
34. Community Centre

10. Januar Bekanntlich ist der Besuch höherer Funktionäre nicht allemal ergötzlich und fruchtbar. Umso erfreulicher, daß der heutige Tag, an dem wir Dr. Dai Kitagawa, den neuen Sekretär für kirchliche Industrie- und Sozialarbeit im Genfer Department für Weltmission und Evangelisation (DWME), zu Besuch hatten, ein so guter Tag war.

Morgens sprach K. zunächst zu den Kursteilnehmern. Nachmittags machte er, offensichtlich stark interessiert, mit Ken und mir eine Rundfahrt durch Durgapur, abends saßen wir mit ihm zusammen im Kreise der hauptamtlichen Mitarbeiter des Instituts und ihrer Frauen. Der Vollständigkeit halber zähle ich noch einmal auf: Ken Wright (Schotte) als Leiter, Subir Biswas (Inder) als sein Assistent, Mr. Roberts (Inder) und Mr. Ramteke (Inder), die sich speziell mit Industriearbeit und dazugehörenden Untersuchungen beschäftigen, Miss Maynard Smith (Engländerin), die die technische Leitung des Kurses hat und sozialkundliche Beiträge leistet.

Kitagawa stellte dem Kreis drei Fragen: Erstens nach den Zukunftsplänen und den Zielen, zweitens nach der Art und Weise, wie dies Team seinen inneren Zusammenhalt pflegt, drittens danach, ob man die Absolventen der Kurse ihrem Schicksal überläßt oder Sorge trägt, daß sie später nicht in die Isolierung geraten. Der Inhalt des anschließenden Gesprächs sei hier in Interview-Form wiedergegeben:

Frage: Wie stellen sich die Ortsgemeinden in Durgapur zu der Industrie- und Sozialarbeit des Teams?

Antwort: Man kann annehmen, daß die Gemeinden mehr und mehr von dieser Arbeit überzeugt sind.

Frage: Welcher Teil dieser Arbeit findet am meisten bei den Gemeinden Anklang?

Antwort: Der Teil, der sich auf die Industrieprobleme bezieht. Es wird empfunden, daß die Kirche nicht abseits steht.

Frage: Wie kontrolliert das Team, was es tut?

Antwort: Es finden wöchentliche Meetings zum Zwecke der Auswertung statt.

Frage: Kann von positiven Einflüssen, von Auswirkungen dieser

Arbeit auf die Industrie in Durgapur gesprochen werden?

Antwort: Wir sehen den Erfolg unserer Arbeit vornehmlich in der Bildung von Gruppen, die bemüht sind, verantwortlich in der Arbeitswelt zu leben. Wir glauben, daß damit eine neue Dimension in die Arbeitswelt hineingebracht wird. Die Arbeitsformen, z. B. Seminare oder Diskussionen, sind für uns nur das Medium. Die gleichen Formen werden ja auch von anderen verwandt. Aber was wir zu sagen haben (message), ist etwas besonderes. Als Erfolgsnachweis würden wir ansehen, daß viel Nachfrage besteht nach den Dingen, die wir anzubieten haben.

Frage: Wie würden Sie ihre Rolle zu definieren versuchen?

Antwort: Als eine Art von Berater (consultant) nicht nur für Gruppen aus der Industrie, sondern für alle Gruppen. Jedenfalls werden wir heute nicht mehr gefragt: Was wollen Sie eigentlich hier? Kürzlich kam von der Stadtverwaltung an uns die Bitte, eine Untersuchung über das Zusammenleben der Menschen (community life) in der Stahlwerks-Siedlung durchzuführen.

Haben Sie auch außerhalb des Teams qualifizierte Leute, auf deren Urteil Sie etwas geben können?

Antwort: Wir haben nicht direkt einen solchen Kreis, aber indirekt geschieht die Kontrolle unserer Vorhaben dadurch, daß z. B. eine geplante Veranstaltung im Industriebereich vorher sowohl mit dem Management als mit den Vertretern der Gewerkschaften beraten wird. Wir hoffen, daß die Leute immer mehr denken: Dies Institut ist ein Teil der Industrie und der Stadt in Durgapur.

Frage (an den Fragenden): Wie sollen wir uns verhalten, wenn demnächst in den Betrieben gewählt wird und wir sagen sollen, ob die der Congress-Partei oder die der kommunistischen Partei nahestehende Gewerkschaft besser ist?

Antwort: Theoretisch ist die Sache natürlich ganz einfach: Industriearbeit (industrial mission), so sehr sie die Aufgabe hat, verschiedene Gruppen zusammenzubringen, ist selbst doch nicht neutral. Sie soll auf der Seite der Gerechtigkeit stehen, auch wenn die Kommunisten die gerechte Sache vertreten. In der Praxis geht es natürlich auch um Public Relations und um Geld.

Stadt zu tun hat, und in dem gleichzeitig ein volles Bekenntnis zu ihr abgelegt wird.

Frage: Wie steht es bei Ihnen mit dem, was im Neuen Testament heißt: Weide meine Lämmer?

Antwort: Man muß überlegen, was in unserer Situation "weiden" heißen kann. Soweit es die Arbeiterpriester im Betrieb angeht, glauben wir schon, daß wir diesen Auftrag wahrzunehmen versuchen. Was den Bereich außerhalb dieser Situation angeht, müssen wir wohl sagen: Derzeit geschieht von unserer Seite nichts, was dazu beitrüge, für die Zukunft eine Gemeinde aufzubauen (building up of a congregation). Wir sehen selbst hierin ein Problem; denn bestimmte Dinge, die wir "traditionell" zu nennen pflegen, müssen ja einfach geschehen, oder wir werden bald keine Kirche mehr haben. Aber im Augenblick empfinden wir es als unsere vordringliche Aufgabe, Christen zur Mündigkeit in bestimmten Situationen zu verhelfen.

Frage (an den Fragenden): Wie läßt sich überhaupt diese Arbeit mit der herkömmlichen kirchlichen Arbeit und ihrem Leben vereinbaren? Wir haben das Gefühl, daß wir uns im Niemandsland bewegen.

Antwort: Mußte sich Israel auf dem Weg in das Gelobte Land nicht ähnlich fühlen? Aber beunruhigend bleibt tatsächlich die Frage, ob ein Christ abseits von der Gemeinschaft der Glaubenden existieren kann. Wir müssen uns heute vielleicht wieder darauf besinnen, daß ursprünglich die Diözese die kleinste Einheit der Kirche war und nicht die Parochie. Gerade für Sie bekommt vielleicht die Diözese Calcutta, zu der Sie gehören, eine neue Bedeutung.

Frage: Halten Sie die Siedlungen in Durgapur geeignet für missionarische Unternehmungen?

Antwort: Wir beschäftigen uns wenig mit der Arithmetik der eingesammelten Seelen, sondern unsere Mathematik bezieht sich auf die Strukturen der Industrie und der Stadt Durgapur. Die Kirche in Durgapur ist derzeit keine community, sondern ein "community-builder". Denn hier geht es nach dem Motto: Sechs Stadtteile auf der Suche nach der Stadt.

12. Januar Am Ende der ersten Woche, die naturgemäß noch sehr den Charakter des Provisorischen hatte, zumal noch nicht alle Kursteilnehmer eingetroffen sind, wurde es Zeit, zu klaren Ver-

einbarungen über den Ablauf dieses Seminars und über meine Mitarbeit hier in Durgapur zu kommen.

So haben wir uns gestern morgen zusammengesetzt, um den Plan für die nächsten beiden Wochen im Seminar festzulegen. Vor allen Dingen war es nötig geworden, den Kurs in zwei Gruppen einzuteilen. Die Unterschiede in den Voraussetzungen, was Sprache, Herkunft und Industrieerfahrung angeht, sind doch außerordentlich groß. Es gibt jetzt also eine Gruppe, die ganz und gar in Englisch arbeitet und der die Stoffe in ihrer eigentlichen Komplexität vor Augen geführt und vermittelt werden sollen, und die andere Gruppe, die teils in Englisch, teils in Hindi oder Bengali arbeiten wird und bei der die Grundvoraussetzungen für die Mitarbeit hier eigentlich erst geschaffen werden müssen. Zu dieser Gruppe gehören auch die fünf von der Gossnerkirche entsandten Pastoren.

Was mich selbst angeht, haben wir einen General-Fahrplan festgelegt. Meine Mitarbeit wird sich vornehmlich auf folgende Punkte beziehen:

1. Christliche Sozialethik in ihrer ökumenischen Ausprägung
2. Überblick über die gegenwärtige kirchliche Industrie- und Sozialarbeit auch in Europa, in Deutschland und speziell in Dortmund
3. Arbeitsmethoden, Techniken usw.
4. Feldstudie in einem der Wohngebiete von Durgapur

Wir erlebten gestern abend eine gesellige Veranstaltung für das Viertel, in dem das Institut liegt. Es war eine Vorstellung der verschiedenen Nationalitäten durch eigene Beiträge. Ein Inder spielte auf einer Bambusflöte bengalische Weisen. Eine Laienspielgruppe trug einen Scetch von Tagore vor. Eine Gruppe junger Russen, von denen hier etwa 20 mit ihren Familien tätig sind, sang russische Lieder. Eine Betriebsgruppe spielte pop music (indische Ausgabe). Unser Team brachte einen Scetch auf die Bühne, schließlich gab Ken noch eine Solovorstellung als Komödiant und Sänger, unter allgemeinem Beifall trug er ein Lied über Durgapur vor, in dem auf die Schwierigkeiten angespielt wird, mit denen man hier in der

Stadt zu tun hat, und in dem gleichzeitig ein volles Bekenntnis zu ihr abgelegt wird.

Vorhin haben wir eine Liste von ungefähr dreißig Büchern zusammengestellt, die wir den Seminarteilnehmern zur Lektüre empfehlen oder besser gesagt auftragen wollen. Die ausgewählte Literatur ist z. T. auch bei uns in Deutschland geläufig, soweit man irgendeine Verbindung zur ökumenischen Theologie und ökumenischen Studien hat; zum anderen Teil sind es Dokumente von den Konferenzen, die im Laufe der letzten zehn Jahre im südostasiatischen Raum über die Frage der Kirche in der Industriegesellschaft gehalten worden sind. Diese Literatur wird so etwas wie der Begleittext für unsere Arbeit in den kommenden Wochen sein.

Wir hatten heute früh einen Gottesdienst in der offenen Kapelle, die hier zum Hause gehört, und zwar in anglikanischer Weise. Es gab eine kurze, gute Predigt über das Sonntagsevangelium vom zwölfjährigen Jesus im Tempel. Die Auslegung war etwa folgende: Mit der Frage "Was sucht ihr mich?" weist Jesus seine Mutter an, zu ihm in jene Beziehung einzutreten, die frei ist von Egoismus und Bevormundung und schließlich ihre Reife darin erreicht, daß diese Mutter ihren Sohn auf dem Weg zum Kreuz begleiten kann.

14. Januar Wir machen einen kurzen Besuch bei einer im Bau befindlichen Kunstdüngerfabrik. Es ist der zweite Betrieb dieser Art, der hier mit italienischer Hilfe gebaut wird. Wir sitzen eine Weile im Büro des Personalchefs, der einiges über die Dauer und Kosten des Aufbaus erzählt. Wie alle Schlüsselindustrien, ist dies Projekt in staatlicher Regie. Mr. Sen meint, insgesamt habe es große Vorteile, daß die Regierung die Entwicklung der Industrie unter Kontrolle hat. Das Instrument hierzu sind u. a. branchenbezogene Beiräte, wo jeweils auf oberster Ebene darüber entschieden wird, welche Investitionen gemacht werden. Der Gesprächspartner kennt aber auch, wie er sagt, die Vorteile der Privatindustrie aus eigener Erfahrung.

Bei dem Stahlwerk von Durgapur, das wir an diesem Vormittag auch

noch aufsuchen, ist gerade der zuständige Minister aus Delhi zu Besuch. Alles ist in großer Geschäftigkeit. Uns geht es darum, daß die Seminarteilnehmer zu einer Besichtigung in das Stahlwerk kommen können. Bei dieser Gelegenheit stellt sich heraus, daß nach der Auseinandersetzung mit China gewisse Beschränkungen eingeführt wurden, die meine Teilnahme an diesem Betriebsbesuch schwierig machen und mehr Formalitäten erfordern als von heute auf morgen zu erledigen sind. Seit jener Zeit ist in Indien die Furcht vor Spionen verbreitet.

Victor Prodhan, Mitglied des hiesigen Teams, ist der erste Pfarrer einer indischen Kirche, der als Arbeiter in einen Industriebetrieb gegangen ist. Ich erinnere mich, daß in Deutschland zum ersten Mal Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Pastor in die Industrie ging; das war ein späterer Sekretär von Friedrich Naumann. Wie jener damals, so ist heute der Anglikaner Victor Prodhan in eine für ihn völlig neue Welt eingetreten. Er gab gestern den Seminarteilnehmern einen kurzen Einblick in seine Erfahrungen nach sechs Monaten Industriearbeit.

Der Auftrag des Bischofs lautete, er solle sich mit dem Leben der Arbeiter möglichst intensiv beschäftigen, innerhalb und außerhalb der Fabrik. Einige Fragen, die ihm am ersten Arbeitstag gestellt wurden:

Warum willst Du unbedingt hier arbeiten, was versprichst Du Dir davon? Du bist doch ein Priester, kannst Du Dir überhaupt leisten, mit uns zu leben? Willst Du wirklich wie wir von der Hand in den Mund leben? Wie können wir sicher sein, daß Du nicht ein Spion des Managements bist? Glaubst Du, daß Du das Essen in der Kantine vertragen kannst? Würdest Du die Maschine putzen, wenn man Dich dazu auffordert?+

+ Im Hintergrund dieser Frage stand folgender Konflikt: Ein Mann in diesem Betrieb wird eingestellt, um eine Fräsmaschine zu bedienen. In seinem Arbeitsvertrag ist nicht ausdrücklich erwähnt, daß er die Maschine gelegentlich auch säubern muß

Victor sagt, daß das Leben in der Fabrik ihm besonders in der ersten Zeit sehr konfus vorgekommen wäre, weil jeden Tag bei Beginn der Arbeit irgend etwas mit der Organisation nicht gestimmt hätte. Von den Arbeitern sagt er, daß sie ständig murren und meckern. Im Betrieb kalkulieren die Arbeiter ständig die Relation zwischen der ihnen aufgetragenen Arbeit und dem Geld, das sie dafür verdienen. Natürlich in der Weise, daß sie sagen, wir bekommen ja doch nur das und das dafür, also warum sollen wir schnell arbeiten?

Victor meint, daß die Arbeiter die Funktion des Managements nicht verstehen. Sie sehen wohl, daß es um Produktion geht, aber welches dabei die Funktion des Managements ist, können sie nicht einsehen. Sie spüren, daß sie für den Betrieb unentbehrlich sind, meinen aber zugleich zu spüren, daß man sie eigentlich gar nicht haben will (not wanted). Sie empfinden sehr stark die Unsicherheit ihres Arbeitsverhältnisses und zugleich, daß sie keineswegs die Möglichkeit haben, den Betrieb zu verlassen, weil es so wenige Arbeitsplätze in Indien gibt.

Man weiß im Betrieb, daß Victor ein Pastor ist. Das hat zur Folge, daß mancher mit seinen persönlichen familiären Problemen zu ihm gekommen ist. Einige sind ausgesprochen interessiert, religiöse Fragen zu erörtern. Das kann dann so aussehen: "Wir Arbeiter sind im Recht, aber das Management hat die Macht. Wenn Gott das Gute will, wie Du sagst, wie kann es dann überhaupt Gott geben?" Weiterhin gibt es viel Diskussion über Politik, über die sozialen Verhältnisse und generell über das System in Indien.

(was jeder deutsche Arbeiter selbstverständlich mit seiner Maschine mindestens am Wochenende macht). Arbeitsniederlegung des Betreffenden und seiner Kollegen, schließlich ein Streik im Betrieb waren die Reaktion auf die Aufforderung des Vorgesetzten, die Maschine zu putzen. Der Konflikt war dadurch zugespitzt, daß Putzen in Indien der Beruf einer der untersten Kasten (der sweeper) ist, die zu den Unberührbaren gehören, und daß in den Betrieben für die Putzarbeiten vielfach besondere Kräfte (helper) herangezogen werden.

Victor glaubt, daß der indische Arbeiter nicht wirklich als Arbeiter behandelt wird und deshalb kein Zugehörigkeitsgefühl zum Betrieb entwickeln kann. Er meint, der Arbeiter würde als ein Diener der Fabrik behandelt. Er reagiere darum auch wie ein Diensthote, der für seine Herrschaft alles tut, wenn er sich zum Hause gehörig fühlt, aber nichts, wenn dieses Zugehörigkeitsgefühl fehlt.

Er berichtet von einem konkreten Vorfall der letzten Zeit. Da war der für den Abtransport der Arbeiter aus der Fabrik bestimmte Bus defekt, und er, Victor, stieg demonstrativ in den für die Supervisor bestimmten Bus ein. Er wurde dann aus dem Bus hinausgewiesen, und es gab einen ziemlichen Auflauf. Victor meint, daß dies Beispiel typisch sei für die Haltung der Vorgesetzten gegenüber den Arbeitern. Sein Vorschlag ist, daß alle Supervisor, bevor sie ihre Stelle antreten, für eine bestimmte Zeit die praktische Erfahrung der körperlichen Arbeit in der Rolle des Arbeiters machen sollten. (Es scheint so zu sein, daß die Supervisor normalerweise von technischen Schulen und nicht aus dem Arbeiterstand kommen).+

Victor erklärt eindeutig, daß es für die Arbeiter in seiner Fabrik keine Aufstiegsmöglichkeiten gibt.

Im Unterschied zu anderen Fabriken gibt es dort nur eine Gewerkschaft. Dadurch sind die Verhältnisse etwas weniger gespannt als anderswo.

+ Den gleichen Vorschlag habe ich den Personalchef eines der Betriebe in Durgapur während eines Interviews machen hören. Hier geht es wohl nicht nur darum, "Kopfarbeitern" die Situation des "Handarbeiters" nahezubringen. Es geht wohl wiederum v. a. um den Ausgleich zwischen den Angehörigen verschiedener Kasten: Handarbeit ist ein Merkmal der niederen Kaste. - Übrigens folgten auch unsere indischen Pastoren nur sehr widerstrebend der Aufforderung, einen Tag lang mit uns zusammen Hand anzulegen, um eine Schule in einem der Dörfer in Durgapur fertigzustellen. Der Grund war nicht Faulheit, er lag tiefer! - Das ganze ist ein Beispiel dafür, wie leicht man echte indische Probleme übersieht, in diesem Fall, weil das Abendland seit Augustin Hand-Werk ehrbar findet.

Der Erfahrungsbericht eines Arbeiterpriesters, den ich hier nur in sehr verkürzter Form wiedergeben kann, enthält meiner Meinung nach eine Reihe von sehr genauen Beobachtungen. Der Außenstehende kann zunächst kaum begreifen, wieso es gerade in den neuen Industriebetrieben in Indien zu solcher Unruhe und zu heftigen Ausbrüchen und Konflikten kommt.

Wie schon früher gesagt, leben die Industriearbeiter, die mindestens 35,-- und höchstens 200,-- DM im Monat verdienen, ja als eine privilegierte Gruppe inmitten einer viel schlechter gestellten Bevölkerung. Aber man kann verstehen, daß sie in einer Art Zwangssituation sind, absolut nicht frei hinsichtlich der horizontalen und der vertikalen Mobilität, nämlich Arbeitsplatzwechsel und Aufstiegsmöglichkeiten, und wenn man schließlich hinzunimmt, daß die Industriewelt noch ungewohnt ist, dann ist nicht mehr so unverständlich, daß geringe Anlässe schon zu heftigen Ausbrüchen und Auseinandersetzungen führen.

Im Nachgang zu diesem Bericht wurde heute früh noch einmal darauf hingewiesen, daß sich in Indien die Verhältnisse in den letzten zehn Jahren insofern gänzlich verändert haben, als man damals noch bereit war, viele Dinge als Schicksal hinzunehmen, während heute eine Mentalität vorhanden ist, die eine Art revolutionären Potentials darstellt. Victor Prodhan sprach mit Sorge davon, daß eine Neigung zu Ausbrüchen massenhafter Gewalttätigkeit⁺ ganz unverkennbar sei und oft nur die massive Macht der Polizei Mord und Totschlag verhindere.

Wir haben heute früh über einen experimentellen Gottesdienst gesprochen, der vorgestern hier stattgefunden hat. Eine der Fragen, die sich an diesen Gottesdienst anschloß, war folgende: ist es

+ N. C. Chaudhuri, selbst ein Hindu, bestreitet in seinem sehr ehrlichen und mutigen Buch über die Völker Indiens unter dem Titel "The Continent of Circe" entschieden die These von der Friedfertigkeit der Inder. Das Gegenteil sei der Fall, nämlich eine Neigung zu Brutalität und Gewaltanwendung als Element des indischen Nationalcharakters.

eigentlich möglich, daß in einem christlichen Gottesdienst für das derzeit stattfindende Hindufest Mela gebetet wird? Versuche, diese kritische Rückfrage durch den Hinweis zu entkräften, daß ja für die Menschen, die an diesem Fest teilnehmen, gebetet worden ist, wurden nicht recht akzeptiert. Nein, es sei für das Fest gebetet worden. Die Gegenfrage: könnten Sie sich vorstellen, daß man für die Sitzung des Zentralkomitees einer Kommunistischen Partei beten würde? Antwort: das könnte ich mir vorstellen, weil es da um politische Entscheidungen geht, die so oder so ausfallen können; aber bei diesem Hindufest liegen die Dinge doch ganz anders. Man kam schließlich überein, daß Gottesdienste in neuer Gestalt notwendig seien, Versuche verschiedenster Art gemacht werden müßten, daß aber zu diesen Gottesdiensten in unmittelbarem Anschluß ein Gespräch gehöre, in dem dies oder jenes klargestellt oder auch korrigiert werden könne.

Ich habe heute morgen das einleitende Referat in unserem theologischen Workshop gehalten, in dem wir versuchen, die Grundlagen der kirchlichen Sozialarbeit zu erarbeiten. Das kann nicht durch einen Vortrag geschehen, sondern nur in der Diskussion, die durch die unterschiedlichen sprachlichen und traditionellen Voraussetzungen ihre Schwierigkeit haben wird. Es ist für mich auf der anderen Seite sehr interessant, mich hier im ökumenischen Feld zu bewegen und zu sehen, welche geringe Bedeutung der kirchliche background der Teilnehmer hat. Zum Teil hängt das sicher mit der verhältnismäßig flüchtigen theologischen Ausbildung zusammen, die sie genossen haben; aber das kann kaum die einzige Erklärung sein. Ich nehme vielmehr an, daß man hier, auf dem früheren "Missionsfeld", ähnlich wie im angelsächsischen oder amerikanischen Bereich, viel eher geneigt ist, pragmatisch und praktisch an die Dinge heranzugehen und weit entfernt ist von der wissenschaftlichen Exaktheit (oder auch scholastischen Spitzfindigkeit) der theologischen Begriffe, zu der wir uns in Deutschland immer noch verpflichtet fühlen - ohne diesem Anspruch freilich gerecht werden zu können. Man bemerkt kaum, daß hier Leute aus ganz verschiedenen Kir-

chen, einschließlich der katholischen, zusammen sind und arbeiten.

Vorgestern abend fand in unserem Auditorium eine gespielte Gerichtsverhandlung statt. Angeklagt war die Kirche. Die Anklage lautete: die Kirche hat ihre Aufgabe gegenüber der Industriegesellschaft in Indien nicht erfüllt. Als bei der Vorbereitung dieser Gerichtsverhandlung die Rollen verteilt wurden, schlugen die Kursteilnehmer spontan unseren orthodoxen Priester als Angeklagten vor. Es ist ein Mann, der mit seinem Format und seinem Bart von allen anderen absticht und in etwa das Bild der Kirche, wie man sie sich gemeinhin vorstellt, abgeben kann. Die Gerichtsverhandlung lief nach englischer Art ab. Nach kurzen Präliminarien des Richters brachte die Vertretung der Anklage den Fall ein. Anschließend sprach die Verteidigung zur Sache, und dann kam das Kreuzverhör der Zeugen.

Anklage und Verteidigung hatten je drei Zeugen aufzubieten, zunächst wurden die der Anklage aufgerufen. Es war erstens ein Mann, der vorbrachte, er habe an einem Gottesdienst teilgenommen, während draußen vor der Kirche ein Aufruhr im Zusammenhang mit einem Streik vor sich ging. Der Priester hätte mit keiner Silbe in seinem Fürbittengebet an diesen Vorfall auf der Straße angeknüpft, sondern eigentlich nur Geld einsammeln wollen. Der zweite Zeuge schilderte, daß er in seinem Heimatort engen Kontakt mit der Kirche gehabt hätte; aber jetzt in der Stadt sei das alles verloren gegangen, weil niemand zu ihm gekommen sei und ihm gezeigt habe, daß man auch in der Industriestadt Gott brauche und mit Gott leben könne. Der dritte Zeuge schließlich stellte dar, daß er eine Auseinandersetzung mit dem Pfarrer seines Heimatortes gehabt habe, der ihn nicht trauen wollte, weil er nicht regelmäßig genug am Sonntagsgottesdienst teilgenommen hätte. Das könne er aber nicht, weil er in der Industriestadt ein Zimmer habe und sein Sonntag nicht sonntags, sondern mittwochs sei.

Die Verteidigung bot ebenfalls drei Zeugen auf. Als ersten einen Hindu, der über die vielfache soziale Aktivität der Kirche - Krankenhäuser, Schulen usw. - berichtete. Als zweiter Zeuge wurde Mr. Rolston, der Generalsekretär des indischen Nationalrates der Kir-

chen für die Fragen der kirchlichen Sozialarbeit, aufgerufen. Er zählte auf, an wieviel Stellen inzwischen urban and industrial mission entwickelt worden sei. Als dritte Zeugin war unsere Miss Maynard-Smith aufgerufen, die aus ihrer praktischen Arbeit berichtete.

In der Besprechung der Geschworenen zur Urteilsfindung, welche auf diese zweistündige, wirklich interessante und auch lustige Gerichtsverhandlung folgte, zeigte sich, daß nach Meinung aller Geschworenen die Verteidigung ihre Sache geschickter aufgebaut habe. Sie habe vor allem nicht so sehr wie die Anklage auf einzelne Vorfälle gebaut, sondern versucht, den Gesamt-Zusammenhang darzustellen und aus ihm heraus zu argumentieren.

Und weil nach englischem Recht das Urteil danach ergeht, ob es der Verteidigung gelungen ist, genügend Material zur Entlastung überzeugend vorzubringen, wurde die Kirche schließlich nicht schuldig gesprochen.

Wir haben bei dieser Gelegenheit wieder gesehen, wie nützlich es ist, "Vorgänge" in diesen Kurs einzubauen. Nur so kann man erreichen, daß alle intensiv mitarbeiten. Übrigens gilt das gleiche methodische Prinzip auch für die kirchliche Arbeit in Deutschland!

Gestern morgen habe ich in meiner Lecture den beiden Gruppen der Seminarteilnehmer darzustellen versucht, was kirchliche Sozialarbeit im Rahmen der Volkskirche in einer Stadt wie Dortmund heißt. Man hat zunächst Bedenken, ob unsere Arbeit hier irgendwelche Parallelen oder wenigstens Berührungspunkte für das Verstehen hat. Der Hauptunterschied ist ja, daß wir in Deutschland nicht in einer der ersten, sondern einer weit späteren Phase der Industriegesellschaft stehen. In den letzten Jahren wurde ja sehr deutlich, in welchem Maße die Aufgaben dadurch bestimmt sind, daß Dortmund in diesen Jahren den Schritt von der Fabrikstadt zu einer Stadt der verschiedensten Dienstleistungsunternehmen und zu einer Universitätsstadt tut. Andererseits bringen wir aus unserer Geschichte eine Menge von Erfahrungen mit, die uns einige Vor-

Urban Industrial Service
in a German Town (Dortmund)

1) The town(Dortmund) and area(Ruhrgebiet)situation

This area was the earliest high industrialized country of Germany. The process started about 1850.

- a) The first phase of industrialisation and urbanization was characterized by
 - Heavy industry(coal mines, steel plants, heavy machines factories),
 - immigration of people from all german and some foreign countries, mostly in three waves (first about 1890, second after World War I, third after World War II) and slow integration of these people to a new race of men
 - Unplanned rapid growth of the towns, like Dortmund.
- b) This phase or period ended at any time after World War II, and it began the transition to a new one, which we have to face now. Signs of this change are, for instance the shrinking of old industries, like the coal mines. It is the change to the so called "third or tertiary sector", i.e. all kind of services, administration etc. The area is on the very beginning of an "industrial culture". All this has to be planned, not at least because in this area live about 7 Millions of people, 10 % of the population of Germany(West).

2) The church's situation

Note, please, that in West Germany more than 90 % of the people are members either of the Roman Catholic or of the Evangelical(Protestant) Church. In Dortmund belong about 350.000 people to the Evangelical Church, they pay (automatically) an annual Church tax of altogether about 50 Millions Rupies. Till now in every school "Religion" is an ordinary branch of instruction, that means of course either evangelical or catholic religion.

- a) Life and work of the church have till now mostly the traditional form :
 - the normal form of church organisation is the parish, of which we have in Dortmund over 60. They have different size, between 2.500 and 17.000 people,
 - the congregations life is the traditional worship on Sundays, on which take part normally 3-4 % of the congregation members ; congregation groups are mostly formed under criterion of age or sex, the pastors have a lot to do with the so called official acts,
 - the service or "Diakonie" of the church is mostly individual-oriented (case work).
- b) In the first years after World War II we had a sort of religious wave, which disappeared about 1950. Then things normalized on a low level of participation on church's life.
- c) That was one reason for the search of new forms of mission work and life lead by the question :

(UIM in an German town.....cont.)

3) New ways

In the last 15 years there were made in the church in Dortmund many attempts to shape life and work of the Christian congregation in new forms. Some of them failed, others work.

- a) More and more we are accustomed to have experimental worships ; many congregations use the form of seminars, once ore twice a year ; some congregations make to their members the offer, to spend the holidays in a group, having a sort of community life for this time.
 - b) The church authorities in Dortmund saw the lack of church services, which were consequently directed to the industrial City Dortmund as the one living space of the people. So they established or reorganized church ministries for Youth, Dia-konie, and Public responsibility.
- 4) In 1963 the so called Social Ministry was established, which I had to run. Two years later I build out of this Ministry and two others a new combination of modern church work, let me call it the "Office for inner-church and social service" (Zentrale fuer Gemeinde-Aufbau und Sozialarbeit)
- a) This office or, better : this team includes three ministries , each of them is town-oriented and has a special task, nevertheless there are many points of contact and overlapping, so we have to cooperate every day. Our team has 6 members, 3 Theologians and three Laymen, who work in in the following sectors of
 - Youth, that means the young generation, not only the young Christians, in Dortmund,
 - Social questions, that means the structures, groups, ways of life, basic problems, evolutions in our City, and
 - Congregation building(Gemeinde-Aufbau), that means a new shape of the parish and non-parish congregation of Christians in the town, and aid to find out new forms of their life.
 - b) Consequently city-oriented, we try nevertheless to have not only good relations to the parishes and our colleagues working in them, but to co-work with the parishes as much as possible. However, we have a special task and own possibilities the parishes not have.

5) What we do (examples)

Our contemporary work could be described under the three catchwords

- Care for underprivileged groups in Dortmund,
- Care for the structures of town and industry,
- Care for peace.

- a) Let me give you three examples, which may show you our attempts to take care for underprivileged groups:

First ex.: The so called coal-crisis made die off many

First ex.: The so called coal-crisis made the off

schläge und Warnungen erlauben. So ist es denn auch gegangen. Mein Vortrag wurde aufmerksam hingenommen, er wurde diskutiert, und auch bei anderer Gelegenheit hat sich gezeigt, daß neben den großen Unterschieden auch viel Gemeinsames zwischen Indien und Deutschland festzustellen ist.

Am Abend habe ich meine erste Deutschstunde gegeben. In einer der Fabriksiedlungen von Durgapur ist eine Schule, die von katholischen Nonnen geleitet wird. In einem spärlich beleuchteten Klassenzimmer haben sich gestern um 7.00 Uhr etwa 20 junge Inder versammelt, die alle in einem der Betriebe in Durgapur beschäftigt sind. Mr. Subramaniam, der spiritus rector des International Center of Durgapur, ein typischer Geschäftelhuber, hat die Idee gehabt, Sprachkurse einzurichten. Dies ist also der Anfang eines deutschen Prachkurses. Ein Rundschreiben wurde in die Betriebe geschickt. Daraufhin haben sich 70 Leute für einen Deutschkursus gemeldet. 30 sind einstweilen aufgenommen, von denen, wie gesagt, etwa 20 gestern tatsächlich erschienen. Da zunächst noch kein Lehrbuch zur Verfügung steht, mußte ich mir überlegen, was man von der deutschen Sprache einem Ausländer zunächst erklären und vermitteln sollte. Der erste Schritt ist natürlich ganz leicht. Zunächst muß die deutsche Aussprache erklärt werden. Das haben wir dann also eine Stunde lang geübt. Inzwischen ist ein Lehrbuch eingetroffen, leider zunächst nur in einem einzigen Exemplar. Ich werde in den nächsten Wochen je zwei Stunden geben und damit gewiß nicht die Versprechungen erfüllen können, die Mr. Subramaniam den Kursteilnehmern gemacht hat. Aber immerhin!+

+ Der Deutschkurs lief bis etwa Ende Februar. Ich habe gestaunt, wie rasch einige der Teilnehmer Fortschritte machten. Es heißt, die Inder seien sehr sprachbegabt. Fast jeder von ihnen beherrscht zwei, wenn nicht drei Sprachen.

Samstag, 18. Januar 1969 Wie früher schon gesagt, haben die Kursteilnehmer die Aufgabe bekommen, in kleinen Gruppen Feldstudien in den verschiedenen Stadtvierteln von Durgapur zu machen. Gestern wurde ihnen diese Aufgabe näher beschrieben. Sie sollen erstens allgemeine Informationen einholen über die Bevölkerung in den betreffenden Stadtteilen; wo sie herkommt, was sie für einen sozialen Status hat, womit sie sich beschäftigt; sie sollen zweitens herausfinden, welches die Hauptprobleme dieses Quartiers sind und zwar, indem sie die Leute danach fragen, was sie für die Hauptprobleme halten und indem sie sich selber hierüber ein Urteil bilden; sie sollen sich drittens darüber informieren, welche wichtigen Gruppierungen und Organisationen politischer, kultureller oder auch religiöser Art vorhanden sind und sollen zu diesen Organisationen Verbindung aufnehmen; sie sollen sich darüber informieren, was die Kirche in diesem Gebiet tut und was die Leute denken, das die Kirche tut. Heute sind die Gruppen zum ersten Mal losgezogen. Das war für die meisten neu und vielleicht auch befremdlich. Wir werden am Montag bei der Berichterstattung vermutlich hören, daß manche Schwierigkeiten aufgetreten sind.

Ich selbst habe die Gruppe begleitet, die in dem wildgewachsenen Siedlungsgebiet Benachity, das zur Zeit das Haupteinkaufsgebiet für die Stahlarbeiter ist, ihre Studien durchführen soll. Wir sind früh um 8.00 Uhr hinausgefahren. Leider mußte ich zunächst ein Telegramm und ein Päckchen mit dem ersten besprochenen Tonband bei der Post aufgeben. Es war ein schrecklich langweiliger Betrieb. Ich wurde von Schalter zu Schalter geschickt, mußte Formulare mehrfach ausfüllen, da man mir zunächst die falschen gegeben hatte. Dann waren keine Briefmarken da. Das Postamt war an diesem Samstagvormittag stark frequentiert. Viele indische Arbeiter zahlten ihre jährliche Rundfunkgebühr von 15 Rupies ein.

+ Das abschließende Ergebnis der Feldstudie in einem der Stadtviertel findet sich auf S. 97 ff. dieses Berichts.

Ich war schließlich mit diesen Besorgungen fertig und bin dann drei Stunden lang durch Benachity gestreift. Rechts und links von der Geschäftsstraße mit den vielen Läden und Buden hat sich eine Siedlung entwickelt, in der jetzt schätzungsweise 80 000 Menschen leben. Da gibt es in einem tollen Durcheinander schmucke kleine Häuschen mit Gärten und unmittelbar daneben Elendsquartiere, wie man sie sich schlimmer kaum vorstellen kann. Dann wieder freies Land, wo ein paar Kühe, Ziegen, Schweine sich vom dünnen Gras ernähren. An öffentlichen Einrichtungen gibt es nur hier und da eine Wasserstelle. Da ist immer Hochbetrieb. Die Leute holen Wasser und waschen sich auch an diesem Brunnen. Die Kinder, genau wie die Erwachsenen, sind völlig zerlumpt.

Mir begegnete keinerlei Feindseligkeit, auch wo ich mit Kamera und Fotoapparat Aufnahmen machte, lediglich Erstaunen. Ich wurde mehrfach gefragt, woher ich denn käme. Die Leute nehmen an, daß man einen Arbeitsvertrag bei einem der hiesigen Industriebetriebe hat und sind an das Auftreten von Europäern in ihrem Quartier wohl gewöhnt.

Irgendwo in einer der Seitenstraßen findet ein Markt statt auf so engem Raum, daß man gar nicht anders kann, als buchstäblich über die dort ausgelegten Waren (Obst, Gemüse, Fisch, Fleisch) hinwegzusteigen.

Auf den Straßen von Benachity fielen mir zwei Typen von Menschen besonders auf, einmal die Arbeiter aus der Stahlstadt, die hier einkaufen kommen und nicht viel anders gekleidet sind und sich bewegen wie Arbeiter irgendwo bei uns es tun würden, sodann fremdartig gekleidete, besonders ärmlich wirkende Frauen, die einen Dienst als Lastträgerin versehen. Das waren keineswegs nur jüngere Frauen. Ich habe einige alte oder alt wirkende Frauen gesehen, die sich schrecklich mit ihrer Last abschleppten.

Zu dieser Siedlung gehört auch eine Nissenhüttenkolonie, wie wir sie aus der Nachkriegszeit kennen. In dieser Kolonie sah ich eines der medical centers, die von der Stadt Durgapur als Stationen zur ärztlichen Beratung und zur Behandlung leichterer Fälle eingerichtet sind. Ein Krankenhaus steht für die Bewohner nicht zur Verfügung.

Heute abend war ich eingeladen, in einer Diskussionsgruppe von Arbeitern aus einer der Siedlungen über soziales Leben und Arbeitswelt in Deutschland zu berichten. Diese Siedlung Sagarbhanga ist von der Regierung vor vier und fünf Jahren gebaut worden. Sie gilt als nicht besonders gut. Aber immerhin gibt es pro Familie zwei Zimmer. Das führt schon ein wenig aus dem Dilemma heraus, daß bei den Einzimmerwohnungen alle, aber auch alle Lebensfunktionen einer Familie sich in ein und demselben Raum abspielen.

Im zweiten Stockwerk eines der Siedlungshäuser war ein Zimmer ganz mit Decken und Matten ausgelegt. Gewiß hatten sie nicht viele Möbel heraustransportieren müssen, um für die Gruppe Platz zu schaffen. Wir nahmen Platz, nachdem wir die Schuhe draußen ausgezogen hatten. Es versammelten sich zwölf Männer, jüngeren Alters. Die meisten davon, wie ich hinterher hörte, unverheiratet oder jedenfalls ohne ihre Familien hier lebend.

Ich habe versucht, nach einer kurzen Einführung zwei Stunden lang alle möglichen Fragen über West-Deutschland und Ost-Deutschland und über die Löhne der Arbeiter und das Verhältnis zwischen Arbeiter und Manager usw. zu beantworten. Die Leute waren sehr interessiert und lebendig in ihren Fragen und im Gespräch, und ich muß dem Kollegen, der in seiner Gemeinde diesen Kreis auf die Beine gebracht hat, mein Kompliment machen. Freilich, es ist einigermaßen bedrückend, auf die Fragen, wie man in Deutschland lebt, welches Einkommen man hat als Arbeiter oder auch als Pastor, wahrheitsgemäß und offen zu antworten, weil sich trotz aller Unterschiede in den Lebenshaltungskosten ja einfach ein Abgrund auftut zwischen denen hier und uns dort und wir einfach in einer kaum zu verantwortenden Weise reiche Leute sind.

Mir scheint, das eigentliche Abenteuer dieser meiner Reise besteht darin, Einblick zu nehmen, wie die Verwandlung dieses Landes und Volkes vor sich geht. Natürlich ist dieses Institut hier eine Oase. Natürlich ist die ganze neue Stadt Durgapur eine Ausnahme. Sicher werde ich in Calcutta oder in Ranchi oder Madras noch ganz andere Eindrücke bekommen, vor allem davon, wie die Quantitäten verteilt sind: Die Quantität des

Alten, das meistens Elend, aber doch auch indische Kultur heißt, und die Quantität des Neuen, das als anfänglicher Wohlstand und neue Industriekultur gewiß erst in Andeutungen und Spuren vorhanden und auszumachen ist. Aber muß man nicht fragen, welche der hier zu beobachtenden Phänomene in dem Sinne wahr sind, daß sie die Zukunft Indiens signalisieren?

Eben das ist offen, sowohl wirtschaftlich gesehen, als auch politisch, zumal die Verbindung zwischen diesen beiden Lebens- und Gesellschaftssphären, wie wir gesehen haben, inzwischen hergestellt ist. Auf Not und Katastrophen wird die Bevölkerung von Bengalen heute nicht mehr, wie noch vor zehn Jahren, mit Ergebenheit, sondern, in welchen Formen auch immer, politisch und revolutionär reagieren. Daß Menschen für die Geschichte verantwortlich sind, dürfte in der indischen Tradition eine ganz neue Einsicht sein. Aber kann sie ausbleiben, wo moderne Medizin und Industrie einmal ihren Einzug gehalten haben? Und können wir im Ernst wünschen, sie bliebe aus? Mit anderen Worten: Das Experiment, um dessen Ausgang es hier geht, spielt sich nicht etwa nur im wirtschaftlichen Bereich ab (Wird der Wettlauf zwischen Bevölkerungsexplosion und Wirtschaftsexpansion positiv ausgehen?), sondern dies Experiment, wenn ich es so nennen darf, hat als wichtigste Dimension die politische. Die Leute von der Kirche, die hier arbeiten, sind sich dessen wohl bewußt und versuchen, mit noch ganz anderer Intensität als wir in Deutschland, aber doch auch mit Gelassenheit, ihren Beitrag zu leisten. Ihre Arbeit besteht, kurz gesagt, darin, Menschen verschiedenster sozialer Herkunft und Zugehörigkeit - Arbeiter, Manager, Pastoren - mit den Spielregeln der Industriegesellschaft vertraut zu machen und damit zu verantwortlichem Leben und Handeln in ihr zu befähigen und anzuleiten.+

+ "We have a theology which is incarnational: leading to a critical involvement.

We have a ethics which is situational: leading to a position of responsible and effective compromise.

We have a Churchmanship which is ecumenical, leading to a restructuring round the needs of the world in which we live."

(aus: Joint action ...)

20. Januar 1969 Wir hatten bereits die schöne Angewohnheit, jeden Nachmittag eine Stunde Volleyball mit den Seminarteilnehmern zu spielen. Aber davon mußten wir wieder Abstand nehmen, weil unsere Studenten den ganzen Nachmittag vertrödelten. Sie haben von 12.00 bis 16.00 Uhr Mittagspause, trinken dann den hier unbedingt üblichen Tee, spielten von halb fünf bis zum Dunkelwerden etwa eine Stunde lang Volleyball, bereiteten sich dann gemächlich aufs Abendessen um halb acht vor, um danach noch ein bißchen zu erzählen und sehr früh schlafen zu gehen.

Das war zu viel. Wir müssen darauf achten, daß sie lesen⁺, um neue Gedanken oft und oft aufzunehmen, sie zu diskutieren usw. Mancher von ihnen ist nicht von sich aus hierhergekommen, sondern geschickt worden im Unterschied zu anderen, die ganz bestimmte eigene Interessen und Fragen haben und auch formulieren.

Mancher dieser Pastoren hat sich bisher vielleicht mehr mit häuslichen Angelegenheiten als mit seiner kirchlichen Aufgabe beschäftigt. Nicht alle sind gewöhnt, intensiv über Stunden hin zu arbeiten. Es scheint, daß die beiden katholischen Priester - ein zweiter ist vor einigen Tagen angekommen - unsere besten Leute sind. Sicher haben sie am meisten Disziplin. Die strenge Schule monchischer Erziehung hat sie geprägt, beide sind Franziskaner. Ihr Bischof, der von Bhopal in Zentralindien, ist ein Mann, der, wie ich höre, schon beim 2. Vatikanischen Konzil auffiel. Er hat sich offensichtlich etwas dabei gedacht, Leute in dieses Seminar zu schicken, vielleicht seine besten Leute. Andere Kirchen haben nicht ihre besten Leute geschickt.

Ich denke aber, daß wir insgesamt als Arbeitsgruppe Fort-

+ "Weil wir den Seminaristen eine Menge Literatur aufgegeben haben, die sie mit verteilten Rollen lesen sollen, müssen wir selbst uns durch die Literatur durchfressen. Es sind naturgemäß lauter Bücher, in denen die zentralen Fragen des Christentums heute angesprochen werden - eine gefährliche Sache, denn man merkt mit einemmal, wie sehr man schon Pragmatiker geworden ist und auch, wie sehr man mit dem Status quo rechnet. Gerade der aber ist hier strittig." (Brief vom 13. 1.)

schritte machen. Heute bekamen wir die Ergebnisse der ersten Exkursion in die verschiedenen Stadtteile von Durgapur mitgeteilt. Die meisten der fünf Gruppen haben gute Ergebnisse mitgebracht. Ich werde einiges davon später noch berichten. Diese Art von Aktivität ist es, die am meisten fruchtet. Hier werden eigene Beobachtungen gemacht, wird Urteilsbildung angeregt, der nachfolgenden Diskussion Fundierung gegeben. Wir überlegen ständig, wie wir möglichst viel durch die Medien solcher Arbeitsgänge anbieten können.

Ich sprach heute abend lange mit Ken und seiner Frau⁺ über Indiens Zukunft. Sie sind viele Jahre hier. Lange genug, um die Dinge zu kennen und zu durchschauen und lange genug, um nicht gerne zuzugeben, wie fatal vieles ist. Ich kann das gut verstehen, weil die ganze Arbeit doch angetrieben ist von der Hoffnung, daß die Vision einer glücklichen Zukunft, ^{die} in dieser Stadt Durgapur sicher Chancen hat, sich zu realisieren, ebenso auch für Indien insgesamt gilt.

Aber im Augenblick wird noch jeder Fortschritt alsbald aufgesogen von der Massenhaftigkeit des Elends und von dem Bevölkerungszuwachs. Trotz der Sterilisation vieler Tausende von Männern gegen eine "Entschädigung" von 18 bis 20 Rupies, das ist nach unserem Geld etwa 9,-- DM, und obwohl Verhütungsmittel angeboten und auch zunehmend gekauft und gebraucht werden, ist der Zuwachs der Bevölkerung eben noch zu groß. Das Pro-Kopf-Einkommen in Indien ist mit das niedrigste von allen Ländern der Welt. Das gesamte National-

⁺ Ich bewundere Kens Frau, die seit dreizehn Jahren mit ihm hier in Indien ist. Hier hat sie ein offenes Haus, es ist ein ständiges Kommen und Gehen, ständig bekommen irgendwelche Leute vom Staff oder von den Seminaristen Kaffee oder Tee oder zu essen. Wir müssen uns jedenfalls darüber klar sein, wenn wir etwas ähnliches unternehmen, daß die Arbeit dann nur gemeinsam zu machen ist. Mein Eindruck: daß sie hier aus dem einzelligen Familienleben längst heraus sind, einfach weil es sich ergeben hat. Ich denke, daß das für die Hausfrau am schwersten ist." (Brief vom 19. 1.)

produkt Indiens soll im letzten Jahr kleiner gewesen sein als der Zuwachs des amerikanischen Nationalprodukts. Die Menschen sind schwach von Konstitution und von Generationen der Auszehrung her. Es gibt keine Tradition des Arbeitens. Zu viel Neues ist zu verkraften.

So entsteht ein psychologisch erklärbarer Zustand der Unsicherheit und Unzufriedenheit, der sich gerade in den Betrieben immer wieder in kaum motivierten Streiks und in den Städten häufig in Totalboykotts äußert, welche das gesamte Leben einer Stadt lahm legen. In Calcutta bedeutet das jedesmal eine Katastrophe.

Wie also sind die Zukunftsaussichten? Das zur Schau getragene Selbstbewußtsein des einzelnen Inders und vor allem der indischen Regierung kann nicht verdecken, daß die Lage mehr als ernst ist, und kann nicht ausgleichen, daß Indien noch für viele Jahre abhängig, wirklich und direkt abhängig sein wird von ausländischer Hilfe. Das ist nach meinem Empfinden ein Zustand ständiger Demütigung und reicht schon aus, um den Ruf nach einer neuen Verteilung der Güter dieser Erde zu rechtfertigen. Wenn Gerechtigkeit noch immer an das suum cuique gebunden ist und wenn die Menschenwürde zu den Gütern gehört, die niemandem genommen oder vorenthalten werden dürfen, dann ist die Behebung der indischen Zustände einfach eine Forderung der Gerechtigkeit. Die Mahnung der Kirchen, umfassende Lösungen zu suchen (Uppsala 1968) ist berechtigt. Es ist eine Mahnung zu politischen Lösungen.

Hindustan Steel, der indische staatliche Stahlkonzern, feiert in dieser Woche seinen 15. Geburtstag. In Ranchi, Rourkela, Bhilai, in Durgapur und Calcutta werden Festwochen veranstaltet. Ganzseitige Anzeigen feiern Hindustan Steel als unic, als einzigartig in der industriellen Entwicklung Indiens. Wir haben gestern morgen an einem Symposium teilgenommen, mit dem die hiesige Festwoche eröffnet wurde. In einer kurzen Ansprache und einer anschließenden längeren Diskussion hörten wir den Chefmanager des hiesigen Zweigwerkes von Hindustan Steel. Er war früher Generalmajor der indischen Armee, auf

diesen Posten gekommen, weil sein Vorgänger mit den ständigen Querelen im Betrieb nicht fertig werden konnte. Weiter sprach der Chef eines Edelstahlwerkes und der Mann, der von der Regierung als Koordinator der weiteren Planung und des Ausbaus von Industrie und Stadt eingesetzt ist. Er ist ein sehr lebendiger Mann, der einen ausgezeichneten Eindruck machte, obwohl er im Verlauf des Vormittags ungefähr eine Stunde lang mit allen zehn Fingern seine Nase säuberte.

Es war die Rede von der Bedeutung der Stahlproduktion für die indische Volkswirtschaft und von ihren Zukunftsaussichten. Ferner über die Gründe dafür, daß Hindustan Steel und Durgapur Steel Jahr für Jahr mit roten Zahlen abschließen. Die Manager erläuterten in Einzelheiten, denen ich mangels spezieller Sprachkenntnisse im ökonomischen und kaufmännischen Bereich nicht folgen konnte, weswegen die Stahlindustrie nicht profitabel arbeiten kann. Es war die Rede von den auf einem zu niedrigen Niveau fixierten Preisen und von den sozialen Verpflichtungen, z. B. dem Wohnungsbau, welche diesen Betrieben auferlegt sind.

Ken sagte mir hinterher, daß einer der Hauptgründe nicht genannt worden sei, nämlich, daß diese Betriebe aus politischen und sozialen Gründen viel mehr Leute beschäftigen als bei rationeller Betriebsorganisation eigentlich notwendig wären. Ich kann nicht beurteilen, wieweit es im Augenblick berechtigt ist, daß die Regierung darauf drängt, daß möglichst viele Leute eine Arbeit bekommen. Aber sicher ist doch, daß auf lange Sicht gesehen eine Industrie mit solchen Auflagen nicht arbeiten kann. Im Augenblick könnte man vielleicht sagen, es ist eine interne indische Angelegenheit, wie teuer der Stahl ist, der hier produziert wird; denn die Nachfrage im Inland ist sicher noch viel größer, als daß sie durch die indische Stahlproduktion gedeckt werden könnte. Aber ich möchte gern einmal von einem Fachmann erfahren, ob diese Rechnung wirklich aufgeht.

Im Saal waren ungefähr 200 Menschen versammelt, meist junge Leute, die als Techniker in den hiesigen Betrieben tätig sind. Man möchte ihnen wünschen, daß sie die Jubiläen in fünf, zehn und fünfzehn Jahren nicht nur feiern, sondern dann auch auf große Fortschritte und gute Ergebnisse zurückblicken können.

Diese Festwoche bietet ein buntes Programm, in den Schulen haben

Preis ausschreiben stattgefunden. Die Patienten im werkseigenen Hospital bekommen Obst geschenkt. Die im Betrieb tödlich Verunglückten werden geehrt. Eine ständige Ausstellung der Industrieprodukte von Durgapur wird eröffnet.+ Indische Tänze, Filme, Musik- und Theatervorführungen werden angeboten. Es gibt eine Teeparty für zweitausend geladene Gäste, und auch der Nationalfeiertag fällt in diese Woche, die mit einem großen Feuerwerk beendet wird. Gestern stand in der Zeitung, daß die Gewerkschaften die gesamte Festwoche boykottieren.

Ich habe Inzwischen einen Sprung von Durgapur nach Calcutta gemacht. Ich bin mit Ken für 2 1/2 Tage hier. Der Zweck der Reise ist ein Meeting, das morgen stattfindet und bei dem die Einzelheiten des zukünftigen, gemeinsamen Einsatzes im Calcutta-Projekt ein Stück weiter besprochen werden sollen. Von Durgapur hierher, das ist auch der Sprung in eine andere Welt, vor allem, wenn man in der relativen Zurückgezogenheit

+ "Zu dieser Festlichkeit war der Governor, d. h. der vom Ministerpräsidenten in Delhi eingesetzte Staatschef von Westbengalen, zu einem kurzen Besuch erschienen... Gefilmt habe ich auch die Begleitmusik: Eine Protestdemonstration von ca. 30 Indern, die sich beim Eingang hinter einer dicht gestaffelten Polizeikette postiert hatten und eine Stunde lang, deutlich vernehmbar, lauter unschöne Sprüche über den Governor, die Stadtväter, das Planungsamt im Chor riefen. Es sind Leute, die im Zuge der Stadtplanung ihren Grund und Boden verloren haben und, wie ich hier höre, dafür nicht angemessen entschädigt worden sind. Das sind die Nebenerscheinungen: daß eine Gruppe von Dörflern ihre bisherige Lebensgrundlage verliert, während viele andere neue Lebensmöglichkeiten gewinnen. Wenn ich damit vergleiche, welches Geschäft so mancher deutsche Bauer im Zusammenhang mit Stadterweiterung oder Autobahnbau gemacht hat ..." (Brief vom 22. 1.)

und der Sauberkeit des Instituts in Durgapur gewohnt und gearbeitet hat.

Wir sind heute früh um 8.00 Uhr in Durgapur in einen Zug gestiegen, dritter Klasse. Die Fahrkarte für die 160 km kostet etwas mehr als 2,50 DM. Man sitzt zwar hart, aber man hat für das wenige Geld eine Reise, die sehr unterhaltsam ist, inmitten der normalen indischen Passagiere. Es ist nicht ganz so, wie wir es vor einigen Jahren in Griechenland erlebten, als wir mit den landesüblichen Bussen im Peloponnes kreuz und quer unterwegs waren, daß im Zug alles und jedes befördert und mitgeführt wird an Obst und Gemüse, lebendem Vieh und dergleichen, aber immerhin, da reisen viele Familien mit Sack und Pack. Man möchte gerne wissen wohin, da sind im Zug Schuhputzerjungen, da wird alles Mögliche an Süßigkeiten, Tee, Kaffee, pausenlos angeboten. Da wird auf allen Stationen der Zug gestürmt von weiteren Händlern und kleinen Bettlern, und man bekommt auch eine musikalische Darbietung von zwei Jungen zu hören, die mit kräftigen, sehr hübschen Stimmen bengalische Lieder vortragen. Es ist eine Art Schauspiel. Zum Schluß erwarten sie natürlich, daß man ihnen etwas Geld gibt.

Eben hatte ich ein Interview mit Mr. Hastings, in dessen Haus wir heute zu Gast sind und bis übermorgen auch übernachten. Er gehört zu den englischen Methodisten, die hier in Calcutta arbeiten. Seine spezielle Aufgabe ist es, christliche Literatur zu verfassen und Leute anzuleiten, solche Literatur zu schreiben. Wenn jemand jetzt meint, daß er ein Traktätchen-Verfasser wäre, so ist das ein großer Irrtum.

Dieser Mann ist sehr nachdenklich geworden im ständigen Gegenüber zum Hinduismus und auch zum Islam, vor dessen neuen Ausprägungen, die vor allen Dingen in der Jugend lebendig sind, er große Achtung hat. Wir sind zusammen essen gegangen und haben uns darüber unterhalten, worin wohl die Identität der christlichen Gemeinde besteht und in welchen Zeichen sie sich ausdrückt. Er meinte, daß die Taufe heute nicht mehr zu dem absoluten Zeichen der Identität der christlichen Gemeinde und der Zugehörigkeit zu ihr oder, anders gesagt, zur Bedingung und Voraussetzung dieser Zugehörigkeit gemacht werden könne. Er versicherte mir, daß er viele Inder getroffen hat, die die Bibel lesen, die von sich sagen, daß sie Christen,

aber keine Kirchenleute sind, die den Geist Christi, so wie er sich im Neuen Testament darstellt, zu ihrer Überzeugung gemacht haben und danach zu leben versuchen.

Wir fragten uns in diesem Gespräch, worin denn neue Zeichen der Gemeinschaft mit Jesus Christus zu sehen sein könnten.

Er sagte, die Identität der Gemeinschaft Jesu Christi ist ihre Identifizierung mit der Welt, genauer gesagt, ihre Zuwendung zur Welt in der Weise, wie Jesus sich der Welt zugewandt hat, nämlich mit der Bereitschaft und Offenheit der Liebe und auch der Bereitschaft zum Ertragen und zum Leiden.

Ich glaube, daß dies im Grunde richtig gesehen und ausgedrückt ist. Was nützt das Festhalten an den bisherigen Zeichen, durch die die christliche Gemeinde sich von allen anderen - oft viel intoleranter als sie und nicht bereit einzusehen, daß Toleranz eine Gnadengabe Gottes ist - abgegrenzt hat, wenn wir in unserer christlichen Gemeinde Menschen haben, die mit ihrem Leben und auch mit ihrem Wort dem widersprechen, was etwa in den Seligpreisungen der Bergpredigt ausgedrückt ist? Was nützt es also, wenn wir getauft sind, aber die Identifizierung mit der Welt in der Art Gottes und in der Art Jesu Christi verweigern?

Sonntag, 26. Januar 1969 Dieser Teil des Berichtes soll einen Überblick geben über die letzten vier Tage, die ich im wesentlichen in Calcutta zugebracht habe. Eine Momentaufnahme aus Calcutta selbst habe ich ja schon vorausgeschickt.

Unverändert ist der Eindruck, daß Calcutta eine schrecklich schmutzige und schrecklich große Stadt ist. Auch spürten wir bei der Ankunft sehr das dumpfe, feuchte Klima. Ich habe deutlicher als beim ersten Mal gesehen, daß in der Innenstadt die Infrastruktur - Verkehr, Beschäftigung usw. - offenbar recht und schlecht funktionieren, obwohl auch hier viel Wirrwarr und Elend zu entdecken sind. Die Probleme der Stadt treten in den Außenbezirken und in den sogenannten Bustees (Slums), über die später noch mehr zu sagen ist, deutlicher zutage. Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß Calcutta ein nationales, nicht nur ein lokales Problem Indiens darstellt. Und deshalb ist es sicher richtig, wenn sich mehr und mehr Interesse auf die Zukunft dieser Stadt richtet und von allen möglichen Sei-

The Ruhr of India must be saved ?

The case for Calcutta's development is not based on any sentimental considerations.

Calcutta's development is necessary for *India's economic and strategic well-being*. To repeat: Calcutta is a national problem that involves every responsible body and citizen.

Why a national problem?

Take Calcutta's strategic importance. This city is close to sensitive border areas. Economic deterioration and stagnation would lead to increased political instability. The country cannot afford to lose Calcutta—and its rich hinterland.

Yes, Calcutta and its rich hinterland is of national importance. Here lie the iron and steel complexes of Burnpur, Durgapur and Jamshedpur, the industrial belt around them, the coalfields of Ranigunge, the tea and jute growing areas. From this region comes a vast variety of manufactures for the nation: from transistor radios to cars, from fans to railway rolling stock. And as we have mentioned before, through Calcutta are exported India's biggest foreign exchange earners—tea and jute.

In the years to come, the oil deposits of Assam and the forest wealth of North Bengal will provide potential for future expansion.

Can we, can India, afford to lose all this ?

Because it would mean losing the *largest industrial centre in the country*. And the richest hinterland.

That's why it makes economic sense to help Calcutta. Helping Calcutta is an investment for a brighter future, an investment that must be made for India's economic growth — and your growth.

"What will happen if nobody helps?"

Calcutta is a city in crisis. The facilities which were available to citizens 25 years ago, are now miserably inadequate. The swift population growth has accentuated social tensions resulting in frustration, squalor and misery.

In the past, lack of planning resulted in the neglect of the city's problems. Obsolence was not met with proper maintenance and new investments. Necessary expansion and re-organisation of utilities and services were not matched with the increase in developing land, housing, roads, transport, hospitals, schools, recreation spaces, etc.

The result is clear to see: increasingly difficult living and working conditions, a slowing down of economic growth and resulting increase in unemployment and frustration. This has in turn lead to social and political tensions.

What will happen if the conditions of Calcutta worsen? Economic activity and growth will stagnate.

This is too great a price to pay for neglecting a city's ills.

The problems of Calcutta are major and urgent. And so they need major and swift solutions.

ten Maßnahmen zur kurzfristigen Abhilfe der schrecklichsten Notstände und zur langfristigen Sanierung dieser Stadt eingeleitet werden. Die einzige Hoffnung besteht darin, daß die verschiedensten Institutionen und Gruppierungen zusammen zu wirken beginnen, so verschiedene Institutionen wie die Weltbank, deren Präsident McNamara im vergangenen November Calcutta besucht und eine massive Entwicklungshilfe für diese Stadt angeboten hat, dann die Calcutta Metropolitan Planning Organisation (CMPO) und nun auch die gebündelte Aktivität der in Calcutta tätigen Kirchen, mit der unser Besuch zusammenhängt.

Wir fanden am Donnerstag die Stadt morgens ziemlich leer. Gegenüber dem sonst hier herrschenden Betrieb schien die Innenstadt wie ausgestorben. Es war Feiertag zum Gedenken eines der indischen Nationalhelden. Die meisten der Geschäfte, Banken und Ämter hatten geschlossen. Wir fanden aus diesem Grunde unerwarteterweise Zeit für private Dinge. Nachmittags war ich im Amerikahaus und erlebte dort zunächst zwei amerikanische Filme, der eine über die schöne Wissenschaft der Glaciologie, der andere ein Bericht über das amerikanische Apollo-Programm. Anschließend erzählte einer der Teilnehmer der Mount Everest-Expeditionen von 1963 und 1965 anhand von herrlichen Dias seine damaligen Erlebnisse.

Der nächste Tag diente dazu, in einem kleinen Kreis die Grundlinien für ein künftiges Institut der Urban and Industrial Mission in Calcutta zu beraten. An diesem Unternehmen wollen sich alle Kirchen in Calcutta beteiligen. Die beiden Bischöfe - der anglikanische und der katholische - sind die Schirmherren dieser Unternehmung. Zwei Methodisten, ein Anglikaner und ein Baptist sollen die verschiedenen Abteilungen dieses neuen kirchlichen Instituts in Calcutta aufbauen. Geplant ist folgendes:

1. Ein Trainings- und Studienzentrum der indischen Kirchen für die Angelegenheiten der modernen Großstadt, welches die Ergänzung bildet zu dem Institut in Durgapur, das sich mehr auf die Angelegenheiten der modernen Industrie bezieht.
2. Ein Community Development-Programm für Calcutta, untergliedert in verschiedene Sektoren, in denen versucht werden soll,
 - a) möglichst viele der hier vorhandenen Gruppierungen und Organisationen zu einem Interesse an der Entwicklung dieser Stadt und zu einem Engagement in dieser Entwicklung zu bringen, b) in ein

oder zwei Notstandsgebieten innerhalb der Stadt konkrete Entwicklungshilfe und Sozialarbeit für die dort lebenden Menschen zu leisten und c) das Training von Mitgliedern der christlichen Kirchen in Calcutta für die Arbeit an diesen Fragen durchzuführen. Dies letztere greift über in den Bereich der dritten Aufgabe, die das ökumenische Institut in Calcutta erfüllen soll. Es soll

3., wiederum auf nationaler Ebene, eines der Zentren für die Arbeit der Laien in der Kirche werden. Von alldem ist zunächst nur der Umriß und der allererste Anfang+ vorhanden, wie gesagt, nur die grundsätzliche Bereitschaft der Kirchen++ in Calcutta und der entsprechenden Gremien auf höherer Ebene. Vorhanden sind einige Leute, die nach meinem Urteil wohl in der Lage wären, hier etwas Vernünftiges aufzubauen. Demgegenüber steht die ungeheure Aufgabe, die diese Stadt stellt. Was Community Development in Calcutta heißt, mag folgender Ausschnitt aus einem Statement illustrieren, das einer der Me-

+ Wieweit der hier dargestellte Plan eines Calcutta-Projects im Laufe des Jahres 1969 noch Veränderungen erfuhr, und wo mit der praktischen Arbeit begonnen werden konnte, zeigt die (auf S. 139) wiedergegebene Skizze des Projekts, die den Stand der Dinge Anfang 1970 wiedergibt.

++ John Hastings sagte mir in einem Interview: Solche grundsätzlichen Bereitschaftserklärungen darf man nicht allzu optimistisch bewerten. Zwar es ist schon etwas, wenn die verschiedenen Kirchen sich zu gemeinsamer Arbeit an einem Projekt bereitfinden - ist in Deutschland ja bisher auch noch die große Ausnahme. Aber daß den Worten dann auch Taten, nämlich eine wirkliche Beteiligung durch Mitarbeiter und Geldmittel, folgen, kostet wieder viel Mühe. Und Joint Action for Mission ist auch das noch nicht - wie in der gleichnamigen Studie aus Durgapur mit Recht angemerkt wird. Gemeinsames missionarisches Handeln erfordert eben, daß die Kirchen in einem bestimmten Gebiet a l l e ihre Planungen in einer g e m e i n s a m e n Strategie abstimmen. Wo findet man das?

thodisten für unsere Besprechung verfaßt hat: "Der Großstadtraum von Calcutta hat eine Bevölkerung von 7 1/2 Millionen, die eigentliche Innenstadt 3 Millionen, von denen ungefähr 1 Million in Slums leben unter äußeren Bedingungen, die ein menschenwürdiges Dasein nicht ermöglichen. 700 000 dieser Menschen, ein Viertel der Innenstadtbewölkerung, leben in offiziell registrierten Slums, den sogenannten Bustees. Entsprechend der offiziellen Definition ist ein Bustee ein Gelände, nicht kleiner als ein Sechstel Acre und mit Hütten bebaut, die einstöckig sind und bei denen weder Beton noch Stahl verwendet wurde. Im Durchschnitt hat jede dieser Hütten sieben Räume. Diese Räume werden für 12 Rupies im Monat an je eine Familie vermietet. Der Eigentümer dieser Hütten, der den Grund und Boden von dem Grundeigentümer gepachtet hat, gewinnt das investierte Kapital, abgesehen von einer schmalen Abgabe an Steuern, innerhalb von zwei Jahren zurück.

Es gibt so gut wie keine sanitären Einrichtungen. Die großen ebenerdigen, gewöhnlich den Blicken und den Fliegen zugänglichen Abortgruben sollen täglich durch städtische Angestellte geleert werden, aber tatsächlich ist die Leerung unregelmäßig und erfolgt ohne Sorgfalt. Die Gruben fließen über, und der Inhalt dringt in die Brunnenanlagen der Bustees, deren Wasser gebraucht wird, um Körper, Mund, Kleidung und Hausrat zu waschen.

Diese Angaben stammen aus einem offiziellen Bericht des CMPO, der sich mit dem Problem der Bustee-Sanierung in Calc. und Howrah (das ist der Teil der Stadt auf der anderen Seite des Flusses) beschäftigt. Die CMPO fordert eine massive Campagne zur Normalisierung der Lebensbedingungen dieser Menschen, muß aber zugeben, daß die Behausung von 700 000 Bustee-Bewohnern im Augenblick außerhalb der finanziellen Möglichkeiten des Staates liegt. Das Programm beschränkt sich deshalb darauf, wenigstens die Grundbedürfnisse an sanitären Einrichtungen für die Bewohner dieser Gebiete zu erfüllen."

Die geplante ökumenische Aktivität der Kirchen in Calcutta soll Theorie und Praxis, soll den Einsatz hauptamtlicher und ehrenamtlicher Mitarbeiter der Kirchen, soll ihre Zusammenarbeit mit der CMPO, mit anderen Kirchen (z. B. in Europa), soll unmittelbare Hilfe und Beteiligung an den langfristigen Überlegungen, welche die Zukunft dieser Stadt betreffen, einschließen. Nach unserer Be-

sprechung soll es möglich sein, das Arbeitsvorhaben, die vorgeschlagene Organisationsform und die finanziellen Voraussetzungen in den Grundzügen zu beschreiben und dann den einzelnen Kirchen und einigen Sektionen des Weltrats der Kirchen zuzuleiten.

Gestern bin ich zum deutschen Konsulat in Calcutta gegangen. Ich hoffte, dort einen Deutschen anzutreffen, der z. Zt. im Zusammenhang mit der deutschen Entwicklungshilfe hier tätig ist, erfuhr aber, daß er bis Mitte Februar noch in Deutschland sein wird. Ich habe mich dann eine Weile mit dem Vizekonsul unterhalten können. Das ist hier in Calcutta eine junge Dame, Frau Komers, die sich sehr interessiert zeigte an den kirchlichen Planungen, von denen ich ihr in Andeutung berichtete. Da das kirchliche Arbeitsvorhaben breit angelegt sein soll, erscheint es mir nützlich, auch zum deutschen Konsulat eine Verbindung herzustellen. Das bezieht sich natürlich nicht auf die politischen Aufgaben, die das Konsulat wahrzunehmen hat, wohl aber darauf, daß die Bundesrepublik auch in dieser Stadt Projekte der Entwicklungshilfe durchführt. Eine spätere Zusammenarbeit zwischen dem Kirchlichen Calcutta-Team und jenen Projekten bzw. deren Leitern und Mitarbeitern ist ja durchaus denkbar und wünschenswert.

Zwischendurch nahm ich die Gelegenheit wahr, mir endlich die Haare schneiden zu lassen, was beim indischen Friseur üblicherweise mit einer Massage von Gesicht, Kopfhaut und Nackenpartie verbunden ist und sehr erfrischt. Ich hatte einige Zeit, um in der Stadt herumzulaufen und u. a. den sogenannten neuen Markt, eine Art ebenerdiges Warenhaus, zu besuchen, das eine Kombination von Karstadt, Horten und Neckermann auf indisch in ein und demselben Haus darstellt, freilich ohne die Rationalisierung, die unsere Warenhäuser so profitabel macht, ohne die Organisation und ohne die relative Sauberkeit, die wir gewöhnt sind. Ich habe ein paarmal in mir als gut empfohlenen Restaurants gegessen, mal mehr europäisch, mal mehr indisch, und fand das alles sehr schön.

Man läuft Gefahr, sich an die Umgebung, die einem in Calcutta so viele Bilder des Elends vor Augen stellt, schnell zu gewöhnen. Man lernt zu unterscheiden und sieht, daß wenigstens in der Innenstadt die Masse der Bevölkerung zwar sicherlich sehr kärglich lebt, aber nicht auf jenem alleruntersten Niveau, wie die völlig zerlumpten, oft verkrüppelten Bettler, die hier eine Art Zunft darstellen, oder jene verelendeten Menschen, die Tag und Nacht auf der Straße herumliegen und bei denen keiner weiß, wovon sie eigentlich leben. Indem man diese Unterschiede bemerkt, fängt man bereits an, sich mit den Verhältnissen innerlich zu arrangieren, wie es die Inder selbst offensichtlich schon längst getan haben, die wenigen ausgenommen, die sich um die Zukunft und um die Menschen wirklich Sorgen machen.

Wir kamen gestern abend um 8.00 Uhr ziemlich verdreht aus Calcutta zurück. Es war gerade noch Zeit zu essen und sich umzuziehen, dann gingen wir zu einem Tanz in den Durgapur Club, in dem sich die Führungsschicht der hiesigen Betriebe trifft. Es war eine internationale Gesellschaft, und wir blieben dort bis nachts um 2.00 Uhr. Ich habe danach den Gottesdienst heute früh, anlässlich des Tages der Republik besonders gestaltet, auch nicht mit voller Aufmerksamkeit verfolgt.

Unsere Kursteilnehmer hatten sich viel Gedanken darüber gemacht, in welcher Weise die Angelegenheiten dieser Nation, die ja erst eine Nation zu werden anfängt, in Dank und Bitte vor Gott gebracht werden könnten. Das Ausgangslied war heute die indische Nationalhymne, eine herrliche Melodie zu einem Text von Tagore. Hier auf dem Grundstück wurde dann auch die indische Fahne gehißt. Sie wurde als ein zusammengepacktes Bündel am Mast hochgezogen, dann oben entfaltet und ein Regen von bunten Blüten fiel aus ihr herab.

29. Januar 1969 Aus den Tagen seit Sonntag ist wenig zu berichten, weil ich in dieser Zeit ziemlich mit einer Grippe zu kämpfen hatte. Ich konnte deshalb weder am Studiengang noch an den Exkursionen unseres Seminars teilnehmen. Heute hat sich die Grippe in Schnupfen aufzulösen begonnen, das ist zwar auch sehr lästig, aber doch angenehmer als das Ziehen in allen Knochen. Die Grippe grassiert gegen-

wärtig hier, in Calcutta genauso wie in Durgapur. Einer nach dem anderen von den Mitarbeitern und den Seminarteilnehmern legt sich für ein paar Tage ins Bett.

Ich empfinde es als sehr heilsam, in diesen Wochen in den weiteren, den globalen oder auch ökumenischen Horizont gestellt zu sein. Man merkt mit einem Mal, wieviel Platzangst in Europa, speziell wohl in Westdeutschland, herrscht. Man hat selbst viel zu sehr im scheinbar windgeschützten Winkel sich eingerichtet. So ergibt sich aus dem gegenwärtigen Erleben manche Korrektur. Auf der anderen Seite glaube ich, daß ein Wandlungsprozeß im Denken unserer europäischen Kirchen bereits eingeleitet ist. Vielleicht deutet er sich auch im politischen Bereich allmählich an. Was nötig wäre, bedarf keiner langen Diskussion. Was jetzt möglich ist, muß erfragt werden, und da scheiden sich eben die Geister. Ich mag die Schwärmer nicht, und ich mag ihre Antipoden noch weniger.

30. Januar 1969 Ich bekam drei von den Januarnummern des westfälischen Sonntagsblattes "Unsere Kirche" zugeschickt und habe sie etwas sorgfältiger studiert, als ich das in Dortmund meist tue. Ich habe sie gelesen unter den Aspekten, die unsere hiesige Situation und Arbeit bestimmen, also etwa unter dem Gesichtspunkt: Ökumenisches Denken oder Friede in der Welt oder Säkularisation usw. Ich war erstaunt, viel Erfreuliches in diesen zufällig herausgegriffenen drei Nummern eines ganz normalen Sonntagsblattes einer ganz normalen westdeutschen Kirche festzustellen.

Vielleicht sind unsere heimischen Kirchen doch etwas besser als ihr Ruf. Mir scheint, daß in klaren Ansätzen zumindest eine Erweiterung des Horizonts, eine Zuspitzung der Fragen, was denn die Aufgaben und die Zukunft der Kirchen im Welthorizont seien, deutlich ist. Jeder weiß, daß diese Perspektiven längst noch nicht von allen geteilt werden und noch keineswegs bis in die letzte Gemeinde durchgedrungen sind. Aber ich glaube, daß die Distanz zwischen den Vorreitern und der normalen Marschkolonne in unseren Kirchen ungleich geringer ist, als etwa in den indischen.

Wir hatten vorgestern eine Filmvorführung hier im Hause. Veranstalter war das Internationale Zentrum von Durgapur, eigentlich ein Ein-Mann-Unternehmen von Mr. Subramaniam. Zweieinhalb Stunden lang dröhnte der Lautsprecher durch die Hallen, ungefähr 200 Menschen hatten sich in unserem Auditorium versammelt und sahen zunächst einen englischen Spielfilm nach einer Novelle von H. G. Wells und dann einen schrecklich langweiligen Kulturfilm über Heiratsbräuche in aller Welt, ein pseudo-ethnologisches amerikanisches Produkt. Aber Angebote wie dies hier sind in Durgapur doch etwas besonderes, denn hier gibt es zwar ein oder zwei Kinos, aber die zeigen nur bengalische Filme, mit denen ein Europäer nicht viel anfangen kann. Alle ausländischen Filme werden in Indien auf ihre Sittlichkeit hin streng zensiert, und wenn man bedenkt, daß schon ein Kuß der Schere des Zensors zum Opfer fällt, kann man die Klage verstehen, daß die meisten ausländischen Filme so verstümmelt sind, daß man überhaupt keine zusammenhängende Handlung mehr erkennen kann.

Gestern abend war eine Gruppe von Arbeitern hier im Hause, eine der Diskussionsgruppen, die sich regelmäßig treffen, diesmal zu einem sogenannten case study. Die Problemstellung: Ein Betrieb in Calcutta, unmittelbar an einer Hauptstraße gelegen, hat die Parkplätze vor der Front der Betriebsgebäude reserviert für Kunden und Besucher des Betriebes. Diese Regelung ist allen Belegschaftsangehörigen bekannt, für sie ist ein Parkplatz 120 m entfernt abseits der Straße reserviert. Eines Tages fällt es dem Betriebsvorsitzenden ein, sich über diese Regelung hinwegzusetzen. Er stellt seinen Wagen auf den reservierten Platz an der Straße, wird aufgefordert, ihn dort wegzunehmen und tut das auch, aber ein paar Tage später stellt er den Wagen wieder auf den reservierten Platz und folgt diesmal nicht mehr der Aufforderung, den Wagen dahin zu stellen, wo alle anderen auch parken. Es kommt zu einer Auseinandersetzung mit der Betriebsleitung und zu einer Kündigung des Betriebsratsvorsitzenden.

Sieben Monate später wird der Fall vor dem Arbeitsgericht verhandelt. Wie soll der Arbeitsrichter entscheiden? Soll der Betriebsratsvorsitzende rehabilitiert, d. h. wieder eingestellt, in sein Amt eingesetzt und für die sieben Monate entgangenen Lohnes voll entschädigt werden? Soll er zwar wieder eingestellt, aber finanzi-

ell nicht voll entschädigt, also sozusagen mit einer Geldstrafe bedacht werden, oder soll der Richter die voraufgegangene Entscheidung des Managements, also die Entlassung, bestätigen?

Nach ausführlicher Darstellung dieses Falles gab es eine halbstündige Diskussion und Urteilsfindung in drei Gruppen mit den drei Sprachen Hindi, Bengali und Englisch. Am Ende waren die Hindi- und die Bengaligruppe, in denen auch einige unserer Seminarteilnehmer mitdiskutiert hatten, für eine völlige Rehabilitierung des Mannes, während die Englisch-Gruppe, die ganz aus Kursteilnehmern bestand, sich für die mittlere der drei Lösungen entschied.

Wie sich bei der Begründung der Gruppenergebnisse zeigte, waren die Hindi- und die Bengaligruppe nur schwer in der Lage gewesen, die Implikationen dieses Falles klar ins Auge zu fassen. Sie begründeten ihre Entscheidung z. B. damit, daß der Betrieb doch kein Recht habe, an einer öffentlichen Straße Parkplätze zu reservieren und deswegen der Betriebsratsvorsitzende durchaus seinen Wagen dorthin habe stellen können, und sie waren etwas erstaunt zu hören, daß die Entscheidung des Arbeitsgerichtes der mittleren der drei Lösungen entsprach.

Übungen dieser Art erscheinen sehr simpel, sind aber meines Erachtens außerordentlich nützlich. Sie helfen dem indischen Arbeiter, Zusammenhänge zu verstehen und zu bedenken und helfen ihm, in dem ethisch nicht besetzten Feld der neuen industriellen Existenz nach verantwortlichen Entscheidungen zu fragen.

Gestern kam Diana, die Frau von Subir Biswas, eine Engländerin, mit der niedlichen dreijährigen Tochter aus Calcutta zurück. Wir haben uns für beide gefreut, weil das Ehepaar im vergangenen Jahr sieben Monate lang und nach kurzem Zusammensein jetzt schon wieder für zwei Monate getrennt war. Aber in einem Monat wird Diana wieder mit ihrer Tochter nach Calcutta gehen. Sie hat, um Geld zu verdienen, dort eine Stelle als Lehrerin in einer Privatschule angenommen. Sie wird dort genausoviel verdienen, wie ihr Mann hier, der immerhin zweiter Direktor des Instituts ist, nämlich etwa 200,-- DM monatlich,

und das Familienleben wird in Zukunft auf maximal zwei Wochenenden im Monat beschränkt sein.

Unsere Kursteilnehmer sind bei der Vorbereitung eines Industrial Service, also eines Gottesdienstes, in dem das Thema industrielle Arbeitswelt behandelt werden soll. Einige machen dafür neue Hymnen, schrecklich schöne Verse zu den Melodien des anglikanischen Gesangbuches: "All those who work in factories / sing to the Lord with cheerful voice."+

+ An dieser Stelle meines Tonbands fand ich zufällig eine Aufzeichnung von einer Jugendwoche in Dortmund, 1959, bei der der verstorbene Evangelist Wilhelm Busch (Essen) erzählt hatte: "Und da rief mich ein Unternehmer an. Er habe tausend Arbeiter. Ich solle eine halbe Stunde im Betrieb sprechen, während der Arbeitszeit. Aber er mache aufmerksam, es seien viele Kommunisten da. Er zwingt keinen, aber er lade sie ein. Das war 'ne tolle Sache: Maschinenhalle - Sirenen gehen - Maschinen stehen still - ein Posaunenchor spielt - ein Arbeiter im blauen Anzug begrüßt. Und dann steige ich auf eine Maschine. In den ersten drei Minuten dachte ich: die laufen einfach weg. Und dann, dann packte sie's, die Botschaft. Dann spürten sie: das geht uns an. Und dann ruft hinter mir Henri Ochsenbein, das ist ein großer Mann in Straßburg, Leiter der Volksmission: "Bruder Busch, wir müssen noch ein Lied singen!" Und dann springt er zu mir auf die Maschine und der Ortspfarrer, und dann stehen wir drei Pfarrer da oben und schmettern unter die tausend Mann "Ich bin durch die Welt gegangen..". Ich war so heiser wie Thiessen eben. Es war nicht schön, aber es war laut. Kennt Ihr das Lied: "Ich bin durch die Welt gegangen ... Es ist eine Ruhe vorhanden für alle, fern und nah..."? Eine ganze Reihe gingen währenddem dann weg. Und wir sangen hinter ihnen her. Hinter mir kommt ein alter Arbeiter und sagt: "Was ist das für 'ne neue Zeit eigentlich hier, daß die Pastoren auf den Maschinen stehn und in der Halle von Jesus reden. Vor vierzig Jahren haben das die Kommunisten gemacht! Jetzt macht das die Kirche!"..." Dies Beispiel zeigt genau, was kirchliche Industriearbeit (industrial service) n i c h t sein will! Freilich ist die Frage der sog. Volksmission damit noch nicht erledigt.

Montag, 3. Februar 1969 Inzwischen sind einige Tage vergangen, ohne daß ich viel zu berichten gehabt hätte. Am vergangenen Freitag hatten wir Besuch von Mr. Taylor aus London. Er ist Sekretär einer der beiden großen Missionsgesellschaften im Raum der anglikanischen Kirche in England.

Er berichtet den Studenten über Erfahrungen seiner Arbeit als Missionar in Afrika, in einigen Städten Ost- und Südwestafrikas und schildert, wie die Missionsarbeit der Kirche Schritt für Schritt auf eine ganz natürliche Weise Urban and Industrial Mission wird in dem Maße, wie in den Städten Afrikas oder auch Asiens der Industrialisierungsprozeß mit den typischen Problemen und Konflikten, die ihn begleiten, einsetzt. Es ist für unsere Studenten gut, dies einmal von jemand Außenstehenden zu hören und von jemandem, der nicht in dem Verdacht stehen kann, die herkömmliche Arbeit und Missionstätigkeit der Kirchen zu mißachten.

Die Beispiele, die Taylor bringt, sind sehr instruktiv, so z. B. seine Schilderung, wie die kirchliche Jugendarbeit in den afrikanischen Städten sich nicht damit begnügen konnte, den zum großen Teil arbeitslosen Jugendlichen nur die Zeit mit ein paar Spielen zu vertreiben, sondern dafür sorgen mußte, daß die Jugendlichen für die Zukunft bessere Chancen bekämen und wie aus diesem Grunde ein Industrial Training Center eingerichtet wurde. Christliche Jugendarbeit hieß hier vornehmlich Vermittlung von brauchbaren Kenntnissen und Fähigkeiten für ein künftiges Leben in der Stadt, die bisher nur als Feld der Frustration oder als Tummelplatz für Gangs von jugendlichen Dieben angesehen war.

Mr. Taylor betont: Wenn die Kirche ihre Aufgabe der Urban and Industrial Mission nicht erfüllt, spielt sie das schlechteste aller Spiele unserer Gesellschaft mit. Sie beteiligt sich daran, den Menschen nur zum Teil zu urbanisieren, aber nicht in der Gesamtheit seiner Person. Sie, die Kirche, etabliert sich dann als ein Teil der weiterhin bestehenden dörflichen Welt, sie läßt die Meinung zu, daß man vielleicht private Sorgen im kirchlichen Raum zur Sprache bringen kann, aber nicht die Existenzfragen, die etwa mit der Arbeitswelt oder mit der Gewerkschaft, zu der man gehört, zusammenhängen. Die Kirche wird

dann gewiß das Schicksal erleiden, daß sie spätestens von der dritten Generation genauso zurückgelassen wird wie Großvaters Dorf. Die Kirche kann und muß sich klarmachen, daß der Begriff Heil(salvation) ein umfassender ist. Er bezieht sich auf den Menschen, der sein Leben leiblich und sozial vollzieht. Man kann nachweisen, daß schon Jesus selbst sich sehr viel mit den Ordnungen für das tägliche Leben der Menschen in damaliger Zeit beschäftigte. Sie waren zusammengefaßt in dem religiös verstandenen Gesetz, das sich auf die ganz praktischen Fragen des alltäglichen Lebens bezog, auf Essen wie Kleidung usw. Hiermit beschäftigte sich Jesus und zwar, wie Paulus später formulierte, um diesen Ordnungen den Zwangscharakter zu nehmen, nicht um sie einfach aufzuheben oder für unwichtig zu erklären. Jesus interpretierte die Ordnungen des alltäglichen Lebens.

Eine Neuinterpretation auf Freiheit hin ist die Aufgabe der Kirche heute. Wir müssen auch dafür sorgen, daß die Kirche selbst in den Prozeß der salvation eintritt, von dem wir glauben, daß er in der Welt insgesamt vonstatten geht. Dazu gehört, darauf zu dringen, daß auch in der Kirche jene neuen Werte endlich anerkannt werden, die in unserer Zeit in irgendeinem der Bereiche der säkularen Welt gewonnen werden. Es gibt noch Kirchen, die sich bisher in keiner Weise davon beeindrucken lassen, daß rundum eine Veränderung im Gang ist hinsichtlich der Art und Weise, wie Entscheidungen zustande kommen. Wir werden der Kirche gerecht, wenn wir sie als einen Teil der Gesellschaft und im Zusammenhang der Gesellschaft interpretieren und dafür sorgen, daß die Rückwirkung der gesellschaftlichen Entwicklungen auf die Kirche, das feedback, nicht ausbleibt.

Diese letzten Ausführungen geben einen Teil der Diskussion wieder, die zwischen unseren Studenten und Mr. Taylor geführt wurde. Er wurde weiterhin auf die Probleme der Kirche in Südafrika angesprochen und danach gefragt, wie er erklärt, daß dort das notwendige Arrangement der Kirche gegen den Rassismus in Südafrika ausbliebe. Taylor wehrte sich gegen Verallgemeinerungen und betonte, daß durchaus nicht die Kirche insgesamt untätig sei. Ich versuchte, das Problem auf einen allgemeineren Nenner zu bringen: Wie kann in Zukunft sichergestellt werden, daß die mit der jeweiligen Gesellschaft oder Nation stark verflochtenen Kirchen nicht

im entscheidenden Moment der Blindheit verfallen und geneigt sind, alle Fehlentwicklungen der eigenen Gesellschaft oder Nation zu tolerieren? Es gibt hierfür ja Beispiele genug, das Verhalten der Nigerianer, als sie in Uppsala auf den Biafra-Konflikt angesprochen wurden, das Verhalten der russischen Kirchen gegenüber dem Übergriff Rußlands auf die CSSR, das Verhalten der Kirchen in Kenia jetzt, wo die Regierung sehr schroffe Maßnahmen gegen die Inder einleitet.

Unsere Freunde waren nicht gern bereit zuzugeben, daß auch für die indischen Kirchen diese Gefahr besteht und zwar in dem Maße, wie sie sich in den wirtschaftlichen und politischen Entwicklungsprozeß dieses Subkontinents in voller Solidarität einschalten. Wir wurden uns aber einig darüber, daß korrigierende Instanzen nötig sind und daß das in der Regel nur ökumenische Instanzen sein können.

Wenn ich recht sehe, ist diese Gefahr der Betriebsblindheit für die indischen Kirchen nicht gering, denn man bekommt keine besonders guten Informationen über das, was in der Welt vor sich geht. Ich lese jetzt seit fast einem Monat täglich den in Calcutta erscheinenden Statesman, die Zeitung, die als die beste indische gilt. Ich bin von Tag zu Tag erstaunt zu sehen, wie wenig über außerindische Entwicklungen berichtet wird. Die Berichterstattung ist häufig unvollkommen und im ganzen schlecht, weil so gut wie keine Hintergrundinformationen mitgeliefert werden. Wie ich höre, ist seit den Konflikten mit Pakistan und mit China eine gewisse Restriktion in der Nachrichtengebung zu verzeichnen. Aber man kann nicht sagen, daß keine Pressefreiheit herrsche. Eindeutig ist auch, daß der Büchermarkt frei ist. Man kann in den Buchhandlungen in Calcutta eigentlich jedes Buch kaufen, das man in einer Buchhandlung der westlichen Welt haben möchte.

Wir versuchen, in einer täglichen Zeitungsauswertung auch unsere Kursteilnehmer ein wenig in Informationsverarbeitung zu schulen. Ich glaube, daß bislang keiner von ihnen einigermaßen konsequent die Zeitung gelesen hat. Ich habe den Eindruck, daß für manchen die Nachrichten mehr oder weniger Geschichten sind, die man erzählt bekommt und die man vielleicht weiter erzählt.

Am Samstag war ich zusammen mit Ken und seiner Frau von dem Chef eines der hiesigen Betriebe eingeladen zu einer Cocktailparty in seinem Garten. Ungefähr 100 Leute waren versammelt, wiederum die internationale Gesellschaft von Durgapur, sicher zu 90 % leitende Leute aus den hiesigen Betrieben, dazu als Garnierung ein paar Damen und Herren von Stadt und Kirche.

Ich traf drei Deutsche, die hier in Durgapur seit etwa zwei Jahren in einem Zweigbetrieb von Hein Lehmann, Düsseldorf, tätig sind. Natürlich benutzte ich die Gelegenheit, um einmal wieder ohne Sprachschwierigkeiten mit Menschen zu sprechen und fragte diese Landsleute danach, wie sie die indische Entwicklung, beispielsweise im Wirtschaftsbereich, beurteilen. Wie ich erwartete, sind alle drei mehr als skeptisch. Sie teilten mir mit, daß von den ungefähr 30 Betrieben hier in Durgapur höchstens drei mit Profit arbeiten. Sie sehen keine Möglichkeit, daß sich dies bald ändern könnte. Sie glauben zu bemerken, daß bei den jungen indischen Technikern oder bei den Industriearbeitern zwar eine veränderte Einstellung zu den familiären Traditionen um sich greift, bestreiten aber, daß es eine wirkliche Veränderung in der Einstellung zur Arbeit gibt oder die Einsicht, daß die Lebensverhältnisse sich nur in dem Maße verändern und verbessern können, wie die Produktivität der Volkswirtschaft zunimmt. Ich bekam Einladungen und möchte dieses Gespräch gern an einem der nächsten Abende fortsetzen, möchte dann auch versuchen herauszufinden, wie weit die mir vorgetragene Skepsis begründet oder wie weit sie vielleicht auch nur ein bequemer, überheblicher Habitus ist.

Ich habe den gestrigen Sonntag damit zugebracht, die ersten Seiten des Tätigkeitsberichtes zu schreiben, den wir in diesem Jahr über unsere Dortmunder Arbeit erstatten wollen. Natürlich muß man sich einen Ruck geben, um diese von Deutschland nach Indien mitgenommenen Verpflichtungen zu erfüllen, andererseits ist hier gute Gelegenheit, aus einer nicht nur räumlichen Distanz und unter den ökumenischen Eindrücken über die eigene Arbeit nachzudenken.

Die Samstagsausgabe des Statesman berichtet von einer Straßenschlacht in Calcutta, bei der am vergangenen Freitag vier Menschen zu Tode gekommen sind und Dutzende verletzt wurden. Der Ausgangspunkt für den Aufruhr ist ein Artikel, der von Arnold Toynbee verfaßt wurde. Er beschäftigt sich mit Gandhi und führt gegen Ende folgendes aus:

"Gandhis Eintritt ins Leben war anders als Buddhas. Es war eher wie bei Jesus und Mohammed. Wie diese zwei Propheten des jüdischen Typus war Gandhi nicht schon durch die Umstände seiner Geburt dazu bestimmt, eine politische Karriere zu ergreifen. Auch Gandhi wuchs in einer privaten Situation auf und war deshalb frei, sich von Politik fernzuhalten, wenn er so entscheiden wollte. Jesus hat sich ja von Politik ferngehalten. Er wies die Beteiligung an einer politischen, nämlich militant politischen Karriere zurück, also das, was von der jüdischen Gemeinde seiner Tage von dem Messias unbedingt erwartet wurde. Mohammed andererseits ergriff gern die Gelegenheit, ein politischer Führer zu werden, welche sich ihm unerwartet bot in einem Augenblick, in dem seine Karriere als Prophet zu scheitern drohte. Mohammed war politisch erfolgreich und zehrte geistlich von seinem politischen Erfolg. So erscheint es wenigstens dem, der als Nichtmuslim das Leben Mohammeds wohlwollend studiert."

Diese letzten Sätze aus dem Zeitungsartikel von Toynbee haben irgendwelche Mohammedaner so in Rage gebracht, daß sie einen Aufruhr und eine Straßenschlacht vor dem Gebäude des Statesman angezettelt haben. Wer diese Leute sind, wird weder in der Zeitung berichtet, noch kann ich es hier erfahren. Mir wird gesagt, daß sehr oft nicht herauszubekommen sei, wer der Urheber der vielen und meist blutigen Zusammenstöße ist.

Aber wie früher schon gesagt, wir haben in Durgapur in diesem Jahr offenbar eine ruhige Zeit. Am 9. Februar ist Wahltag in Westbengalen. und diese Phase unmittelbar vor den Wahlen ist bisher erstaunlich ruhig verlaufen.

JOINT I. I. P. M. - E. S. I. I. SURVEY ON LABOUR - MANAGEMENT RELATIONS IN DURGAPUR

Introduction :- We feel that it may be reasonable to assume that there is a possibility for both Labour and Management to come to a point of compromise and adjust with each other in a constructive way, so as to limit the degree to which bad Labour-Management relations could be a barrier to improving productive efficiency. To do this however the cause of conflict in Industrial Relations have to be examined. Through your honest answers to this questionnaire we would try to get to the root of the problem and would be able to produce a report on our findings, which would assure better conditions for the future.

Individual Information Questionnaire

Confidential:

Section—I

General Data

1. Name of the Factory _____
2. What is your present age :-

(a) Under 30 years	_____
(b) 30 to 39 „	_____
(c) 40 to 49 „	_____
(d) 50 to 59 „	_____
(e) 60 years and above	_____

(Please put (X) mark against your appropriate age group)
3. How long have you worked in this factory. (Please put (X) mark.)

Less than one year	_____
2) One year but less than two years	_____
3) Two years but less than four years	_____
4) Four years but less than six years	_____
5) Six years and above	_____
4. In which department or section do you work ? _____
5. To which category you belong and what is your designation.

Category

Designation

a) Top Management _____

a) _____

b) Middle Management _____

b) _____

c) Supervisor _____

c) _____

d) Worker _____

d) _____

C) Trade Unions and Their Recognition

1. Is your Union recognised ? Yes / No.
2. What according to you should be the criteria for recognition of a union ?
Majority members / effective union / political affiliations.
3. What do you feel about the leadership of the Union you belong to ?
Very good / Good / Satisfactory / Bad / Very bad.
4. What according to you should be the basis for the formation of Unions ?
Trade wise / Affiliated to political parties / It should be the political party.
5. Do you feel that through a proper recognition of the unions, it would have a good effect on labour-management relations ?
Good effect / Satisfactory / Bad effect.
6. Do you feel that inter-union rivalries are an outcome of Management not recognising Unions ?
True / Not sure / False.
7. Do you feel that Multiplicity of Unions is a hinderance to good Labour-Management relations ?
Yes / Generally / Sometimes / Seldom / No.
8. In case of a dispute between the Union and the management which of the following actions they should resort to ?

a) Negotiate _____ or refer to arbitration _____

OR

b) Union

Strike _____

Violence _____

Gherao _____

Management

Lock out _____

Meet the Union leader _____

Retrench _____

Be Adamant _____

Heute sind das gesamte Team und alle hauptamtlichen Mitarbeiter der beiden Ortsgemeinden in einer Rétraite zusammen mit einem zugeradesten orthodoxen Bischof, der diese geistliche Übung durchführt und leitet. Die Teilnehmer hatten einen dreistündigen Monolog des Bischofs in Ruhe und Andacht, übrigens auf dem Fußboden sitzend, zu verfolgen. Ich gebe gern zu, daß die Frage nach einem neuen Stil und einer neuen Intensität unseres geistlichen Lebens dringend ist, aber dies ist nicht mein Stil.

Mittwoch, 5. Februar 1969 Ich war vorgestern zu zwei Interview-Besuchen in Betrieben hier in Durgapur. Das ESII führt einige Untersuchungen durch zur Frage der Disziplin und Arbeitsordnung im Betrieb. Zwei Personalchefs bekamen einen Fragebogen vorgelegt und äußerten sich in einem etwa einstündigen Interview zu den fünf oder sechs Fragen.

Die Interviews sind Vorarbeiten für eine spätere Veröffentlichung zu diesem Thema. Auch dies ist ein Beispiel für praktische und geschickte Arbeitsweise. Man sammelt eine zeitlang Material zu einem Thema, dann macht man ein- oder zweitägige Seminare, hat ein paar gute Referate und die Ergebnisse der Diskussion. Daraus kann man einen Text zusammenstellen, der für die eigene Arbeit und für andere zur Verfügung steht.

Eine andere Untersuchung läuft gerade an, in der man sich dem leidigen Problem der Beziehungen zwischen Arbeitern und Management zuwendet. Wie schon gesagt, ist dies eines der Hauptprobleme hier in Durgapur und wahrscheinlich in der gesamten indischen Industrie. Für diese Untersuchung sind Fragebogen ausgearbeitet worden, die in Englisch und Bengali ausgefertigt sind und demnächst an einen gemischten Personenkreis verteilt werden sollen.

Das hiesige Institut genießt offenbar mit dieser Arbeit Ansehen und Vertrauen. Ich las heute den Durchschlag eines Briefes des staatlichen Planungsbeauftragten in Durgapur an den Sekretär der Hindustan Steel, in dem er sich anerkennend und empfehlend über das ESII äußert, etwa in dem Sinne, daß hier ein fähiger Mitarbeiterstab zur Verfügung steht und das Institut ein wichtiger Faktor im Leben

der Stadt Durgapur ist, ohne jemals auf eine Machtposition hingearbeitet zu haben. Dem Sekretär von Hindustan Steel wird dringend empfohlen, in Zukunft mit dem Institut zusammenzuarbeiten. Wir können nur hoffen, daß wir mit unserer Arbeit und mit der Rolle, die wir in unserer Stadt spielen, ähnliche Anerkennung wert sind. Manches ist hier wahrscheinlich leichter als in Dortmund. Da sich in Stadt und Industrie alles im ersten Stadium der Entwicklung befindet, sind offensichtlich die Strukturen noch in keiner Weise verfestigt. Auch sieht sich jeder von so viel Schwierigkeiten umgeben, daß er gern Hilfe und Rat entgegennimmt, statt, wie bei uns, alles selbst zu machen, auch wenn es mehr schlecht als recht ist. Hier liegt wohl eine besondere Chance in der gegenwärtigen Situation für die Kirchen in Indien.

Wir haben uns heute von einigen Studenten Kurzberichte über die Situation geben lassen, aus der sie kommen und, soweit möglich, auch über ihre zukünftigen Pläne. Es entsteht folgendes Bild:

Mr. Anderson gehört zur unierten Kirche von Südindien und kommt aus Bangalore. Er ist in dieser Industriestadt Gemeindepfarrer und arbeitet mit einer Sprachgruppe, die bisher durch die Industriearbeit in Bangalore noch nicht berührt worden ist. Er hofft, in diesen drei Monaten herauszufinden, in welcher Weise er in Zukunft in seiner Gemeinde mit dem UIM-Team in Bangalore zusammenarbeiten kann.

Mr. Chopade ist ein Jüngling von 20 Jahren ohne theologische Ausbildung, offensichtlich nur hier, weil sein Vater großen Einfluß in der nordindischen Kirche hat. Er kommt aus Nagpur und kann weder über seine bisherige Arbeit noch über die Pläne, die seine Kirche mit ihm hat, klare Auskunft geben.

Mr. Emanuel arbeitet in der Nähe von Heiderabad, wo ein großes indisches Dammprojekt durchgeführt wird. In diesem Gebiet sind 10 % der Bevölkerung Christen. Es gibt alle möglichen christlichen Denominationen und eine Zusammenarbeit zwischen Lutheranern und Baptisten, die freilich ihre Schwierigkeiten hat. Seine Kirche hat ihm bisher noch nicht mitgeteilt, was er nach

Beendigung dieses Kurses tun soll.+

Mr. Jayaraj kommt ebenfalls aus der nordindischen Kirche. Er ist der Herkunft nach Baptist. Sein Arbeitsgebiet sind Gegenden in Assam, wo Erdgas und Öl gefunden worden ist. Er wird vermutlich versuchen, in Kombination Gemeindeaufbau und Sozialarbeit in diesem Gebiet zu betreiben.

Mr. Patickal, unser orthodoxer Priester, wird nach einer Zeit, die er in Rourkela zugebracht hat, wieder nach Kerala zurückkehren. Er

+ Die beiden Herren Anderson und Emanuel waren mir speziell anvertraut, u. a. um mit ihnen wöchentlich "personal interviews" durchzuführen, dabei den Fortgang ihrer Studien zu beobachten, sie zu beraten und auch zu überlegen, wie sie späterhin, wieder in ihrer Heimat, im gleichen Sinne weiterarbeiten könnten. Beide wußten sich sehr geschickt allen Kontrollfragen, etwa bezüglich der ihnen aufgegebenen Lektüre, zu entziehen.

I got two gentlemen, Mr. A. and E. to deal with their personal theology:

"I gave you this book last Monday. You read it?"

"Yes, Sir, of course, every page, whole the book, in both directions."

"Well, how did you find it?"

"O, excellent, an excellent book, very good everything."

"Any special points?"

"Yes, Sir, here, he writes on page one, third line..."

"And the significance for your work at home...?"

"See, I got seven children, one is in heaven..."

"So, yes, sorry, okay..."

"And we have these damm Baptist ministers there refusing to feed everybody with Lords Supper..."

"So, yes, sorry, okay.. And what about this dam-project?"

"Yes, Sir, it is a very big project..."

"I hardly can understand your English."

"I hardly can understand your English."

This sort of mutual "How do you do" - we call it "Personal Interview".

schildert den politischen Druck, der von der Regierung dieses Staates auf die Kirchen ausgeübt wird. Unter diesem Druck sind die christlichen Kirchen in Kerala mehr zusammengedrückt. Urban and Industrial Mission hat es bisher in Kerala eigentlich noch nicht gegeben. Patickal soll zusammen mit drei Pfarrern aus anderen Kirchen das erste Team für kirchliche Sozialarbeit in diesem Gebiet bilden.

Mr. Koh ist unser koreanischer Teilnehmer. Er gehört zu einem kirchlichen Zentrum für Lay Training and Community Development in Inchon, einem Hafen in der Nähe von Seoul. Man merkt seiner Schilderung an, daß die christliche Kirche in Korea, vor allem wohl wegen amerikanischer Hilfe, ganz anders ausgestattet ist, als die indischen Kirchen es sind.

Unsere beiden katholischen Priester Lawrence und Tarcisius wollen in Bhopal arbeiten. Der Staat, in dem Bhopal liegt, gehört zu den antichristlichsten indischen Staaten. Die beiden Franziskaner wollen in loser Verbindung zu einem in Bhopal schon bestehenden katholischen Zentrum für Community Development and Social Studies - im Augenblick verwaist, weil die beiden holländischen Leiter keine Visum-Verlängerung für Indien bekamen - in einem Industriesiedlungsgebiet neu mit Arbeitern und jungen Leuten beginnen.

Mr. Moses stammt aus Coimbatore und wird zu dem dortigen Team für UIM stoßen.+

Mr. Sounderraradjan schließlich kommt aus Madras und ist seit einiger Zeit Mitarbeiter des dortigen UIM-Teams. Er schildert

+ Mitte März war ich in Coimbatore und traf dort auch den zuständigen Bischof. Unser Gespräch verlief so, daß ich annehmen mußte, Mr. Moses würde den Auftrag erhalten, in die Sozialarbeit in Coimbatore einzutreten. Leider bekam er kurze Zeit später, ohne irgendeine Begründung, die Nachricht, daß er in eine Pfarrstelle aufs Land versetzt war. Dies Beispiel zeigt, daß die leitenden Stellen der indischen Kirchen noch nicht erkannt haben, wie ihre speziell geschulten Mitarbeiter sinnvoll einzusetzen sind.

uns in sehr lebendiger Weise seine Heimatstadt, die dortige Industrie, die Probleme in über 500 (kleinen) Slums, die über die Stadt verstreut sind, und seine Zukunftspläne. Das ist in Stichworten der Bericht unserer E-Gruppe. Den Bericht der Hindi-Gruppe, die uns wesentlich mehr Arbeit und Sorgen macht, kann ich vielleicht später folgen lassen.

9. Februar 1969 Wir hatten am vergangenen Donnerstag einen der hiesigen Gewerkschaftsführer zu Gast, der aus der Sicht eines Kommunisten zu uns sprach. Er stellte den Kommunismus als eine Ideologie, als eine bestimmte Gesellschaftsform und als eine Revolution dar. Die Darstellung folgte dem üblichen marxistischen Schema des Rückblicks auf die früheren Gesellschaftsformen: der ursprünglich freien Gesellschaft, des Sklavenhaltersystems, des Feudalsystems, aus dem sich dann schließlich das kapitalistische System entwickelt hat, in dem von den vier Produktionsfaktoren (Land, Arbeit, Kapital und Organisation) drei unter der Kontrolle der Kapitalisten sind, welche auch Kolonialisten und im wirtschaftlichen Bereich Imperialisten sind. Entsprechend wurde die Herrschaft über die Produktionsmittel als Kernpunkt des Ganzen herausgestellt. Diese Herrschaft gehört in die Hände aller, deswegen sollen die Industrien nationalisiert werden. Im übrigen sollen die Grundrechte von Erziehung, Ernährung, Kleidung usw. endlich für alle Menschen in Indien realisiert werden. Das Schema zeichnet das Bild von den beiden Klassen der Gesellschaft, denen, die produzieren und denen, die Profit aus den Produkten ziehen und für sich persönlich verwenden.

Wir kamen in dem anschließenden Gespräch auf den Konflikt zwischen Indien und China zurück. Das ist natürlich für einen Kommunisten in Indien eine heikle Angelegenheit. Unser Gesprächspartner sagte, daß er in diesem Konflikt oder in ähnlichen eindeutig nach den Interessen der indischen Nation gehen würde. Die Partner der Diskussion versuchten herauszufinden, wie weit die Loyalität dieses Mannes gegenüber der indischen Nation geht, bekamen aber nur ausweichende Antworten.

Die Kommunisten in Indien haben sich in einer Mehrzahl von Parteien

organisiert, die stärksten sind die CPI, die ursprüngliche kommunistische Partei Indiens, die seit etwa 1935 besteht, und ihre auf Grund einer Spaltung vor einigen Jahren entstandene, nach China hin orientierte Schwester- und Konkurrenzpartei. Es gibt noch eine Reihe kommunistischer Splittergruppen, die von unserem Gesprächspartner als extremistisch bezeichnet wurden. Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß eine dieser Gruppen sehr radikal ist, in ländlichen Gebieten Sozialreform mit Gewalt durchzusetzen versucht hat und auch die jetzt anstehenden Wahlen boykottiert.+

Wir hatten am Freitag eine Arbeitssitzung zum Thema "christliche Sozialethik", in der ich meine vorerst letzte Lesung abgehalten habe. Ich werde ja von Mitte nächster Woche an offiziell nicht mehr am Programm dieses Kurses beteiligt sein, habe aber weiterhin mein Stammquartier hier in Durgapur und werde doch noch viel mitmachen.

Wir haben inzwischen ein sehr anstrengendes Wochenende hinter uns. Freitag mittag erschienen drei Amerikaner, die zum Ecumenical Institute in Chicago gehören. Sie haben 16 Monate lang in Australien gearbeitet und befinden sich auf dem Rückweg nach Amerika. Ihr Aufenthalt in Indien beträgt jetzt fast drei Monate (Touristen-Visum), in denen sie 15 Wochenend-Seminare in verschiedenen indischen Städten abgehalten haben. Weil uns interessiert, was die Ziele und Methoden dieses in Chicago beheimateten, inzwischen aber weltweit arbeitenden Institutes sind, haben wir die Gruppe eingeladen, mit uns und unseren Kursteilnehmern, verstärkt um zehn Jesuiten, die für einige Tage bei uns zu Gast sind, eines ihrer sogenannten RS-1 Wochenend-Seminare durchzuführen.

Das begann Freitagabend um 20.00 Uhr. Es war der Beginn eines 44-Stunden-Rennens. Wir haben in dieser Zeit 30 Stunden inten-

+ Es handelt sich um die sog. "Naxaliten", über die auch der Spiegel 1969 einen (schlechten) Artikel schrieb. Wichtig ist, daß im Frühjahr 1969 diese vom Lande stammende radikale Bewegung besonderen Zuzug durch die Studenten in Calcutta fand.

siv gearbeitet. Das sieht folgendermaßen aus:

Der erste Komplex (Freitagabend) beschäftigt sich mit der Situation des Menschen in der modernen Welt, deren Kennzeichen die kulturelle Revolution ist, welche auf die politische Revolution des 18. und die ökonomische Revolution des 19. Jahrhunderts folgte. Die Stichworte Naturwissenschaft, Urbanität und Säkularität kennzeichnen die Lage.

In einem 1 1/2stündigen Monolog wurden die Stichworte science, secular und urban entfaltet. Der Referent sprach von einem religiösen Erwachen in den letzten 20 Jahren, unvergleichbar mit irgendeiner religiösen Erneuerungsbewegung der Vergangenheit, weil ganz und gar weltbezogen: Überall, wo du stehst, ist säkulares Feld, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Hier deutet sich an, was die philosophisch-theologische Grundhaltung des Ecumenical Institute ist. Man ist bemüht, sich strikt innerhalb des Lebens und Erlebnis-Horizonts des Menschen unserer Tage zu halten, in dem sich freilich die Fragen der Tiefe zu Wort melden: Wer bin ich, was fange ich mit meinem Leben an? Es kommt darauf an, daß man gegenüber diesen Fragen zu einer, wie es hier heißt, intentionalen Entscheidung kommt, der grundsätzlichen Entscheidung, das Leben geschehen zu lassen, weiterhin der Entscheidung, in den Kategorien der Zukunft zu leben und so die eigene Antwort auf die Fragen der Tiefe zu geben.

Abgehoben vom Leben früherer Zeit, welches bestimmt war von ewigen Mustern und Autoritäten, vollzieht sich das neue Leben gebunden an die Zentren zeitlicher Modelle und, wie es hier heißt, menschlicher Authentizität. Entscheidend ist, daß wir uns entscheiden. Es ist eine Art Evangelium der Entscheidung, das hier verkündigt wird. Seine Botschaft, sein Gesetz und Evangelium lautet: Your life is an outburst of significance. Gott? Gott ist der, der diese beiden Fragen "Wer bin ich, was tue ich?" aufkommen läßt.

Nach 1 1/2 Stunden, in denen wir das Trommelfeuer dieser Ideen über uns hatten ergehen lassen, ohne die Möglichkeit einer Zwischenfrage, wurden wir aufgefordert, ein Stück aus einem frühen Aufsatz von Bultmann zu lesen.

Zwischendurch wurde kurz gebetet. "Natürlich ist für den Menschen des 20. Jahrhunderts das Gebet ein Problem; aber laßt uns beten!"

In der Auswertung des Bultmanntextes tauchte wiederum der Begriff "Life" als ein, ich würde sagen, mythologischer Begriff neuer Art auf. Es mutet eigentümlich an, daß hier mit Pathos die existentialen Strukturen herausgearbeitet werden, mit denen Bultmann im Gefolge Heideggers gearbeitet hat, so z. B. die Sorge-Struktur. Die Auswertung des Textes ist schulmeisterlich, ein primitives Abfragespiel.

Das Leben erscheint als ringsum begrenzt. Und wer ist der Autor dieser Situation? Es ist, wie es hier heißt, G-O-D, der in der anschließenden Abendandacht als "Du, der immer derselbe ist," angesprochen wird. Das erinnert an jene von Heinrich Böll in einer kleinen Geschichte karikierte Künstelei, mit der einer versucht, sich um den Gottesnamen herumzudrücken und ihn durch die Formulierung "Jenes unbekannte Wesen, welches wir verehren" zu ersetzen.

Das Ende dieser ersten Sitzung, einschließlich Abendandacht, war um 23.40 Uhr. Am nächsten Morgen erfolgte der Start in den zweiten Arbeitsabschnitt bereits um 6.30 Uhr mit einem Gottesdienst, den ich freilich verschlafen habe.

Dieser Arbeitsabschnitt war dem universalen Menschen gewidmet. Es ist der christologische Teil dieses Arbeitsprogramms. Nach dem Frühstück gab es die Morgenvorlesung. Später wurde Tillichs Predigt "You are accepted" zu lesen gegeben. Der Text war nach Abschnitten zu nummerieren, und diese wurden wiederum in stupiden Auswertungsverfahren einzeln vorgenommen. Es ist ein Text, den ich auch für hervorragend halte. Für die Chicago-Gruppe hat er zentrale Bedeutung. Alles gerät allerdings ein wenig zu formaler Spielerei mit Worten. Man kann nicht umhin, hinterher ein bißchen zu witzeln: You are accepted? By whome? By Paul Tillich!

Das anschließende Mittagessen ist ein Teil des Programms. Es ist ein Mittagessen mit Diskussion. Die Chicago-Gruppe stellt das Thema und die Fragen, und die Seminarteilnehmer haben zu folgen und zu antworten.

Ohne nennenswerte Pause geht es in die dritte Runde, die dem neuen Image der Kirche gewidmet ist. In dieser Runde kommt es zu guten Ausführungen über die Epochen der Kirchengeschichte, vor allem die Zeit seit der Reformation, in welcher die Kir-

che mehr und mehr in die Rolle dessen verfiel, der sich dauernd und vergeblich verteidigt, bis dahin, daß sie heute teilweise einen Gott verteidigt, von dem jeder weiß, daß er schon lange tot ist. Die Chicagoleute stellen dagegen ihr neues Bild von der Kirche, oder besser gesagt der Community, die als Vortrupp der Menschheit in das Niemandsland zwischen Vergangenheit und Zukunft einwandert und für die anderen den Weg in das gelobte Land der Zukunft bereitet. Es ist eine Gruppe, die in Einsamkeit, ohne Status, Sicherheit und Urlaub jeden Tag eine 24-Stunden-Schicht absolviert. Die literarische Illustration ist ein (nach meinem Gefühl freilich falsch interpretierter) Text aus Bonhoeffers Ethik, ein hervorragender Abschnitt über die Freiheit.

Inzwischen ist es Abend geworden. Das gemeinsame Essen ist wiederum mit Diskussion garniert. Das Thema ermöglicht ein gutes Gespräch über die Frage: "Welches könnte Indiens Beitrag zu dem zukünftigen Menschen sein, der an allen Kulturen der Welt partizipiert?" Dies Thema ist auch deswegen gut, weil hier einmal die Inder all das Positive, das in ihrer kulturellen Tradition steckt und das sie mit ihrem ganzen Herzen lieben, herausstellen, nennen und preisen können.

Nach dem Abendbrot haben wir dann die Möglichkeit erzwungen, einige Fragen zu stellen, freilich nur, um festzustellen, daß die Chicagoleute keine Bereitschaft haben, sich in eine Diskussion einzulassen. Es folgte dann Runde vier zum Thema "Der Auftrag der Kirche". Herausgearbeitet wird die Notwendigkeit, heute nach einer Situationsethik zu verfahren, d. h. die Entscheidungen nicht nach abstrakten Prinzipien, sondern je nach dem gesamten Kontext zu treffen. Was die Situation ist, muß erarbeitet werden und zwar mit geeigneten Methoden der Analyse. Der konkrete Auftrag der Kirche bestimmt sich danach, welche Aufgaben sie in der Abfolge der ethischen Spannungsfelder: Erde, Kontinent, Nation, Region usw. bis hin zur Stadt und dem Stadtteil erkennt. Die Aufgabe der Kirche am Ort wird beschrieben als Aufgabe in einem begrenzten geographischen Bereich, in dem alle menschlichen Probleme, vor allem auch die verborgenen Grundprobleme zu bedenken sind und neue Symbole für das Zusammenleben der Menschen entwickelt werden müssen.

Zum Ärger der Chicagoleute mußten wir heute früh einen anderen Programmpunkt einschieben, nämlich einen Gottesdienst in neuer Gestalt, den unsere Kursteilnehmer zum Thema "Industrie" erarbeitet hatten. Sie versuchten sich in einer Predigt mit verteilten Rollen. Wir sangen die selbstgebastelten Lieder. Es war nach meinem Urteil nur ein halb gelungener Versuch.

Das fand in Benachity statt.

Ich hatte bei der Hin- und Rückfahrt Gelegenheit, die Menschen zu sehen, die in großen Scharen zu den Wahllokalen strebten. Heute ist Wahltag in West-Bengalen. Die Ergebnisse werden in etwa fünf Tagen vorliegen.

Es folgte nachmittags die abschließende fünfte Runde mit dem Chicagoteam. Thema: "Das innere Leben der Kirche." Gesprochen wird über die Disziplin jener Gruppe, die die neue Gemeinde darstellt. Es ist davon die Rede, wie sie in ihrem lebensbezogenen Gottesdienst die durch die Symbolflut der heutigen Zeit vollzogene falsche Definition des Menschen korrigiert und wie sie in einer Dauerreflektion über ihre Methoden, Pläne und Zielsetzungen entscheidet.

Ich weiß nicht, was die Chicagoleute eigentlich zum Abschluß des Programms vorhatten, jedenfalls ließen sich unsere Kursteilnehmer jetzt nicht mehr zurückhalten, ihre Fragen zu stellen. So wurde eine Diskussion erzwungen. Ich bin sicher, daß das für beide Teile von Nutzen war. Die Chicagoleute mögen ein wenig nachdenklich geworden sein, ob sie mit ihrer absolut monologischen Methodik, einer Art brain-washing, richtig liegen. Und unsere Kursteilnehmer konnten einige weitere Informationen über das Chicago-Institut bekommen, die für sie den ganzen Vorgang wesentlich verständlicher machen und ihnen helfen, über die hier angeschnittenen Fragen weiter nachzudenken. Wir werden morgen den Vormittag damit verbringen, das Ganze auszuwerten. Dabei muß vor allem herausgearbeitet werden, worum es sich bei diesem Unternehmen eigentlich handelt.

Für mich ist es eine Bewegung der kirchlichen Erneuerung, aus einer typisch westlichen Situation heraus konzipiert, vor dem Hintergrund amerikanischer Frömmigkeit und Kirchenstruktur, mit dem Ziel der Reaktivierung der Namenschristen, getragen von einem starken Sendungsbewußtsein und etabliert auf der Basis einer eigentümlichen Mischung verschiedener Elemente moderner, meist europäischer Theologie, inzwischen in hunderten von Seminaren in ein paar Dutzend amerikanischer Städten reproduziert, in Tochtergruppen von Chicago aus fortgepflanzt und nun mit einer erstaunlichen Energieleistung und Zielstrebigkeit über alle Kontinente hin verbreitet. Wir werden herauszufinden versuchen, welches die wirkliche Tragweite dieses Unternehmens ist. Es ist mindestens eine hervorragende Anregung, für den eigenen Arbeitshorizont zu überdenken, ob man mit ähnlicher Zielstrebigkeit und Konsequenz an der Arbeit ist wie diese Leute.

Montag, 10. Februar 1969 Wir haben heute morgen versucht, in einer dreistündigen Auswertung die Summe aus dem Wochenende mit der Chicagogruppe zu ziehen. Das eindeutige Endergebnis ist, daß deren Botschaft bei den Indern keinen Glauben gefunden hat. Ihre schroff negativen Reaktionen sind wohl nur zu verstehen, wenn man sich die Situation der indischen Kirchen und Christen klarmacht. Es sind Kirchen und Christen, denen mehr und mehr der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Sie haben immer in einer Art Isolierung von der Gesellschaft gelebt, welche, wie mir hier gesagt wird, von den Missionaren sehr gefördert wurde. Früher einmal war es eine Isolierung, die mit dem besonderen Prestige einherging, Verbindung zu den Kräften zu haben, die das Land (wohl nicht nur politisch) beherrschten, nämlich den Kräften des Westens. Manche Vorteile waren mit dieser Beziehung verbunden. Das alles schlägt nun mit unterschiedlicher Heftigkeit in den verschiedenen indischen Teilstaaten ins Gegenteil um. Gefragt, wie sie sich Indien in 20 Jahren vorstellen, geben einige unserer Kursteilnehmer sehr skeptische Antworten. Sie befürchten, daß es in 20 Jahren in Indien überhaupt keine Christen und keine Kirche mehr geben wird. Ich schließe mich dieser Meinung zwar nicht an, aber ich nehme sie in unserem Zusammenhang als einen Ausdruck für die große Unsicherheit, den Mangel

an Selbstbewußtsein, der offenbar vorhanden ist. Von den nach Durgapur neu zuziehenden indischen Arbeitern haben, wie ich höre, die meisten christlichen Arbeiter diese ihre Identität zunächst geheimzuhalten versucht. Dies vermutlich sowohl wegen der Berechnung, als (angeblicher) Hindu vielleicht besser behandelt zu werden, als wohl auch wegen des Gefühls, daß es irgendwie inadäquat sei, ein Christ zu sein.

Es gibt in Indien eine starke und auch im politischen Feld agierende Bewegung zur Erneuerung oder zur erneuten Durchsetzung und Etablierung des Hinduismus im kulturellen Raum des neuen Indien. Es gibt, so scheint es, bisher auf der Seite der Kirche oder der Christen nur wenig als Gegenbewegung. Die Schwäche der indischen Kirchen, besonders, wenn man die Stützkorsetts der geistigen und finanziellen Hilfe von Übersee wegdenkt, ist groß, wahrscheinlich größer als die Schwäche der westlichen Kirchen, von der wir ausgiebig reden.

Offensichtlich zeigen sich in den westlichen Kirchen doch in diesen Jahren starke Erneuerungsbewegungen. Zumindest kann man sagen, daß die Notwendigkeit der Kirchenreform oder der kirchlichen Erneuerung bei uns inzwischen von allen akzeptiert worden ist, und zwar so, daß dabei stets ein (wie auch immer beschriebener) Zusammenhang zwischen Kirche und Gesellschaft als der eigentlich springende Punkt der Erneuerung gesehen wird.

Hier aber scheint es so zu sein, daß bisher weder die gesellschaftsbezogene Erneuerung der Kirche akzeptiert, noch Kraft vorhanden ist, sie in Angriff zu nehmen. Ich will beileibe kein Schwarz-in-Schwarz-Bild malen. Ich versuche lediglich, mir darüber klar zu werden, welche Bedeutung die Reaktion unserer indischen Freunde auf das Auftreten jener von einem starken Impetus der kirchlichen Erneuerung angetriebenen Gruppe aus Chicago wirklich hat.

Von hier aus bin ich umso gespannter, demnächst andere Orte Indiens und andere Personen aus verschiedenen indischen Kirchen zu sehen, um auf diese Weise meinen Eindruck von den Chancen der kirchlichen Erneuerung in Indien abrunden oder vielleicht zum Positiven hin korrigieren zu können. Ich weiß wohl, daß wir von der Geschichte der Kirche hauptsächlich in

der Weise sprechen müssen, daß wir über den Prozeß der Weltgeschichte insgesamt reden. Aber ich gestehe offen, daß mir die Zukunft der Kirche, in Europa wie in Indien, auch im Sinne des Fortbestandes dieser historischen Figur am Herzen liegt. Ich möchte mir gern die neue Welt inklusive einer erneuerten Kirche vorstellen können.

Kurzbericht über die Tage vom 12. bis 16. Februar 1969

Am vergangenen Mittwoch fand abends hier im Hause eine imitierte Debatte des indischen Parlaments statt. Gegenstand war eine Gesetzesvorlage über das Verbot religiöser Konversionen in Indien. Dies ist nicht ganz frei erfunden. In einigen indischen Staaten gibt es Bestrebungen dieser Art. Die Begründung lautet, daß die Freiheit der Person dadurch geschützt werden soll, daß man durch gesetzliche Maßnahmen allen forcierten religiösen Konversionen einen Riegel vorschiebt.

Unsere indischen Freunde lesen freilich das Gesetz etwas anders, sie betrachten es als einen Versuch, die Ausbreitung der christlichen Religion in Indien zu stoppen. Tatsächlich hat sich in einigen Gebieten Indiens die Zahl der Christen in den letzten zehn Jahren um erhebliche Prozentsätze vermehrt. Das macht zwar aufs Ganze gesehen nicht sehr viel aus, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß die militanten prohinduistischen politischen Kräfte auf jeden Fall den Status quo der Religionszugehörigkeit erhalten wollen, in der Hoffnung, daß die verschwindende Minderheit der Christen über kurz oder lang aussterben wird.

Die imitierte Parlamentsdebatte war von unseren Studenten sehr gut vorbereitet und wurde mit großer Anteilnahme durchgeführt. Am Ende wurde der Gesetzesentwurf vom Parlament abgelehnt.

Ich bin inzwischen zwei Tage in Benares gewesen. Wir starteten in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag. Der Zug hatte eine Stunde Verspätung. Wir waren froh, daß es nur eine Stunde war, weil der gesamte Verkehr von Calcutta wegen irgendeines Zwischenfalls auf der Strecke viele Stunden lahmgelegt war an diesem Tag.

Im Liegewagen mit vier Schlafplätzen in einem Abteil, dessen Türen sehr sorgfältig verriegelt wurden, bevor wir uns zur Ruhe begaben, und dessen Fenster nach außen hin vergittert waren, machten

wir dann die Nacht über die Reise von Durgapur nach Benares. Es ist eine Entfernung von ca. 570 km. Wir kamen morgens früh um 6.30 Uhr auf einem Bahnhof in der Nähe von Benares an. Da auch hier nicht abzusehen war, wie die Züge verkehren würden, nahmen wir für die letzten 20 km ein Taxi und gelangten nach einigen Schwierigkeiten, die der Taxifahrer bei der Orientierung hatte, schließlich zu einem Missionary Bungalow im sogenannten Cantooment, einem aus englischer Zeit stammenden, besseren Teil dieser Stadt, der traditionsgemäß auch heute noch die Quartiere der Armee und die Kirchen beherbergt. Hier arbeitet ein englisches Methodisten-Ehepaar. Sie erzählten uns von Schwierigkeiten, die es in der vergangenen Zeit mit den indischen Pastoren gegeben hat. Einige von ihnen erwiesen sich als untreu in Geldangelegenheiten. Die Leitung der Kirche hatte sich, zwei Jahre zuvor, nicht anders^{zu}helfen gewußt, als mit einem Schlag sechs oder sieben indische Pastoren zu entlassen, was dann einen Rattenschwanz von Gerichtsverhandlungen zur Folge hatte. Noch am Vormittag machten wir einen ersten Besuch in der Altstadt. Leider gibt es in Benares kein anderes öffentliches Verkehrsmittel als Tausende von Rikschas, die hier freilich von Fahrrädern gezogen werden. Obwohl mir sehr widerstrebte, eine Rikscha zu benutzen, mußten wir von diesem Transportmittel Gebrauch machen, um die paar Kilometer bis zur Innenstadt hinter uns zu bringen.

Benares ist wie Calcutta eine sehr überfüllte Stadt. Ein tolles Gewimmel herrscht auf allen Straßen, die von Rikschas und Fahrrädern verstopft sind, dazwischen quälen sich ein paar Autos ihren Weg entlang. Wir gingen schließlich zu Fuß in Richtung Ganges und fanden uns dann oben auf der Höhe des Steilufer über dem Fluß, der in einem sanften Bogen in mächtiger Breite fließt. Er war keineswegs so schmutzig, wie ich erwartet hätte, sicher sauberer als der Rhein in der Höhe von Köln.

Die Lage von Benares hier am Fluß ist ganz großartig, das Bild erinnerte mich an die Lage von Delphi, das ja in einem majestätischen Bogen des Gebirges liegt. Über ein paar Meilen hin ist das gesamte Steilufer mit Tempeln und großen

Wohnhäusern bebaut, das ergibt die eindrucksvolle Silhouette, die man von der anderen Seite des Flusses her sieht.

Von den meisten Tempeln aus führen steinerne Stufen bis in das Wasser. Man sieht die Menschen, die Pilger im Fluß die zeremoniellen Bäder vollziehen. Sadhus, heilige Männer des Hinduismus, die meist ungekämmt und fast nackt sind, sah ich nicht so oft wie erwartet. Einige saßen da und hatten eine Gruppe von Pilgern vor sich, denen sie aus den heiligen Schriften vorlasen. Es war ein Bild voller Farbe. Die ganze Stadt Benares macht einen lebendigen und alttümlichen Eindruck.

Der Tag war warm. Ein kurzer Mittagsschlaf tat gut, bevor wir dann zur zweiten Exkursion dieses Tages aufbrachen, mit einem Bus des tourist office nach Sarnath in der Nähe von Benares.

Sarnath ist eines der Hauptzentren des Buddhismus in Indien. Es ist der Ort, an dem Buddha zuerst zu seinen fünf Schülern predigte. Eine Stupa (Rundpyramide) markiert diesen Platz. Andere Stupas sind im Laufe der Jahrhunderte zum Gedenken an Buddha hinzugekommen. Es ist insgesamt eine Anlage, die nach vielen Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten jetzt ähnlich wirkt, wie die Ausgrabungsfelder etwa in Griechenland. Gezeigt wird ein Baum, der von jenem heiligen Baum in Gaja, einem Ort zwischen Benares und Calcutta, dem Ort der Erleuchtung Buddhas, herstammt.

In Sarnath trifft man ein neues, sehr gutes Museum an, in dem alle Ausgrabungsfunde ausgestellt und aufbewahrt sind. Einige der Buddha-Statuen sind ganz hervorragend.

Unser Führer gab gute Erklärungen über den Buddhismus, der ja als eine rationale, mehr innerweltliche Form des Hinduismus zu verstehen ist. Er war eine Reformbewegung dieser Religion, eine Philosophie des Lebens, die wenigstens in ihrem Anfang, und bevor die Verwässerung einsetzte, auf jede Gottesvorstellung verzichtete. Später an diesem Nachmittag sahen wir noch den Palast der Radschas von Benares mit vielen Ausstellungsstücken, ähnlich, wie man sie in einer europäischen Burg des Mittelalters findet. Die Radschas von Benares haben eine besondere Rolle in der indischen Geschichte gespielt. Von diesem Palast aus hatten wir einen Blick über den Fluß hinweg auf die Stadt Benares in der Ferne.

Über Nacht hat es dann ziemlich geregnet. Um 6.00 Uhr war es so dunkel und naß, daß wir die geplante erste Tour an diesem Tag versäumten. Wir starteten erst zwischen 9.00 und 10.00 Uhr, um einige alte und auch neue Hindutempel in Benares zu besuchen.

Die alten sind, wie der Führer uns sagte, für Fremde meist nicht zugänglich, was eigentlich mit der viel gerühmten Toleranz des Hinduismus schlecht übereinstimmt. Die neueren Hindutempel, z. T. von indischen Industriellen gestiftet, sind offen für jedermann. Eindrucksvoll fand ich besonders den neuen Tempel im zentralen Punkt der Hindu-Universität. Diese Universität ist eine große Anlage in der Form eines Halbkreises, den die verschiedenen Universitätsgebäude und Studentenwohnheime ausfüllen. Studenten waren aber nicht zu sehen. Ich vermute, daß die Universität, wie manche andere in Indien, z. Zt. wegen der Studentenunruhen geschlossen ist.

Am Nachmittag hatte ich noch einmal Gelegenheit, die Innenstadt von Benares zu besuchen. Ich fand in der innersten Stadt viele weitere Hindutempel, darunter den vielleicht berühmtesten, den sogenannten Goldenen Tempel, erbaut unmittelbar neben der Stelle, wo ein früherer Haupttempel von den Muslims seinerzeit zerstört und unter Benutzung einiger Überreste des Gemäuers in eine Moschee des Islam verwandelt wurde. Dieser Golden Tempel war der einzige, in dem viel religiöses Leben sich abspielte. Durch ein Guckloch in der Wand konnte ich sehen, daß zu den Zeremonien das Sprengen von heiligem Gangeswasser und das Ausstreuen von Blumen gehört. Eine große Rolle spielen auch Farben in verschiedenen Tönungen von Rot, die den Pilgern als Farbpulver zum Kauf angeboten werden.

Benares ist noch kein Ort für den modernen Tourismus. Zwei oder drei moderne Hotels habe ich im Cantoanment gesehen, aber kaum ausländische Touristen.

An diesem Nachmittag kam ich noch einmal zum Ganges und sah auch die Stelle, an der Tag und Nacht die Toten verbrannt werden. Wenn man durch indische Städte fährt oder geht, begegnet man vielen Leichenzügen. Auf einer Bahre aus Bambus wird der mit einem Tuch verhüllte Leichnam getragen, rot um-

hüllt die Frauen, weiß die Männer. Meist ist nur ein kleines Gefolge dabei, manchmal aber auch bezahlte Klagemänner, die laut lamentieren. Der Zug führt zum Cremation ground am Ufer des Ganges. Die Leute, die die Leichen dort auf den Scheiterhaufen verbrennen, sind eine besondere Zunft und, wie mir mein privater Führer erklärt, sie gehören zu den Unberührbaren. Auf meine Rückfrage hin sagt er, daß zwar die Verfassung von Indien die Kasten aufgehoben hat, diese Regelung aber noch nicht umfassend verwirklicht ist. An der Stelle, wo die Toten verbrannt werden, wartet die Familie des Verstorbenen, bis nach etwa zwei Stunden alles zu Asche zerfallen ist. Dann wird die Asche in den heiligen Fluß gestreut. Anschließend begeben sich die Männer (Frauen sind nicht zugelassen) zu einer anderen Stelle; baden dort, waschen ihre Kleider, lassen sie in der Sonne trocknen und gehen wieder nach Hause. Der Cremation ground ist keineswegs ein abgeschiedener Platz. Rechts und links davon spielt sich das normale Leben ab. Ich sah an einer Stelle, wie eine Familie ihren Toten für die Verbrennung vorbereitete, ihn in Tücher einschlug, und unmittelbar daneben spielten die Kinder und machte ein junger Mann body building.

Benares hat mich sehr beeindruckt mit seiner farbigen Geschäftigkeit, mit seinem Lärm und der Überfülle von Menschen, mit den vielen Handwerkern, die man zur Straße hin arbeiten sieht, den Lastträgern und den Trupps von Männern, die auf einem primitiven Wagen schwere Lasten transportieren, mit den unzähligen Rikschas, aber auch den Blinden, die in der Stadt betteln, mit seinen Tempeln, die ganz eingewoben sind in das Netz der Straßen und das Gewirr der Häuser, mit dem großartigen Panorama und der Lage am Fluß, mit den Schulen und Schulkindern, die eine neue Generation in dieser Stadt und auch in der Tradition des Hinduismus sein werden, mit der unmittelbaren Nähe von Leben und Tod, die man am Flußufer beobachtet, mit den vielen, vielen Menschen, denen man ihre Not ansieht.

Störend wirkt in Benares, daß in dieser ganzen Stadt konsequent alles auf die Sprache Hindi umgestellt ist. Man findet zur Zeit keinen Straßennamen, der in unserer Schrift oder in englisch ge-

schrieben wäre; auf dem Bahnhof fragt man sich verzweifelt, ob das Schild vor einem den Bahnsteig 2 oder 7 bezeichnet. Diese Dinge haben politische Gründe. Es ist schon sehr töricht, was im Augenblick hier betrieben wird und, wenn man dabei bleibt, zu einer Isolierung dieses Gebiets oder, wenn man in Indien insgesamt zu solchen Regelungen kommt, des gesamten Landes führen muß. Das Tollste ist, daß sie auch in der Universität versuchen, mit Hindi als Sprache zu arbeiten, z. B. in den Naturwissenschaften im Eiltempo alle Fachausdrücke, die bisher in englisch geläufig waren, nun in Hindi nachzubilden versuchen. Man kann nur hoffen, daß dieser politische Unsinn bald wieder aufgegeben wird.

Unsere Rückfahrt von Benares nahm wiederum eine Nacht in Anspruch. Gleich am nächsten Morgen, also am Samstag der vergangenen Woche, fuhren wir nach Santiniketan, einem Ort, an dem Tagore gelebt und an dem er eine Universität gegründet hat. Es fand die Feier zu Ehren der Graduierten dieses Jahres statt. Erwartet wurde Indira Ghandi, die als Ministerpräsident zugleich Präsident dieser Universität ist. Eine tausendköpfige Menge, jeder in seinem besten, festlichen Gewand, erwartete ihre Ankunft. Sie kam schließlich mit einem Helicopter und wurde begeistert begrüßt.

Die Universität von Santiniketan hat eine besondere Atmosphäre dadurch, daß der Lehrbetrieb im wesentlichen im Freien stattfindet unter schattenspendenden Mangobäumen. Im Freien, unter diesen Bäumen fand auch die Feier statt. Es war ein herrliches Bild und ein strahlender Tag. Die große Zahl der Graduierten, junge Männer und junge Mädchen, jeder mit seinem Diplom und einem gelben Schal über dem weißen Gewand versehen, defilierte an dem Kanzler der Universität und an Indira Ghandi vorbei und empfing die Glückwünsche.

Ein Professor einer anderen Universität, ein Naturwissenschaftler, war eingeladen, hier eine Rede zu halten. Er sprach über die Schwierigkeiten zwischen der älteren und der jungen Generation. Er führte aus, daß die junge Generation nicht mehr die einfachen und klaren Ziele habe, die den Lebensimpuls der älteren Generation in Indien ausgemacht haben und fügte hinzu,

daß die junge Generation ihre eigenen Ziele jetzt ebenso klar formulieren müsse, wie es die Generation der Väter mit Erfolg getan habe.

Die ganze Feier an diesem Vormittag war voller Würde und Schönheit. Wir sind beglückt nach Durgapur zurückgefahren.

Mittwoch, 19. Februar 1969 Ich habe wieder über einige Tage zu berichten, vom vergangenen Sonntag an. Es war der erste heiße Tag in Durgapur, an dem das Thermometer zwischen 12.00 und 16.00 Uhr über 30° hinauskletterte. Ich habe an diesem Tag die meiste Zeit an meinem Schreibtisch verbracht und versucht, unserem Tätigkeitsbericht ein weiteres Kapitel hinzuzufügen.

Montag sind wir dann mit dem Zug nach Calcutta gefahren. Ich fuhr mit unseren Studenten in einem Abteil dritter Klasse. Die Rückseite der Fahrkarte zeigte ein Bild Ghandis. Die dritte Klasse ist diejenige, die Ghandi sein Leben lang benutzt hat, es ist die billigste. Der ganze Zug, auch unser Waggon, war schrecklich überfüllt. Wir haben mit Mühe für die 3 1/2stündige Fahrt aus unseren bedding rolls improvisierte Sitzplätze hergerichtet. Aber alles war nicht so schlimm, weil die Zeit in angeregter Unterhaltung schnell vorüberging.

Wir trafen mit der Dunkelheit in Calcutta ein, wiederum auf der anderen Seite des Flusses, der Bahnstation von Howrah. Die letzten 30 Meilen war die Luft erfüllt von staubigem Dunst, der von tausenden Feuerstellen in den Ortschaften entlang des Flusses aufsteigt. Im Vorbeifahren sieht man viele offene Feuer, darum Menschen, die nebenan in irgendeiner Hütte wohnen.

Am Bahnhof Howrah hatten wir Schwierigkeiten, ein Taxi zu bekommen. Um diese Zeit abends ist dort alles überfüllt. Aber die Polizei regelt den Taxidienst, man stellt sich in englischer Manier am Ende einer langen Schlange an und kommt auf diese Weise zu seiner Fahrgelegenheit. Ich lieferte unsere Studenten bei ihrem Standquartier ab und fuhr zur Sudder Street, dem Zentrum der methodistischen Gemeinden, in dem ich für die nächsten Tage Unterkunft gefunden habe. Das Wichtigste war, sich zu waschen, dann etwas zu essen.

Gestern morgen hatten wir einen Termin beim CMPO, der Planungsorganisation für den Distrikt von Calcutta, vereinbart. Leider blieb uns von dem ganzen Vormittag nur die Zeit von 1 1/2 Stunden, weil unsere Studenten mit mehr als einer Stunde Verspätung eintrafen.

Im Verlauf des restlichen Vormittags bekamen wir von Mr. Rosser, einem Engländer, der seit sieben Jahren hier gearbeitet hat, eine Einführung in die Geschichte des CMPO und vor allem in die Probleme der Stadt Calcutta.

Das CMPO geht in die Zeit von 1958 zurück. Damals wurde eine Kommission der Weltgesundheitsorganisation der UNO nach Calcutta geschickt, um herauszufinden, wie man mit dem Cholera-Problem in dieser Stadt fertig werden könnte. Das Ergebnis der Studie war, daß eine Kampagne nur gegen die Cholera in Calcutta nichts nützt oder überhaupt nicht möglich ist, weil der Herd der Cholera das Wassersystem der Stadt ist. Die Kommission schlug daher vor, ein umfassend angelegtes Sanierungsprogramm für Calcutta zu entwickeln.

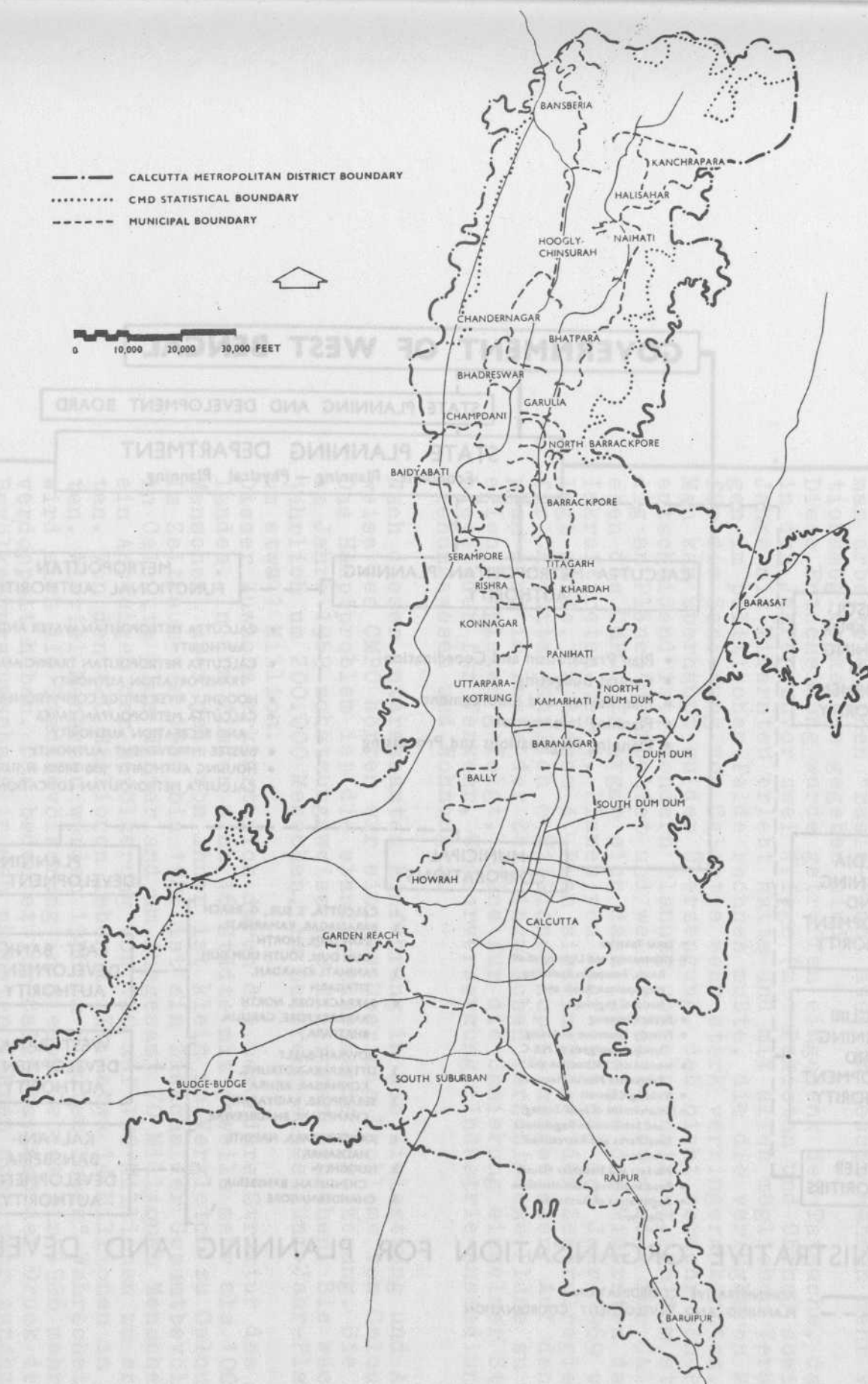
Hieraus ist die Calcutta Metropolitan Planning Organisation (CMPO) hervorgegangen, die seit 1961 besteht und jetzt das größte Institut dieser Art in Indien ist. Im Stab der CMPO sind inzwischen alle nötigen Spezialisten zusammengefaßt, z. B. Architekten, Stadtplaner, Soziologen, Juristen usw., insgesamt 600 Menschen.

Das CMPO begann seine Arbeit zu Beginn des dritten Planes der Regierung für die Entwicklung des Landes. Es war klar, daß hinsichtlich der Stadt Calcutta auf diesen Plan kein Einfluß mehr genommen werden konnte. Auch waren die Ergebnisse des Zensus von 1961 erst 1963 verfügbar. Deswegen wurde das Jahr 1966 ein wichtiger Zeitpunkt für die Arbeit des CMPO. In diesem Jahr mußte die grundlegende Studie über die Entwicklung Calcuttas fertig sein, wenn man auf den 4. Plan für Indien noch Einfluß nehmen wollte.

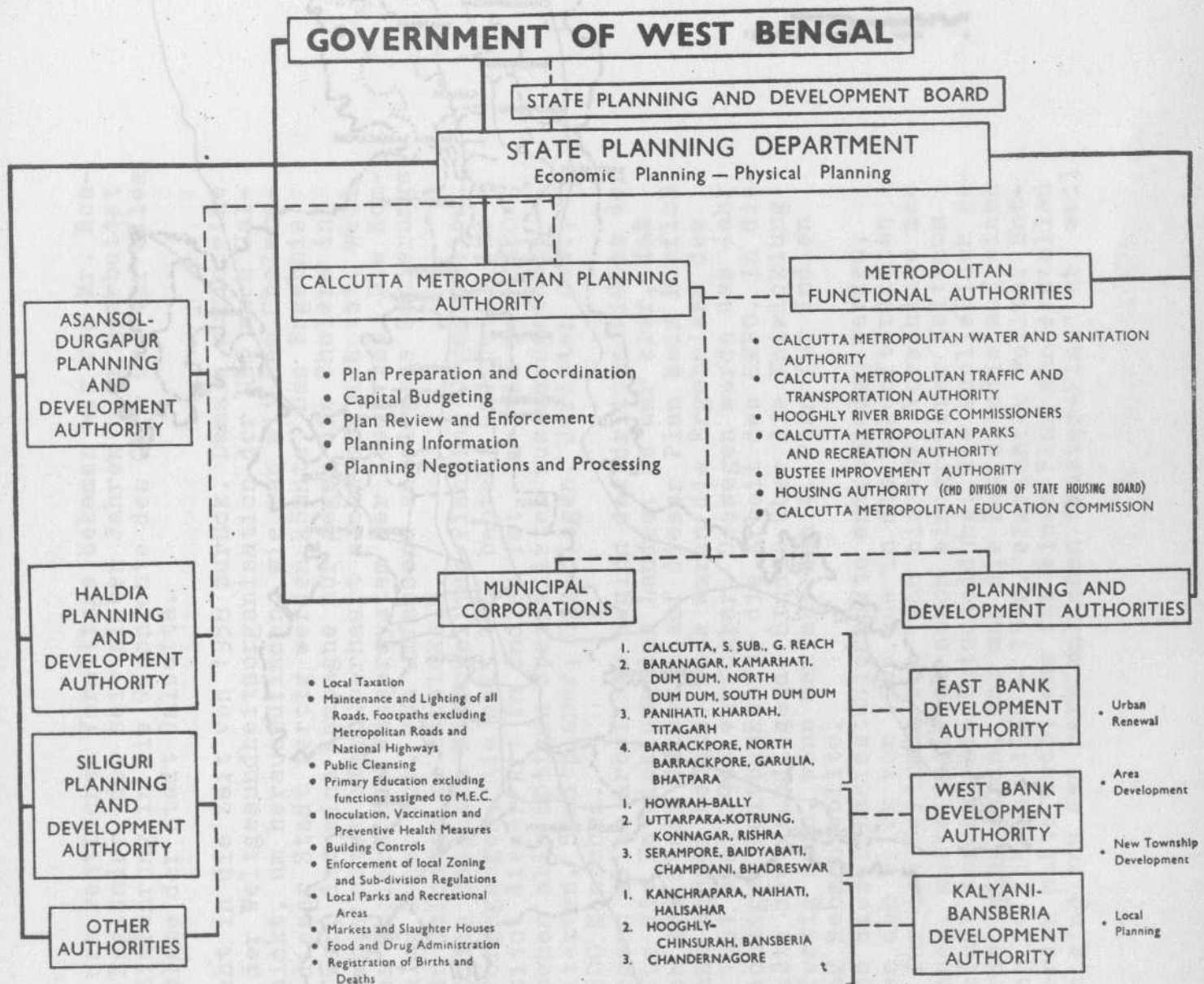
Hinsichtlich dieser Basisstudie mußte entschieden werden, wie weit man den Blick von 1966 aus in die Zukunft richten wollte. Um für den Zeitraum von 1966 bis 1971 Vorschläge machen zu können, mußte zugleich schon ein größerer Zeitraum ins Auge gefaßt werden. Die Entscheidung, die schließlich getroffen wurde, ging dahin, daß man die Basisstudie auf einen Zeitraum von 20 Jahren, 1966 - 1986, einrichten wollte. Entschieden werden mußte auch, was für einen Plan man erstellen wollte. Man ging von dem herkömmlichen "Master-Plan" ab, weil

- CALCUTTA METROPOLITAN DISTRICT BOUNDARY
- CMD STATISTICAL BOUNDARY
- MUNICIPAL BOUNDARY

0 10,000 20,000 30,000 FEET



ADMINISTRATIVE BOUNDARIES OF THE CALCUTTA METROPOLITAN DISTRICT



ADMINISTRATIVE ORGANISATION FOR PLANNING AND DEVELOPMENT

— ADMINISTRATIVE COORDINATION
- - - PLANNING AND DEVELOPMENT COORDINATION

ADMINISTRATIVE BOUNDARIES OF THE
CALCUTTA METROPOLITAN DISTRICT

Pläne dieser Art abgeschlossen und festgelegt, zu wenig offen sind, man arbeitete einen "Basic-Plan" aus, in dessen Rahmen mehr Variationsmöglichkeiten gegeben sind.

Diese Entscheidung wurde getroffen eingedenk der Tatsache, daß man in den Jahren zuvor zwei Kriege (mit Pakistan und China) sowie zwei Jahre mit Mißernten erlebt hatte und mit allen möglichen Veränderungen im politischen Felde rechnen mußte, die die verfügbaren Mittel für die Sanierung von Calcutta sehr stark verringern könnten.

Man kam überhaupt zu der Überzeugung, daß nicht so sehr ein Plan entscheidend ist, sondern Planung und ein Institut, in dem ständig an Plänen gearbeitet und weiter gearbeitet wird - für Calcutta eben das CMPO. Es ergab sich dann, daß wegen der Mißernten das Inkrafttreten des 4. Planes vom Jahr 1966 auf das Jahr 1969 verlegt wurde. In diesem 4. Plan sind im Budget der Zentralregierung für Calcutta jährlich 8 Millionen Rupies ausgewiesen. Auf den Grundplan sind im Laufe der Zeit inzwischen verschiedene Pläne zu speziellen Komplexen gefolgt, Pläne für die Sanierung einzelner Stadtgebiete oder für Verkehr, Wasserversorgung, Industrie-Ansiedlung, Erziehungswesen und Wohnungen.

Nach dieser interessanten Einführung in die Zielsetzung und Arbeitsweise des CMPO hörten wir einiges über die Probleme von Calcutta. Das Hauptproblem ist die ständig zunehmende Bevölkerung. Sie hat im Jahre 1969 schätzungsweise 7,8 Millionen Menschen. Sie wächst jährlich um 200.000 Menschen, im Zeitraum eines fünf-Jahr-Planes um etwa 1 Million.

Dieser Zuwachs erklärt sich durch die besondere Struktur des Hinterlandes. In ihm finden sich 16 Städte mit jeweils mehr als 100.000 Menschen; aber jede von ihnen ist klein im Vergleich zu Calcutta. Im Zeitraum von 1966 bis 1986 ist ein Zuwachs der Gesamtbevölkerung in Calcutta plus Hinterland um insgesamt 70 Millionen Menschen, ein Ansteigen der Bevölkerung von 120 auf 190 Millionen zu erwarten. Von den 120 Millionen leben z. Zt. etwa 14 Millionen in Städten. Wieviel Menschen werden 1986 in Städten leben? Wahrscheinlich wird sich die Stadtbevölkerung in diesem Gebiet bis 1986 mehr als verdoppelt haben. Das bedeutet für Calcutta, daß der Druck des Bevölkerungszuwachses in den nächsten Jahren noch sehr zunehmen wird. Was kann in dieser Situation getan werden? Die regionale Pla-

nung bekommt angesichts der gegenwärtigen Lage und der Zukunftsaussichten mehr und mehr Bedeutung. Man muß darauf hinarbeiten, daß die Lücke zwischen der großen Stadt Calcutta und den im Vergleich sehr kleinen übrigen Städten in diesem Gebiet geschlossen oder zu einem Ausgleich gebracht wird.

Die Situation ist äußerst kritisch. Auf dem Wohnungssektor sieht es folgendermaßen aus: der jährliche Zuwachs von 200.000 Menschen würde den Bau von 40.000 neuen Wohnungen erfordern. Da diese Aufgabe unlösbar ist, wird der Bevölkerungszuwachs im wesentlichen in die vorhandenen Häuser gehen, die Enge in ihnen (z. Zt. etwa 4,9 Personen in einem Raum) noch erheblich vermehren. Pro anno werden z. Zt. nur 6.000 - 9.000 Wohnungen in Calcutta gebaut.

Ein anderes Beispiel: 1966 gingen in Calcutta 500.000 Kinder im Alter von 6 - 14 Jahren nicht zur Schule. Bis zum Jahre 1986 müßten 2.000 Schulen gebaut werden, weil man für dies Jahr mit 1.300.000 schulpflichtigen Kindern in Calcutta rechnen muß.

Ähnlich sieht es in allen anderen Bereichen aus, z. B. im Arbeitsbereich. Calcutta hat eine Arbeitslosigkeit von 15 %. Der Zuwachs und die Zuwanderung in der Stadt Calcutta können nicht gestoppt werden, solange man an der Freizügigkeit als an einem Bürgerrecht festhält. Ein wirksames Gegenmittel wäre nur die rasche Entwicklung der anderen Zentren städtischen Lebens im Hinterland. Aber das Beispiel Durgapur zeigt, welche ungeheure Investitionen notwendig sind, wenn man im Zeitraum von zehn Jahren eine kleine Ortschaft zu einer Industriestadt von zwei- bis dreihunderttausend Menschen entwickeln will. Was kann also in dieser Situation überhaupt getan werden?

Erstens: Die Planung muß realistisch sein, die Probleme müssen mit einem cold look betrachtet werden. Es ist unmöglich, an die Beseitigung der Slums von Calcutta zu denken, das würde den Bau von 250.000 Wohnungen erfordern. Man muß also davon ausgehen, daß die Kinder, die heute in den Slums von Calcutta geboren werden, den Rest ihres Lebens dort auch verbringen. Das einzige, was man tun kann, ist, die Lebensverhältnisse in den Bustees selbst zu verbessern, z. B. indem man elektrisches Licht und eine hygienische Wasserversorgung hineinbringt. Dies macht Aufwendungen von etwa 1 Million Rupies notwendig.

Zweitens: Man muß versuchen, alle möglichen finanziellen und geistigen Hilfsquellen für die Sanierung der Stadt zu erschließen, mehr als das bisher geschehen ist. Entscheidend ist, ob es gelingt, auf allen Seiten die Bereitschaft zur Aktivität in dieser Aufgabe zu entwickeln. Angestrenzte Arbeit am Entwicklungsprogramm dieser Stadt, die Beteiligung der Bürger und aller vorhandenen Organisationen sind nötig. Sehr zu betonen ist, daß die Bürger wirklich selbst etwas tun können. Sie können z. B. die Schulen für ihre Kinder selbst bauen. Tatsächlich sind mehr als 50 % der Schulen gegenwärtig auf private Basis gestellt. Es gibt eine Menge von sozialen Organisationen, sowohl solche, die, wie z. B. die Rotary-Clubs, über die ganze Stadt hin wirken, als auch solche, die nur im engen Umkreis des nachbarschaftlichen Lebens Bedeutung haben. In Zukunft muß mehr Verbindung zwischen dem CMPO und all diesen Organisationen der Bürger in der Stadt hergestellt werden.

Befragt, welche Aufgabe er in diesem Zusammenhang den Kirchen übertragen möchte, antwortet Mr. Rosser, daß er sich nicht auf nur eine Aufgabe festlegen möchte. Er meint, daß die Kirchen einen ganzen Katalog von Aufgaben vorfinden, zu deren Lösung sie beitragen können.

Er beklagt, daß bisher manche Institutionen und Organisationen zu sehr innerhalb ihrer eigenen vier Wände leben, z. B. die Universitäten und die vielen Colleges von Calcutta mit ihren 160.000 Studenten, die, wie er meint, ihre Aufgabe besser nicht nur im politischen Feld, sondern vornehmlich auch im Bereich der sozialen Entwicklung und der konkreten Hilfe, z. B. im Kampf gegen das Analphabetentum, sehen sollten.

Die Aufgabe der nächsten Zeit wird es sein, zu einer Koordination zwischen den unübersehbar vielen kleinen oder größeren Organisationen der verschiedensten Art mit dem CMPO und der städtischen Administration zu kommen. Dazu gehört zunächst einmal, daß jeder erfährt, was die anderen tun. Dazu gehört auch, daß man planvoller als bisher die Kräfte und die finanziellen Mittel im Rahmen der gesamten Aufgabe einsetzt.

Da wir gestern in Calcutta 34° im Schatten hatten, tat mir ein Mittagsschlaf gut. Den späteren Nachmittag habe ich dann mit einem weiteren Gang durch das Stadtgebiet und mit Einkäufen zugebracht. Am

Abend war ich im Kino und sah einen langen amerikanischen Film, der in der Zeit des chinesischen Bürgerkrieges spielte, offensichtlich ein Film, der nicht ohne propagandistische Absicht gedreht und hier im Kino gezeigt ist.

Der Aufenthalt unserer Studenten in Calcutta leidet etwas unter schlechter Organisation. Gestern versäumten wir den halben Vormittag, weil der Transport durch die Stadt nicht klappte, heute morgen war vorgesehen, daß wir ein Bustee-Gebiet in Howrah und ein anderes Projekt des CMPO auf dieser Seite des Flusses besuchen sollten. Die Abfahrt war für 9.00 Uhr geplant. Der Bus kam um 9.30 Uhr. Die Leute, die uns führen sollten, kamen um 10.00 Uhr, um 10.30 Uhr waren wir schließlich in der Nähe von Pilkhana, dem Busteegebiet, eine weitere halbe Stunde ging verloren durch einen Anstandsbesuch bei dem Community Development Officer, der offensichtlich viel weniger wußte als seine Mitarbeiter, die uns dann auf unserem Weg begleiteten. Wir bekamen also nur einen flüchtigen Eindruck von der Struktur dieses Busteegebietes, den ich folgendermaßen beschreiben möchte:

Es ist ein Komplex, in dem 50.000 Menschen auf sehr engem Raum leben, bebaut mit einstöckigen Häuschen und Hütten in einer sehr leichten Bauweise. Die Straßen zwischen diesen Hütten sind eng und schmutzig, in der Regenzeit fast nicht passierbar. Das Wasser überflutet dann leicht den Wohn- und Lebensraum der Menschen. Ein Teil der Bewohner dieses Gebietes arbeitet in handwerklichen Betrieben, in denen z. B. Koffer, Ketten und Kinderfahrräder hergestellt werden. Etwa tausend solcher Betriebe gibt es in diesem Busteegebiet. Viele Menschen sind arbeitslos. Wir sahen viele Kinder, die in dieser Umgebung spielten, wie Kinder eben überall spielen. Die städtischen Sozialarbeiter, die hier tätig sind, versuchen in den vielen hier bestehenden Clubs Kurse über Familienplanung abzuhalten sowie Kurse in Lesen und Schreiben. Mehr war in der Kürze der Zeit nicht zu sehen und zu erfahren. Wieder verbrachten wir eine gute halbe Stunde mit einer Busfahrt durch die am späten Vormittag sehr vom Verkehr verstopfte Stadt zu einem anderen Gebiet, in dem das CMPO ein Pilot-Project des Wohnungsbaues durchführt.

Man hat zunächst versucht, in der üblichen Bauweise mehrstöckige Häuser zu errichten, ist aber davon wegen der hohen Kosten abgekommen. Nun arbeitet man an einem Verfahren, kleine einstöckige Häuser aus Fertigbauteilen herzustellen. Mr. Dunham, ein aus den USA stammender und von der Ford Foundation angestellter Mitarbeiter des CMPO, seit acht Jahren in Indien und jetzt sechs Monate in Calcutta tätig, sagte mir, daß in den vergangenen Jahren mindestens drei technisch einwandfreie Verfahren zur Herstellung dieser Fertigbauteile entwickelt worden sind, meist von ausländischen Spezialisten. Aber es ist bisher nicht gelungen, eines dieser Verfahren zum Einsatz zu bringen, d. h. die Voraussetzungen für eine Massenfertigung der Bauteile zu schaffen.

Was wir schließlich in einer Halle zu sehen bekommen, ist tatsächlich nicht sehr ermutigend. Drei Arbeiter sind dabei, einen Kran für den Transport eines am Boden in Zement gegossenen Fertigbauteils herzurichten; zwei andere, Vorarbeiter in weißen Gewändern, gucken zu. Das sieht nicht so aus, als wenn im nächsten Moment der große Sprung nach vorn hier beginnen würde.

Mr. Dunham, mit dem ich gestern schon zu Mittag essen konnte, äußert sich sehr skeptisch. Er sagt, daß nach seiner Erfahrung die einzigen Leute, auf die man sich bei der Durchführung eines Projektes verlassen könnte, in West-Bengalen die Kommunisten sind und berichtet mir hierzu einige Beispiele aus seiner früheren Tätigkeit.

Ich hatte heute nachmittag wiederum Zeit, einen Gang durch die Stadt zu machen und muß in den nächsten Tagen einmal versuchen, meine Eindrücke ein bißchen zu sortieren und dann in diesem Bericht wiederzugeben.

Donnerstag, 20. Februar 1969 Wir waren heute vormittag zu einer Tasse Tee beim anglikanischen Metropoliten eingeladen. Sein Metropolitandistrikt umfaßt Indien, Pakistan, Burma und Ceylon, das Land, aus dem er selbst stammt.

Was zunächst nur wie eine freundliche und höfliche Plauderei mit diesem Kirchenfürsten aussah, wurde dann mehr und mehr zu einem ernsthaften Gespräch, in dem der Bischof sich zu folgenden Punkten äußerte:

Er sprach zu unserer Gruppe sehr eindringlich über die Notwendig-

keit, daß Christen und Kirchen in Indien lernen, mit anderen Partnern zusammenzuarbeiten. Voll Begeisterung berichtete er von einem Beispiel in Feridabad in der Nähe von Delhi, wo der indische CVJM zusammen mit der westdeutschen Regierung und der zentralindischen Regierung den Bau einer Berufsschule für junge Inder und den Bau von industriellen Werkstätten in Angriff genommen hat.

Mit Nachdruck wies er darauf hin, daß dieser, wie er sagte, neue Stil, der Stil der Ingenieure, sich bei der Grundsteinlegung für dies Projekt sehr erfreulich gezeigt habe. Der gesamte Festakt hätte genau 59 Minuten gedauert, entsprechende Feierlichkeiten hätten früher in der Kirche mindestens vier bis fünf Stunden in Anspruch genommen. Er sprach weiter über die Notwendigkeit, daß Christen und Kirchen deutlicher ihre Loyalität und die Bereitschaft zu solcher Partnerschaft nach außen hin zeigen müßten.

Er kam von hier aus auf die Frage, welches die richtige Reaktion der Christen und der Kirchen gegenüber den zunehmend militanten prohinduistischen Bewegungen im politischen Feld sei. Er warnte die Gruppe davor, sich an öffentlichen Protestveranstaltungen der Christen gegen diese (der indischen Verfassung zuwiderlaufenden) Tendenzen zu beteiligen - ein Rat, der, wie ich später von einigen unserer Kursteilnehmer hörte, nicht allgemeine Anerkennung findet.

Das Problem ist, daß einige der indischen Politiker, auch und vielleicht sogar besonders Leute der Kongreßpartei, begonnen haben, stillschweigend von dem bisherigen Konzept Indiens als eines säkularen Staates abzugehen, in dem auch solche Minderheiten wie die der Christen freien Lebensraum haben.

Der Metropolit berichtete, daß Indira Ghandi in einem Gespräch unter vier Augen sich sehr über diese Leute, die sie auch in ihrem eigenen Kabinett antrifft, beklagt habe.

Man arbeitet mit Verleumdungen gegenüber den Christen, man stellt ihre Loyalität gegenüber der indischen Nation infrage, man wirft ihnen vor, daß sie Geld aus dem Ausland benutzen. Das findet der Bischof grotesk angesichts der Tatsache, daß die indische Regierung, wie er sagt, up to the neck, bis zum Hals mit ausländischem Geld vollgestopft ist.

Auf der anderen Seite betont er noch einmal, daß die Christen viel mehr als bisher die Gesellschaft andersdenkender Menschen suchen müßten. Sie hätten bisher viel zu zurückgezogen gelebt. Wichtig erscheint dem Bischof insbesondere das Gespräch zwischen Christentum und Marxismus, so wie es seit langem schon in Europa geführt werde. Dies umsomehr, als man manchmal den Eindruck habe, daß die Kommunisten weniger gruppengebunden und gruppenegoistisch seien als viele andere hier in Indien.

Wir waren heute abend zu einem Büfett-Dinner eingeladen bei der deutschen Vizekonsulin in Calcutta und verbrachten einen angenehmen Abend mit einigen anderen Deutschen, die im Konsulat oder im Bonner Ministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit tätig sind. Das Hauptthema des Abends war neben unserem Calcutta-Projekt die Frage nach der weiteren Entwicklung in West-Bengalen. Alle meinten, daß im Grunde genommen ganz gute Voraussetzungen für eine positive Entwicklung gegeben seien. West-Bengalen als Schwerpunkt der indischen Industrie überhaupt, mit Kohle und Erzvorkommen, mit Stahlindustrie und stahlverarbeitender Industrie, mit Tee und Jute, und auch die Stadt Calcutta seien ein starkes wirtschaftliches Potential. Unsere Gesprächsteilnehmer waren auch der Meinung, daß die neue Regierung, die ja sehr stark von den Kommunisten bestimmt sein wird, echte Ansatzpunkte finden kann, um die positive Entwicklung in den nächsten Jahren zu beschleunigen.

Der wichtigste Punkt schien ihnen die Chance, die Industrie und Wirtschaft in West-Bengalen wirklich arbeiten zu lassen. Bekanntlich sind die kommunistischen Gewerkschaften zum großen Teil verantwortlich für die vielen und oft unsinnigen Streiks, die in den vergangenen Jahren das industrielle Leben hier in West-Bengalen gelähmt haben. Wenn es aber nun gelingt, die Gewerkschaft von dieser Politik der Streiks abzubringen, sie im Gegenteil zu produktiver Zusammenarbeit mit dem Management der Betriebe zu veranlassen, so würde das bald ein ganz anderes Bild der hiesigen Industrie und Wirtschaft hervorbringen.

Neben diesem Punkt wurden einige andere genannt, die mich insgesamt davon überzeugten, daß tatsächlich die Lage hier nicht so aussichtslos ist, als daß überhaupt kein Handlungsspielraum für eine Regierung mehr gegeben wäre.

Im weiteren Verlauf des Abends gab es dann ein Gespräch über die

Studentenbewegung in aller Welt, ein Gespräch, bei dem, wie üblich, die Meinungen ziemlich heftig aufeinander prallten.

Freitag, 21. Februar 1969 Wir brachten am Vormittag unsere Kursteilnehmer in ein Gespräch mit den Mitgliedern des Teams für das künftige Calcutta-Projekt, soweit sie schon vorhanden sind und soweit sie an diesem Vormittag greifbar waren. In einigen speeches wurde unseren Kursteilnehmern eine Darstellung des Ecumenical Urban Institute in seinen verschiedenen Arbeitszweigen geboten. Deutlich trat hervor, daß das gesamte Programm noch vage und allgemein ist. Es wurde auch nicht verborgen, daß die konkrete Arbeit noch nicht begonnen hat. Das machte auf einige unserer Kursteilnehmer den Eindruck von viel Geschrei und wenig Wolle. Ich muß selbst zugeben, daß dieser Vormittag nicht vollauf befriedigend war. Ich bin aber nach wie vor der Meinung, daß nur ein breit angelegtes und echt in Sparten gegliedertes Projekt der Größe und Vielschichtigkeit der Stadt und ihrer Probleme gerecht wird und würde deshalb sehr davon abraten, in die Bequemlichkeit eines kleineren Projekts auszuweichen.

Ich empfand an diesem Vormittag wiederum die Notwendigkeit, daß wir für unsere eigene Arbeit in Dortmund intensiver als bisher darüber nachdenken, was mit dem englischen Ausdruck lay training bezeichnet wird und besagt, das "Volk Gottes" mit dem nötigen Wissen auszustatten, damit es wirklich als Volk Gottes in allen Bereichen dieser Welt existieren und sich bewähren kann.

Ich hatte an diesem Nachmittag Gelegenheit, zu einem anderen Bustee-Gebiet von Calcutta mit dem Auto herauszufahren. Wie das Gebiet von Pilkhana, das wir zwei Tage zuvor besucht hatten, ist auch dieser Slum bei der Bridge Nr. 4 sehr ausgedehnt. Ich konnte keine Zahlen erfahren, aber es sind Zehntausende von Menschen, die hier leben. Auch hier sind die meisten Muslims, wiederum sehr viele seit langem arbeitslos.

Mir fiel auf, daß dies Gebiet sauberer und gepflegter wirkte als das Gebiet von Pilkhana. Die Kinder waren durchweg sauber und gut gekleidet. Man hatte den Eindruck: Arme Leute, die versuchen, das Beste aus ihrer Situation zu machen.

Durch Zufall traf ich in diesem Bustee einen Mann mit Vornamen Wilhelm, dessen Großvater ein Deutscher aus Düsseldorf war. Er selbst ist ein kranker und arbeitsloser Mann, der zu einer der christlichen Kirchen gehört. Da er ausgezeichnet englisch spricht, seit vielen Jahren in diesem Bustee wohnt und, wie ich beim Rundgang mit ihm merkte, Vertrauen bei den Nachbarn genießt, habe ich mich entschlossen, am kommenden Dienstag noch einmal hierher zurückzukehren und dann einen größeren Teil dieses meines letzten Tages in Calcutta mit ihm in diesem Gebiet zu verbringen.+ Man läuft sonst Gefahr, sein Urteil allzu schnell aus richtigen oder falschen, aber in jedem Fall zufälligen Eindrücken zu bilden. So hoffe ich, eine eingehende Schilderung über die soziale Situation, die in den Bustees vorhandenen Gruppen usw. zu bekommen und hoffe auch, weitere Filmaufnahmen machen zu können.

Sonntag, 23. Februar 1969 Am gestrigen Tag gab es für mich kein besonderes Programm. Ich war frei mit meiner Zeit und habe einen guten Teil davon benutzt, um einige andere Viertel von Calcutta kennenzulernen.

Diese Stadt bietet nicht die Möglichkeit, daß man sich schnell ein Bild von ihr machen könnte. Es ist eine ganze Landschaft, die man erfahren und erlaufen müßte und die soziale Struktur dieses Dickichts von unzähligen Zusammengehörigkeiten, Nachbarschaften, Gruppierungen, Organisationen und offiziellen Institutionen ist ein wahrer Dschungel, in dem man sich vermutlich erst nach langer Zeit wirklich zurecht finden kann.

Ich habe den heutigen Vormittag wieder damit zugebracht, Briefe nach Deutschland zu schreiben, eine Beschäftigung, der ich in diesen Wochen gern nachgehe.

+ An dem verabredeten Tag war W. nicht da.

Während ich hier in Calcutta herumlaufe, geht die Arbeit in Durgapur weiter. Ich habe vielleicht schon berichtet, daß eines der nächsten Arbeitsvorhaben eine ziemlich breit angelegte Untersuchung über die Beziehungen zwischen Arbeitern und Management ist. In diesen Tagen werden ein paar hundert Fragebogen ausgegeben. Daneben wird eine Reihe von Interviews gemacht. Sie dienen auch der Vorbereitung eines Seminars, das demnächst an drei Tagen in insgesamt 24 Stunden für den gesamten Stamm der supervisor (Meister) eines Betriebes durchgeführt werden soll. Zum ersten Male ergibt sich für das Institut die Möglichkeit, einen so wichtigen Personenkreis insgesamt zu erreichen. Ich kann nachfühlen, wie froh sie über diese Chance sind, und nach meinem bisherigen Einblick bin ich sicher, daß in diesen drei Tagen ein gutes Stück Arbeit geleistet werden wird, vielleicht eine große Hilfe für diesen Betrieb.

Ich habe aber auch davon gehört, wieviel Mühe es kostet, ringsum alle davon zu überzeugen, daß man gute Absichten und keine versteckten Hintergedanken hat. Es ist hier leichter, das Management zu überzeugen, als die Leute von den Gewerkschaften. Das ist auch eine Frage der Bildung.

Kürzlich wurden vonseiten einer der beiden kommunistischen Gewerkschaften, es war in diesem Falle die mehr rechts (oder russisch) orientierte, jäh alle bis dahin guten und intensiven Verbindungen zum Institut abgebrochen. Als man der Sache nachging, fand man heraus, daß von der Zentrale dieser Gewerkschaft in Calcutta die Parole ausgegeben worden war, die Mitarbeiter dieses Institutes seien Agenten des amerikanischen CIA. Oft und oft muß erklärt und erläutert werden, wieso die Kirche zu dieser Arbeit mit der Industrie kommt, verdächtig erscheinen die neuen, teuren Gebäude des Instituts, verdächtig erscheint schon, daß seine Mitarbeiter einen Wagen oder einen Motorroller fahren. Es ist beileibe nicht so, daß sie überall mit weit ausgebreiteten offenen Armen empfangen würden. Aber im Ganzen kann doch festgestellt werden, daß in Durgapur die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem Institut groß ist.

Subir Biswas sagte mir einmal, vielleicht hätte man das Institut als ein neutrales Trainingszentrum aufziehen sollen, ohne überhaupt den Namen der Kirche herauszustellen. Die Nachfrage nach Trainingsmöglichkeiten, nach Bildungsveranstaltungen aller Art ist auf allen Seiten außerordentlich groß. Er meinte, man hätte sich um Teilnehmer an Kursen bestimmt keine Sorgen zu machen brauchen und auch nicht darum, das Ganze finanziert zu bekommen.

Es ist vielleicht wirklich so, daß die Kirche mit ihrer Sozialarbeit noch weiter hinaus gehen muß aus dem engeren kirchlichen Raum, daß sie sich in freier Konkurrenz zu anderen vorhandenen oder kommenden Instituten betätigen und bewähren sollte, meinethalben, indem sie an die vielen Menschen mit ihren ganz unterschiedlichen Voraussetzungen der Bildung, der Religion und der politischen Überzeugungen im säkularen Feld dieser Stadt das Wissen und die Kenntnisse vermittelt, die diese Menschen brauchen, um ihre Probleme bewältigen zu können.

Aber ich glaube, daß in den Kirchen die Zeit noch nicht reif ist, solche weitgehenden Überlegungen anzustellen. Viele unserer Diskussion^{en} hier haben sich um die Frage gedreht, wie die Kirche in Richtung auf ihre heutigen Aufgaben umzugestalten wäre. Es ist durchaus nicht so, daß hinsichtlich der Notwendigkeit der kirchlichen Erneuerung eine allgemeine Übereinstimmung herrschte. Ziemlich schnell kommen theologische Gegensätze auf, streiten die verschiedenen Standpunkte miteinander, werden unterschiedliche Prioritäten für die kirchliche Arbeit gesetzt, verdächtigt man sich, genau wie in Deutschland, gegenseitig der Häresie.

Es wird hier ähnlich sein wie bei uns, daß eine Minderheit heftig bewegt ist von dem Gefühl, eigentlich liefen viele Dinge in der gegenwärtigen Kirche falsch, daß aber nur wenige zu weiterführenden Überlegungen kommen und diese wiederum leiten nicht allemal zu denselben Ergebnissen.+

+ Es ist schwer zu sagen, welches die Leistungsfähigkeit der indischen Kirchen ist. Sie alle haben einige hoch qualifizierte, ganz aufgeschlossene Leute, die m. E. in vieler Hinsicht weiter sind als wir. Aber die meisten von dieser Gruppe sind immer noch Europäer. Für

Es ist ähnlich wie mit der Frage, welches die Hauptprobleme in Indien sind. Ich war erstaunt zu sehen, wie unterschiedlich die Meinungen sind, wenn man nach den drei wichtigsten Problemen Indiens fragt. In unterschiedlicher Anordnung werden genannt: die Armut, das Sprachenproblem, der Widerstreit verschiedener religiöser Gruppen, das unmittelbare Ernährungsproblem, die Zerspaltetheit der indischen Nation in die unzähligen verschieden motivierten und sehr auf sich selbst bezogenen Gruppierungen⁺, der Mangel an Bildung, das Fehlen eines durchdringenden Gemeinschaftsgefühls und des Verständnisses für Angelegenheiten, die alle gleichermaßen betreffen, das Analphabetentum, das Kastensystem, die Arbeitslosigkeit und der Bevölkerungszuwachs.

diese Gruppe ist der künftige Weg der Kirche, ist ihre Auftragslage, ist die positive Einstellung zu den Phänomenen modernen Lebens eine klare Sache. Und sie passen sich nicht nur an, sondern leben wirklich ein modernes Leben, auch in der Kirche. Was jedoch würde, wenn man diese Personen an der Arbeit hinderte, was politisch durchaus denkbar ist, oder die finanzielle ausländische Hilfe gerade für die Projekte der Urban and Industrial Mission striche? Ich nehme an, daß dann kaum etwas übrig bliebe. Die "Spitzen" dieser Kirchen (ich meine jetzt nicht die Bischöfe) verlangen von uns größte Aufmerksamkeit; aber die normale indische Kirche hängt weit zurück. Am Beispiel Calcutta wird in den nächsten Jahren exerziert werden, ob die Kirchen in dieser Stadt zu den Gruppen gehören, die sich für die Zukunft der Metropole gewinnen und einspannen lassen, oder zu jenen anderen Gruppen, die es auch geben wird, die aus Egoismus oder Gleichgültigkeit oder Unfähigkeit weiter so vor sich hinleben wie bisher. (Brief vom 21. 1. 69)

+ Es klingt wie Hohn, wenn es in einem Prospekt der Stadt Bombay heißt: "Aber Bombay ist kein Schmelztiegel. Jede Bevölkerungsgruppe hält an ihren Gewohnheiten und ihrer Sprache fest, aber alle leben glücklich miteinander."

Hätte ich die Liste der drei wichtigsten Probleme in Indien aufgestellt, hätte ich ohne Zögern auf den Bevölkerungszuwachs, die Arbeitslosigkeit und den Mangel an Bildung gedeutet. Aber ich habe zur Kenntnis genommen, daß das Bild vielfältiger und differenzierter ist und gesehen, daß von anderen Gesichtspunkte genannt werden, die mir entgangen sind und deren Bedeutung ich zugeben muß.

Ich habe in den Wochen, die ich jetzt hier bin, von der Landschaft nicht viel gesehen, außer auf der einen Autofahrt nach Santiniketan und bei den Fahrten zwischen Durgapur und Calcutta. Diese Strecke von ungefähr 160 km führt durch flaches Land. Es ist ein gutes Reisanbaugebiet. In der Struktur ist es ein bißchen dem Münsterland vergleichbar, insofern der Horizont immer begrenzt wird durch Baumgruppen, die sich aber nie zu einem Wald zusammenschließen. Man kommt an vielen Dörfern vorbei, die über das Land verstreut sind. Die Reisfelder, die sich bis zum Horizont erstrecken, sind unterteilt durch kleine Erdwälle. Ich nahm zuerst an, daß diese lediglich der Wasserregulierung dienen, erfuhr dann aber, daß sie zugleich Besitzgrenzen darstellen. Nun sieht man mit einem Mal, daß durch immer fortgesetzte Erbteilung über viele Generationen hin das Land in winzige Parzellen zerstückelt ist. Insgesamt ist diese Gegend wohl sehr fruchtbar und alle, die ich gefragt habe, waren der Meinung, daß die Leute die Möglichkeit haben, bei einer normalen Ernte noch Reis zu verkaufen. Einzelne Kanäle ziehen sich durch dies Gebiet, in ihrer unmittelbaren Nähe ist es möglich, so viel Wasser auf die Felder zu schöpfen, daß eine zweite oder vielleicht sogar eine dritte Ernte eingebracht werden kann. In der Nähe der Dörfer sieht man immer Teiche oder Tümpel, um diese Jahreszeit mit einem ziemlich niedrigen Wasserstand. Man sieht das Vieh, die großen starken Bullocks, in diesen Tümpeln zur Schwemme gehen, man sieht auch häufig, daß die Menschen ihre Wäsche und sich selber in diesem Wasser waschen. Oft sieht man in der unmittelbaren Umgebung dieser Teiche und Tümpel grüne Felder, manchmal mit Reis, häufiger aber um diese Zeit mit verschiedenen Gemüsesorten bepflanzt. Die Häuser in den Dörfern, an denen man vorbeifährt, sind in der Regel aus Lehm errichtet, nicht selten sieht man verfallende Steinhäuser zwischen den Lehmhütten. Ich hörte von drei verschiedenen Systemen

gelen feiert und an diesem Tag der Bevölkerung ihre Minister, darunter den neuen Premierminister von West-Bengalen, vorstellen. Ich sah mich in der strahlenden Sonne auf dem Platz vor dem Victoria-Memorial ver-

der Arbeits- und Besitzverhältnisse hier auf dem Lande. Die erste Möglichkeit: daß der Eigentümer selbst das Land bearbeitet; die zweite Möglichkeit: daß er, der vielleicht in einer der Städte weitab lebt, das Land in Pacht abgibt, etwa auf der Basis, daß die Ernte etwa halb und halb geteilt wird; die dritte Möglichkeit: daß das Land von Tagelöhnern bewirtschaftet wird. Fährt man mit dem Auto durch das Land, dann kommt man immer wieder an kleinen Märkten vorbei. Von weit her werden Gemüse, Obst, Früchte aller Art zu diesen Märkten getragen. Vieh wird dorthin getrieben, Geflügel getragen und zum Verkauf angeboten. Eine Schwierigkeit bei den Maßnahmen zur Entwicklung dieses Landes ist, wie überall, daß die Verbesserung der Verhältnisse zunächst denen zugute kommt, die schon etwas besitzen. Wird z. B. eine Straße gebaut, dann kauft sich irgendwann der Landbesitzer ein Auto und transportiert mit diesem Wagen in Zukunft alles zum Markt, was er dort verkaufen will. Damit entfällt die Beschäftigung für eine Reihe von Menschen, die bis zu diesem Zeitpunkt ein wenig Geld damit verdient haben, daß sie Waren auf ihrem Kopf oder Rücken zum Markt befördert haben. Ich habe von Plänen der Bodenreform oder von Plänen der Arrondierung dieser sehr zerstückelten Felder bisher nichts gehört. Aber dies waren nicht die Dinge, nach denen ich mich in erster Linie erkundigt hätte.+

+ Die Landreform soll (s. im 4. Fünfjahreplan) mit geeigneten Mitteln tatkräftiger vorgenommen werden ebenso wie die Flurbereinigung... Auch an eine gemeinsame Bewirtschaftung zusammengelegter einzelner Grundstücke ist gedacht, wobei der erwirtschaftete Betrag entsprechend dem eingebrachten Bodenanteil und der geleisteten Arbeit - auch von Besitzlosen - aufgeteilt werden soll. Gerade hierüber schrieb schon Rabindranath Tagore in "Towards Universal Man".... (aus: Bulletin der ind. Botschaft, Bonn, Juli 1968)

Der Kontrast zwischen allen Landbewohnern und den Stadtbewohnern, ob in Durgapur oder in Calcutta, ist ziemlich groß. Wir haben denselben Kontrast auch in der Gruppe unserer Studenten; diejenigen, die vom Lande kommen, also meist zu den Stämmen der Ureinwohner Indiens gehören, mögen vielleicht reineren Herzens sein als andere, die aus den Städten kommen. Ich möchte dies wirklich annehmen im Vergleich etwa zwischen diesen Adiwasi und unseren Leuten aus Madras, Bangelore oder Coimbatore. Ebenso klar ist aber, daß ihre Intelligenz ungleich geringer ist, vor allem, wenn man darunter die Fähigkeit versteht, sich auf wechselnde Situationen einzustellen. Ich habe zunächst angenommen, daß lediglich die unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen diesen Eindruck hervorbringen. Ich bin inzwischen zu einer anderen Meinung gekommen. Es ist z. B. so, daß unsere Adiwasi-Studenten so gut wie nicht reagiert haben auf die tägliche Herausforderung, ihre Kenntnisse der englischen Sprache in diesen zwei Monaten zu verbessern. Andere haben durchaus Fortschritte gemacht. Ich selbst mußte ja versuchen, möglichst schnell mit dem neuen Medium Englisch fertig zu werden. Auch bei vielen anderen Gelegenheiten prägt sich aus, daß die Leute vom Lande schwerfälliger und unbeweglicher sind, als die anderen, die aus Städten kommen. Wir sahen es auch bei allen geselligen Gelegenheiten, ob es das Volleyballspiel war, bei dem die tribe-people hoffnungslos versagen, oder ob es ganz einfache Gesellschaftsspiele sind, die alle anderen mühelos und im Augenblick verstehen und spielen. Es ist immer ein bißchen traurig zu sehen, wie verschieden die Chancen sind, die der eine und der andere hat, mit den Aufgaben dieses Lebens fertig zu werden. Aber was wiegen Güte und Freundlichkeit?

(Tonbandaufzeichnung eines Rundgangs durch die City von Calcutta)
Mein Spaziergang beginnt in der Nähe des National-Museums bei meinem Standquartier Sudder-Street. Ich wende mich zur Hauptstraße Chowringhee, die heute ungewohnt belebt ist. Hier in der Nähe auf dem Platz vor dem Victoria-Memorial fand heute nachmittag eine große Demonstration der Kommunistischen Partei statt, die mit einem Massenaufmarsch ihren Sieg bei den Wahlen in West-Bengalen feiert und an diesem Tag der Bevölkerung ihre Minister, darunter den neuen Premierminister von West-Bengalen, vorstellt. Was sich in der strahlenden Sonne auf dem Platz vor dem Victoria-Memorial ver-

sammelt hat, ist eine Menschenmenge, die jetzt seit mehr als einer Stunde vom Victoria-Memorial zurück in die Stadt strömt. Es müssen Hunderttausende gewesen sein. Wie bei solchen Versammlungen üblich, waren mehr intelligente Gesichter als stumpfe, mehr gut gekleidete als zerlumpete Menschen, mehr europäische als original indische Tracht zu sehen.

Unabhängig von diesem Strom von Fußgängern flutet auf der Chowringhee der normale abendliche Verkehr, sitzen am Straßenrand die Blumenverkäufer, versieht der weiß gekleidete Schutzmann an der Ecke sein Ordnungsamt, klappern die Schuhputzer einladend mit ihren Büchsen auf die kleine Kiste, in der sie dutzenderlei verschiedene Schuhcreme aufbewahren.

Jetzt tut sich allmählich auch die Straße als Schlafquartier auf; die ersten Leute ohne Unterkunft bereiten hier ihr Nachtlager. Immer noch strömt der Fußgängerverkehr vom Platz am Victoria-Memorial vorbei an dem Denkmal Ecke Chowringhee / Park-Street. Hier steht eine bronzene Figur Ghandis, ein wenig vereinsamt auf dem hohen steinernen Sockel.

Es ist inzwischen 1/2 10 Uhr. Ich habe die air-konditionierte Kühle des Quality-Restaurants mit der Nummer 007 hinter mir gelassen, in dem man über den ganzen Tag hin von der Hitze der Straße ebenso wie von ihrem Lärm angenehm abgeschirmt ist. Der langgestreckte Raum ist auf der einen Seite ganz aus Spiegelglas, das Licht ist gedämpft. Um diese Zeit am Abend sind alle Tische besetzt. Die meisten Gäste sind Indianer, die meisten der Frauen tragen den Sari, einige wenige sind durch europäischen Rock, Minirock, als Angloo-Indians ausgewiesen. Fast alle Männer tragen als Zeichen ihrer Männlichkeit den Schnurrbart. Um diese Zeit am Abend sind nur ganz wenige Europäer im Raum.

Das war eben der erste von vermutlich sehr vielen Männern, die mich an diesem Abend ansprechen werden und die zunächst eine Rikscha oder ein Taxi, als nächstes ihren shop, in dem sie die herrlichsten von allen Stoffen haben, und unmittelbar darauf die schönsten Mädchen der ganzen Welt anbieten, deren Qualität manchmal mit seltsamen Kategorien bezeichnet wird.

"English girl" ist schon etwas besonderes, "student girl" ist offenbar noch eine Steigerung. Einmal wurde uns diese Pracht mit dem schmückenden Beiwort "YMCA" angepriesen.

Ich bin inzwischen von der Parkstreet abgebogen und gehe durch eine normale Straße von Calcutta. Es ist hier wesentlich dunkler und heute, am Sonntag, nicht so belebt, wie an den vorausgegangenen Abenden.

Das Klingeln, das man hört, kommt von einem Rikschapuller. Sie haben am Handgelenk eine kleine Glocke, mit der sie einladend auf die Deichsel ihrer Rikscha schlagen. In Calcutta werden die Rikschas nicht, wie in Benares, von Fahrrädern gezogen, sondern unmittelbar von dem Mann selbst, der mit bloßen Füßen über die Straße läuft. Ich habe sehr entschieden vor, diese Art der Beförderung hier in Calcutta nicht zu benutzen.

Ich bin jetzt ein paar hundert Meter weiter die Straße entlang gegangen. Hier sind rechts und links offene Läden, ein kleines Café auf der einen Seite, davor eine von den heiligen Kühen. Ein EBlokal, zur Straße hin ganz offen, man sieht, wie die Speisen, die Teichfladen, zubereitet und dann in der Pfanne gebacken werden; noch ein solches Lokal und eine Reihe von kleinen shops, in denen Zigaretten und Getränke verkauft werden. Das Licht von der Straße ist für viele dieser kleinen Läden die einzige elektrische Beleuchtung, sie helfen sich im übrigen mit Kerzen weiter.

Es ist ein ganz normaler Spaziergang und ein ganz normaler Abend im Februar 1969. Jetzt komme ich an einer Pumpe vorbei, die an der Straße steht, das ist für wer weiß wieviele Menschen der einzige Anschluß an das Wassersystem von Calcutta. Calcutta hat zwei verschiedene Wassersysteme. Das eine pumpt geklärtes, aber nicht wirklich bazillenfrees Wasser in das System für Trink- und Kochwasser. Das andere System pumpt braunes, schmutziges Gangeswasser in die Toilettenanlagen der Häuser. Ich habe oft gesehen, daß die Inder sich auf der Straße mit diesem braunen, schmutzigen und sehr unsauberen Wasser waschen. Aber sie waschen sich. Die einzigen, die offensichtlich ungewaschen und ungekämmt sind, sind die Bettler, von denen es in Calcutta ungefähr 40.000 gibt. Bei diesen Leuten ist es sozusagen ein Teil ihres Berufes, daß sie sich nicht waschen.

Ich bin inzwischen zum anderen Ende der Sudder Street zurückgekehrt und gehe weiter auf dieser Straße, die von einigen Laternen erleuchtet ist. Ich biege von der Straße nach links ab und bewege mich in Richtung zum New Market, diesem großen Einkaufsplatz in der

Mitte von Calcutta. Dies Gebiet ist übrigens für die Stadt-sanierung vorgesehen. Alle Leute sprechen von der Notwendigkeit, hier einmal aufzuräumen und eine neue Struktur zu schaffen, aber keiner weiß, wo man das Geld dafür herbekommen sollte. Der New Market hier in Calcutta, den ich jetzt rechts vor mir habe, ist eine große Hallenanlage, in dem hunderte von kleinen shops untergebracht sind, und zwar nach dem alten Prinzip, daß alle Läden einer bestimmten Branche in ein und derselben Gegend dieser großen Halle untergebracht sind. Der Sinn ist, daß man herumgehen und zwischen den verschiedenen Läden wählen und schließlich auch handeln kann.

Die große Anlage des New Market ist um diese Zeit am Sonntagabend geschlossen, das heißt aber nicht, daß hier das Leben erstorben wäre. Tatsächlich haben sich neben dem New Market eine Menge von anderen Märkten gebildet. Ich gehe jetzt an einer Ladenzeile vorbei, wo man sicher genauso gut alle Dinge des täglichen Bedarfs kaufen kann: Zigaretten, Fleisch, Gemüse, natürlich Reis, Früchte und auch Coca Cola.

Neben den Rikschas gibt es in dieser Gegend als Fortbewegungsmittel eine kleine Anzahl von alten Kutschen. Hier ist Gelegenheit, die Fiakerfahrt, die man in Wien seinerzeit nicht machte, nachzuholen. Ich glaube, daß die müden Gäule den Tag über mehr stehen als laufen, und daß sie nicht aus Übermaß an Arbeit, sondern aus Mangel an Futter so klapperdürre sind.

Sind eigentlich wirklich die Inder faul? Wenn ich sehe, was um diese Zeit am Sonntagabend an Handwerkern bei der Arbeit ist, vor allem Schneider, die die Nadel sausen lassen, kann ich eigentlich dieser Meinung nicht beipflichten. Aber es wird so sein, daß die Beschäftigung, für viele sicher weit mehr als 44 Stunden in der Woche, zum großen Teil ungezielt ist und sich in einem unproduktiven engen Kreise dreht.

Calcutta wird als eine Stadt bezeichnet, die aus unzählig vielen Dörfern besteht. Damit wird ausgedrückt, daß der Effekt der Arbeit nicht wirklich über den engsten Umkreis der Nachbarschaft hinausgeht. Die meisten Leute, die tätig sind um diese Zeit, arbeiten ähnlich wie bei uns die Hausfrau. Es

ist ein System der Dienstleistung alten Stils. Es fehlt dazu in Indien noch weitgehend das Pendant der rationalisierten und sehr produktiven Industriearbeit.

Das Elite Kino vor mir zeigt vorwiegend amerikanische Filme, heute James Stuart und Doris Day und andere in dem Thriller "Der Mann, der zuviel wußte". Die Kinovorstellungen beginnen meistens um 9.00 Uhr abends. Es ist jetzt fast 10.00 Uhr und wäre für einen Besuch zu spät.

Da ist der Lärm einer Auseinandersetzung in der Straße, in die ich jetzt eingebogen bin. Zwei Männer streiten so laut und heftig, wie ich es hier noch nicht gehört habe. Die Inder scheinen sonst eher friedfertig zu sein. Die Gegend, durch die ich jetzt gehe, hat die für Calcutta typische Mischung von großen drei- bis vierstöckigen Häusern, zwischen die sich Häuser von geringerer Höhe geschoben haben. Und an der Straßenseite schließlich ist, bis auf enge Durchlässe, auch die letzte Lücke ausgefüllt mit kleinen einstöckigen Häuschen und Buden. In dieser Gegend, wie in den Straßen, die ich als typisch für Calcutta empfinde, kann man keinerlei Stil oder architektonische Struktur erkennen, alles ist wohl in den letzten Jahrzehnten so ineinander gewachsen, daß keine Gestalt mehr erkennbar ist.

Hier eine Straßenbahnhaltestelle mit vielleicht 100 Leuten, die dort warten. In eine Straßenbahn zu kommen, ist ein ziemliches Kunststück. Über den ganzen Tag hin sind die Straßenbahnen, genau wie die ein- und doppelstöckigen Busse, rappelvoll. Das Zusteigen geht so vor sich, daß man zunächst einmal bis zur nächsten oder übernächsten Haltestelle ein Trittbrett benutzt und dann allmählich hoffen kann, in den Wagen selbst zu kommen. Die doppelstöckigen Busse hängen manchmal so schief auf der Straße, daß man wirklich Angst hat, sie würden im nächsten Augenblick umkippen. Aber mir wird beruhigend versichert, daß das bisher noch nie passiert ist.

Immer wieder geht der Blick rechts und links in enge Seitengässchen, die von der Straße abzweigen; soweit dort Läden oder Cafés sind, sind sie um diese Zeit erleuchtet. Es ist ein buntes und interessantes Bild.

Hier an der Straßenecke bin ich an einer Moschee angekommen. Ich sehe im Hof dieser Moschee Männer, die sich andächtig verneigen und zum Gebet niederknien. Auch dies Gebäude, dessen Fassade einen hübschen Eindruck macht, ist nach außen, zur Straße hin, völlig

durch eine Kette von kleinen shops abgeschirmt, so daß man nur den oberen Teil über die niedrigen Dächer hinweg sehen kann.

Ich bin inzwischen wieder zur Chowringhee zurückgekehrt, ungefähr 3 km weiter unterhalb, und gehe nach rechts, wo eine andere der großen Straßen von dieser Hauptstraße abzweigt. Wie man hören kann, hat der Autoverkehr wieder zugenommen, aber es ist um diese Zeit kein Vergleich mit dem Betrieb, der an einem Alltag hier herrscht. Ich würde sagen, daß das, was sich jetzt auf der Straße abspielt, ungefähr dem Hochbetrieb auf der Hauptstraße einer mittleren deutschen Großstadt gleichkommt.

Ich habe den Stadtplan von Calcutta im einzelnen noch nicht studiert. Was sich als erstes einprägt, ist die langgestreckte, der Gestalt einer Flasche nicht unähnliche Form, mit der diese Stadt und der Metropolitan-District von Calcutta sich den Hoogly entlang bis schließlich zum Meer erstreckt. Das sind von hier aus 120 Meilen, wie mir gesagt wurde. Irgendwo hier in der Nähe des Bodens dieser Flasche - um im Bild zu bleiben - befindet sich das ausgedehnte Zentrum von Calcutta, an dessen Rand ich jetzt herum wandere.

Das Zentrum von Calcutta mit den großen Banken, den Verwaltungsgebäuden, den Gebäuden der Regierung von Bengalen, die noch aus der englischen Zeit stammen, der Hauptpost und den großen Hotels dürfte ungefähr 10 bis 15 qkm umfassen. Drum herum ist dann alles das Gewucher der in den letzten Jahrzehnten hinzugewachsenen Stadtbezirke. Ich habe es bisher immer so erlebt, daß man ungefähr eine 3/4 Stunde mit dem Auto brauchte, bis man den Eindruck hatte, aus der Stadt herauszukommen.

Hier steht ein blinder Mann an der Straße und bittet, hier liegen unmittelbar an der Mauer des Hauses zwei dunkle Bündel, Menschen, die unter Lumpen versteckt schlafen, hier wieder solch ein Nachtlager; zwei Menschen schlafen da; hier sitzen zwei mit einem kleinen Hund dabei und drei Meter weiter schläft ein alter Mann; hier eine ganze Familie, die mit ein paar Töpfen sich etwas zu essen gemacht hat. Man braucht nicht viele Schritte zu machen, um einen von den Obdachlosen in Calcutta anzutreffen.

Die nüchterne Erklärung heißt, daß die Großstadt ihre eigene Anziehungskraft entwickelt und viel mehr Menschen anzieht, als die Zahl der Wohnungen, oder, um im richtigen Maßstab zu bleiben, der verfügbaren Zimmer oder Räume erlaubt, in denen jeweils eine Familie unterkommen kann.

Indem ich von der größeren Straße abgebogen bin, habe ich wieder das Gefühl, in das Zentrum einer kleineren Nachbarschaft hineinzukommen; rechts und links tut sich wieder eine Menge von shops, von kleinen Läden auf; um diese Zeit sind es natürlich vor allem Läden, die Eßwaren verkaufen. Ich sah eben rechts neben mir an der Straße auf ein paar Lumpen einen alten Mann und eine alte Frau schlafen; ein Ehepaar, deren Gesicht im Schlaf den Ausdruck des Friedens zeigt, um den wir uns über den wachen Tag hin oft so vergeblich bemühen. Vielleicht hört man auf dem Tonband auch die Musik, die in dieser Straße ist. Sie kommt aus einem Restaurant, an dem ich eben vorbeigegangen bin; einem neueren Gebäude zwischen diesen vielen alten, kleinen und elenden Hütten. Aber es überwiegt die alte Struktur. Dabei habe ich nicht den Eindruck, mich in einem Gebiet zu bewegen, das man einfach als Slum bezeichnen könnte.

Wir waren heute nachmittag am ganz anderen Ende der Chowringhee, bei dem Kalitempel, wo eines der Bustegebiete von Calcutta ist. Zum ersten Male habe ich erlebt, daß wir mit Feindseligkeit von den Bewohnern betrachtet wurden. Vielleicht sind sie gereizt durch das Kommen und Gehen der Touristen, die den Kalitempel besuchen und oft hochnäsig auftreten.

Wieder bin ich zu einer der größeren Straßen gekommen; ich wende mich nach links; jede Straßenecke oder Kreuzung scheint der geeignete Platz für einen kleinen Markt zu sein. Viel wird an diesen Stellen verkauft. Auch hier ist jetzt zu meiner Linken der Bürgersteig belegt mit vielen Menschen, die sich gerade eben zur Ruhe begeben. Drei Männer mit einem Kind, drei andere junge Männer; Calcutta ist eine Stadt mit einem gewaltigen Überhang an männlicher Bevölkerung. Es sind zum großen Teil junge Leute, die irgendwoher vom Lande kommen auf der Suche nach Arbeit; die hier allein auf sich gestellt leben, die mindestens aus ihrer herkömmlichen Tradition und Lebensordnung herausgerissen sind, keine Frau haben und kaum eine Aussicht, eine Familie gründen zu können.

Dieser Lärm da kommt von einem der Busse, der gerade an mir vorbeigefahren ist. Ein primitives, rotes Gebäude, ganz nach links

überhängend, weil zehn oder fünfzehn Leute seine Trittbretter bevölkern.

Ich bin jetzt ein bißchen unsicher, wieweit ich mich um diese Zeit mit dem wertvollen Tonbandgerät in der Hand von den Hauptstraßen wegbewegen soll. Man muß hier versuchen, die richtige Mischung von Vorsicht und Vertrauen herauszufinden, mit der man sich als unerfahrener Ausländer in dieser Stadt bewegen kann.

Hier an der Abzweigung von der Hauptstraße ein kleines Tempelchen, um einen Baum herum aus Holz und Blech errichtet. Ich sehe, daß in schlichten Schreinen viele Götterabbildungen, kleine Figuren, aufgestellt sind; ich erkenne die Figur des Elefanten, des Stiers und den affenförmigen Gott. Der Schmuck sind gelbe und orangene Blumen, Tagetes, die hier sehr oft bei den Tempeln verwendet werden. Ein einzelner Mann steht in schlichter Andacht vor dem Tempel und verrichtet sein Gebet; seine Frau sitzt im Hintergrund und wartet, bis er zu Ende ist; dann verbeugen sich beide tief, berühren den Erdboden und gehen fort. Ein junger Mann, der eine Trommel vor sich liegen hat, vielleicht der Priester dieses Tempels, sitzt gelassen und etwas gelangweilt an der Seite. Von der Decke des Tempelchens hängen zwei kleine Glöckchen herab. Sie werden angeschlagen, bevor man zu beten beginnt. Die symbolische Bedeutung ist, daß der Klang der Glocke sich vermischen soll mit dem harmonischen Klang des Weltganzen. Aber so, wie diese Glöckchen geläutet werden, glaube ich eher, daß die Leute meinen, damit die Aufmerksamkeit der angerufenen Götter zu erreichen. Zwei andere ältere Männer sind jetzt hinzugekommen; sie sitzen zusammen mit dem Jüngeren an der Seite des Tempels auf dem Podest mit untergeschlagenen Beinen und beginnen ein angeregtes Gespräch, das sich meinem Eindruck nach nicht unmittelbar mit religiösen Fragen beschäftigt.

Ich bin jetzt vielleicht zehn Minuten gegangen von jenem Zentrum mit Läden und kleinen Handwerksbetrieben. Hier ist schon das nächste: die Schneider, anscheinend die fleißigsten Leute in ganz Calcutta, sind auch hier noch an der Arbeit. In den zur Straße hin offenen Eßlokalen werden noch immer die Gäste

bedient. So reiht sich in dieser großen Stadt Dorf an Dorf. Hier sind die Straßen sehr schmutzig. Wie steht es überhaupt mit der Müllabfuhr in Calcutta? Vieles wird sicherlich von Kühen, von Hunden und Ziegen verzehrt, aber nicht alles kann auf diese Weise vertilgt werden. Manchmal meint man, hier gefährlich zu leben, wenn vor oder hinter einem die kleinen Tongefäße, aus denen der Tee getrunken wird, aus dem Fenster auf die Straße fliegen. Ja, hier in dieser Straße ist es wirklich schmutzig. Die shopkeeper tun nicht mehr, als den Platz ganz unmittelbar vor ihrem Geschäft sauber zu halten. Überreste von Papier, halbverfaulte Früchte, liegen am Rand der Straße, mitten dazwischen sind die Wasserstellen. Hier zu meiner Linken wäscht sich gerade ein alter Mann mit einer Brille; vor mir besteigen zwei Jünglinge das kleine Motorrad, dessen stolze und sicher glückliche Besitzer sie sind und sausen mit großem Schwung davon.

Hier ist ein Kino an der Straße. Es läuft ein indischer Film. Rufe kommen von den Händlern, die während der Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil des Films versuchen, Tee, Nüsse, Früchte an den Mann zu bringen. Es ist hier üblich, daß während der Kinovorstellung eine Pause gemacht wird. Das Geld reicht, scheint's, in jedem Fall für eine kleine Tonschale voll Tee. Die Leute, die hier an der Straße leben, haben oft kleine Öfen, einen Zinkeimer, der mit einem Zement Einsatz ausgefüllt ist, darin brennt ein Kohlenfeuer, und man bereitet auf diese Weise an der Straße sein Essen.

Hier ist linker Hand eine Kirche, eine ziemlich große Kirche, deren Schiff gerade frisch geweißt wird. Ich kann nicht erkennen, zu welcher der christlichen Denominationen diese Kirche gehört. Die Mauer, die das Kirchengrundstück zur Straße hin abgrenzt, ist mit einem wunderschönen großen Zeichen von Hammer und Sichel verziert. Aber das ist vermutlich doch Zufall, denn noch sind alle freien Flächen, sind alle Häuser, sind alle Laternenmasten, sind zum großen Teil leider auch die Namensschilder der Straßen mit Wahlparolen und Wahlplakaten geschmückt. Aber man kann sicher sein, daß der nächste große Regen im kommenden Juni oder Juli alle diese Spuren politischer Aktivität wieder wegwaschen wird. Es ist jetzt kurz vor 23.00 Uhr, und die Stadt begibt sich allmählich zur Ruhe. Die letzten Handwerker beenden ihre Arbeit. Eins nach dem andern werden die Geschäfte geschlossen. Es kommen die

Katzen, von denen man bei Tag nicht so viele sieht in Calcutta, aus den Ecken hervor. Sie wissen, daß die Hunde um diese Zeit meist schlafen.

Hier ist noch einmal ein bißchen Musik an der Straße. Ich kann noch nicht erkennen, woher die Musik kommt, ob sie unmittelbar von Sängern produziert wird oder von einer Platte. Aber hier ist der Eingang zu einer Moschee; das Zeichen von Halbmond und Stern ist am Tor zu erkennen, mit bunten Glühlampen und Blumen verziert; es scheint, daß um diese Zeit in der Moschee hier ein islamischer Gottesdienst stattfindet. Jetzt ist der Gesang zu Ende, und man hört die Stimme eines Sprechers. Es hört sich so an, als wenn mit sehr schnellem Zungenschlag aus einer heiligen Schrift vorgelesen wird.

Bis hierhin der Bericht von dem Rundgang mit dem Tonbandgerät. Es war inzwischen 23.15 Uhr geworden. Die Straßen waren sehr leer, und ein freundlicher Inder, den ich an der Moschee getroffen hatte und der ein Stück mit mir ging, bis zu seinem eigenen Haus, riet mir dann sehr dringend, jetzt ein Taxi zu nehmen und nach Hause zu fahren. Calcutta sei eine zu gefährliche Stadt, sagte er. Ich war inzwischen auch müde genug, fand schließlich ein Taxi, das mich nach Hause brachte, und trank dann erst einmal ein paar Gläser kaltes Wasser.

24. Februar 1969 Ich war heute morgen bei Dr. Papsch, dem deutschen Konsul, der sich, wie mir gesagt wurde, ebenfalls dafür interessiert, über unser Calcuttaprojekt zu hören. Ich schilderte ihm in groben Zügen - mehr ist ja bisher auch noch nicht möglich - das Vorhaben, und er meinte, man sollte versuchen, auch solche indische Institutionen, wie die hinduistische Rama Krishna Mission, die ebenfalls eine Sozialarbeit in der Stadt betreibt, für das Unternehmen zu gewinnen. Er war allerdings etwas zweifelhaft, ob im Zeichen der neuen Volksfront-Regierung freie Bahn für ein wirklich großes kirchliches Arbeitsvorhaben neuer Art in Calcutta gegeben sein würde. Auch er ist der Meinung, daß die neue Regierung einige gute Chancen hat, fürchtet allerdings, daß schon bald Uneinig-

keit zwischen den verschiedenen Koalitionspartnern aufbrechen wird, vor allem wenn die Kommunisten versuchen sollten, die jetzige Chance dazu zu nutzen, um nach den nächsten Wahlen ganz allein die Regierung zu bilden. Dies würde, wie er sagte, mit Sicherheit auch von der Zentralregierung in Delhi mit allen Mitteln hintertrieben werden.

28. Februar 1969 Ich gebe im folgenden den Bericht wieder, den eine der Gruppen über ihr Field Work in zwei Stadtvierteln von Durgapur durchgeführt hat. Es handelt sich im ersten Fall um die MAMC-Kolonie, eine Siedlung, die von einem der staatlichen Betriebe gebaut wurde, im anderen Fall um die AVB-Kolonie; diese Firma ist in Privatbesitz. Zuerst der Bericht über die MAMC-Kolonie:

Das Gebiet der Kolonie umfaßt zwischen acht und zehn Quadratmeilen. In der Siedlung befinden sich ungefähr 3.300 Wohnungen. Sie ist in zwei Sektoren gegliedert. Von diesen Wohnungen ist ein guter Teil von MAMC vermietet an Angehörige der Armee und an Belegschaftsmitglieder einiger anderer Fabriken in Durgapur. Die Kolonie macht den Eindruck, daß sie gut geplant, aber schlecht instand ist. Ein Gefühl für Ästhetik scheint in ihr gänzlich zu fehlen. Obwohl zu vielen der Häuser ein kleines Stück Land gehört, findet man keine Gartenanlagen. "Wir haben kein Wasser" oder "Wer kann so etwas hier schon unterhalten", waren die Antworten und Gründe, die vier oder fünf Bewohner der Kolonie angaben. Das Äußere der Häuser macht den Eindruck schlechter Pflege und Verwaltung. In der Siedlung selbst ist kein Markt vorgesehen, aber in dem angrenzenden Dorf gibt es einen kleinen Markt, wo die Dinge des täglichen Bedarfs gekauft werden können. Die Kolonie hat nur wenige Verkehrsgelegenheiten, wie etwa Taxistände. Aber es gibt eine Station von Buslinie Nr. 8, die durch die Stadt Durgapur geht. Ein Angebot der Freizeitgestaltung wird bereitgestellt durch zwei Clubs; einen für leitende Angestellte, einen anderen Club für Arbeiter. Wir trafen nur einen einzigen Kinderspielplatz an, und dieser war in einem schlechten Zustand. In der Siedlung gibt es kein Kino.

Die Bewohner der Siedlung Die Bevölkerung in der Siedlung ist ge-

mischt. Die Leute kommen aus verschiedenen Teilen Indiens. Das Zusammenleben ist im ganzen friedlich, vielleicht mehr wegen des Fehlens von Berührungspunkten und Begegnungen als wegen positiver Beziehungen zwischen den Menschen. Ein indischer Ingenieur sagte, daß die Beziehungen zwischen den ausländischen Ingenieuren und den indischen Ingenieuren außerordentlich kalt und reserviert seien.

Slums Um den Betrieb herum und um die MAMC-Kolonie gibt es einige Slums, in denen hinsichtlich Hygiene, sanitärer Anlagen und menschlicher Beziehungen augenscheinlich wenig Interesse besteht. Die meisten der Slum-Bewohner sind von außerhalb zugezogen. Sie sind Gelegenheitsarbeiter, die zwei bis drei Rupies (DM 1,-- bis 1,50) täglich verdienen. Die Kinder dieser Slumbewohner waren schrecklich vernachlässigt, und ihre Eltern scheinen nicht besonders daran interessiert zu sein, ihnen wenigstens ein bißchen Erziehung zukommen zu lassen. Diese Slums bieten den Bewohnern der Siedlung eine gute Gelegenheit, Sozialhilfe zu leisten; aber leider scheint nichts zu geschehen, außer einigen Besuchen im Monat, welche die Mitarbeiter des Carmel-Konvent in den Slums durchführen. Der Carmel-Konvent ist eine Schule, die von katholischen Nonnen geleitet wird.

Medizinische Einrichtungen MAMC hat sein eigenes Krankenhaus, in dem ungefähr 250 Betten sind. Das Krankenhaus hat einen Stab von 12 Ärzten, 4 weibliche und 8 männliche. Es bietet kostenlose Behandlung für die Angestellten von MAMC, deren Frauen, Eltern und Kindern. Alle anderen Patienten müssen für die ärztliche Behandlung in diesem Krankenhaus bezahlen. Das Krankenhaus enthält die verschiedenen Abteilungen, die zu einem ordentlichen medizinischen Institut gehören; sie sind in kleinen Gebäuden untergebracht. Seltsam und gefährlich erschien, daß die Isolierstation sehr nahe bei den anderen Stationen lag.

Ein Krankenhaus ist allemal ein großer Segen für eine Siedlung, aber man muß natürlich auch fragen, was die Bewohner von ihrem Krankenhaus halten. Die Einstellung der Bevölkerung zu ihrem

Krankenhaus drückt sich wohl sehr deutlich im folgenden aus: Die Frau des Mannes, der den Ambulanzwagen dieses Hospitals fährt, hat ihr Kind zu einem privaten Arzt gebracht, weil sie kein Vertrauen in das MAMC-Hospital setzt, obwohl sie so für die ärztliche Behandlung bezahlen mußte, die sie im MAMC-Hospital umsonst haben konnte. Die Leute scheinen überhaupt kein Vertrauen in das Hospital zu setzen, und zwei Gründe hierfür konnten ermittelt werden. Der Ärztstab des Hospitals ist jung und unerfahren, das Hospital ist hinsichtlich der Ausstattung mit medizinischen Geräten sehr schlecht dran. Es gab Wohnungen für die Krankenschwestern des Hospitals, aber für die unverheirateten Krankenschwestern gab es kein Wohnheim, sondern auch sie wohnten in normalen Wohnungen, wie ihre verheirateten Kolleginnen und mußten demzufolge selbst kochen. Die Folge davon ist, daß sie wenig Zeit für social life haben. Ihre meiste Zeit bringen sie entweder im Dienst oder am Kochtopf zu. Neben diesem Krankenhaus gibt es in dieser Siedlung noch eine sehr kleine ärztliche Station, die von der Regierung unterhalten wird.

Schulen Es gibt in der MAMC-Kolonie drei Grundschulen (primary-schools). In zweien wird in Bengali, in einer in Hindi unterrichtet. Eine weitere Schule wird zur Oberschule (high-school) ausgebaut, Klasse nach Klasse in der Abfolge der Jahrgänge. In diesen Schulen ist die Erziehung kostenlos. Mittagessen für die Schüler ist nicht vorgesehen. Das Land und die Gebäude für diese drei Schulen sind von MAMC zur Verfügung gestellt worden. Weiter gibt es eine Schule, in der in Englisch unterrichtet wird. Es ist die oben erwähnte Schule, die von den katholischen Karmeliterinnen geleitet wird. In dieser Schule muß Schulgeld bezahlt werden. Die Direktorin sagt, daß die Eltern sehr kooperativ seien und kein Problem sähen, Schulgeld zu bezahlen. Eltern, die damit Schwierigkeiten hätten, bekämen Ermäßigung, und eine Reihe von Kindern würden ohne Schulgeld unterrichtet. Diese katholischen Schwestern haben vor, in Zukunft auch eine Schule mit der Sprache Bengali zu eröffnen, in der kein Schulgeld bezahlt werden muß. In den Schulen, die von der Regierung unterhalten werden, ist Religionsunterricht oder moralische Unterweisung nicht vorgesehen. In der Karmel-Konvent-Schule bekommen die katholischen Kinder Religionsunterricht und die anderen Unterweisung in Ethik. Es gibt in der Siedlung keinerlei Sonntagsschule

(sunday-school) für die Angehörigen irgendeiner christlichen Denomination.

Gottesdienstgelegenheiten Für die Hindus gibt es einen kleinen Tempel in dem Dorf neben der Kolonie und einen Kalitempel in der Siedlung selbst. Es wurde gesagt, daß diese beiden Tempel ausreichend seien, um die religiösen Bedürfnisse der Hindubevölkerung in dieser Siedlung zu erfüllen. Für die Christen werden sonntägliche Gottesdienste in Privatwohnungen gehalten. Für die Katholiken finden Gottesdienste in der Kapelle des Karmel-Konvents statt. Es gibt in der Siedlung keine christliche Kapelle oder Kirche. Ein Inspektor von MAMC, der Mitglied einer christlichen Kirche ist, sagte, es würden mehr Christen zu den Gottesdiensten kommen, wenn es einen Platz für den Gottesdienst gäbe. "Wenn die Hindus ihren Tempel haben, warum können die Christen keine Kirche haben?" Dies war seine Frage, eine Frage, die bezeichnend ist und eine Menge zu denken gibt. In der Zeit der frühen Kirche waren die Christen zufrieden mit Hausgottesdiensten, die moderne liturgische Bewegung ermutigt desgleichen zu Hausgottesdiensten, um die Beziehung zwischen Religion und täglichem Leben deutlicher herauszustellen. Wochengottesdienste werden in Häusern abgehalten. Aber dieser Inspektor, ein Christ, hat das Gefühl, daß ein spezieller Platz für den Gottesdienst erforderlich ist.

Ist dies vielleicht ein Zeichen dafür, daß wir die christliche Lehre vom Gottesdienst dahingehend vertiefen müssen, daß ein Tempel nicht mehr nötig oder wichtig ist, sondern wichtig einzig unser Gottesdienst in Geist und Wahrheit? Offen ist auch die Frage, wenn Gottesdienstplätze nötig sind, welches ihre Funktion in einer Industriegesellschaft eigentlich ist.

Die Arbeiter und Angestellten Die Bewohner der MAMC-Kolonie sind mit dem Leben in der Siedlung ganz zufrieden, aber absolut unzufrieden mit ihrem Betrieb. Was sie bedrückt, ist nicht so sehr ihr Widerstreben gegen den Betrieb, sondern ein Gefühl

Krankenhaus drückt sich wohl sehr deutlich im folgenden aus: Die Frau des Mannes, der den Ambulanzwagen dieses Hospitals fährt, hat ihr Kind zu einem privaten Arzt gebracht, weil sie kein Vertrauen in das MAMC-Hospital setzt, obwohl sie so für die ärztliche Behandlung bezahlen mußte, die sie im MAMC-Hospital umsonst haben konnte. Die Leute scheinen überhaupt kein Vertrauen in das Hospital zu setzen, und zwei Gründe hierfür konnten ermittelt werden. Der Ärztstab des Hospitals ist jung und unerfahren, das Hospital ist hinsichtlich der Ausstattung mit medizinischen Geräten sehr schlecht dran. Es gab Wohnungen für die Krankenschwestern des Hospitals, aber für die unverheirateten Krankenschwestern gab es kein Wohnheim, sondern auch sie wohnten in normalen Wohnungen, wie ihre verheirateten Kolleginnen und mußten demzufolge selbst kochen. Die Folge davon ist, daß sie wenig Zeit für social life haben. Ihre meiste Zeit bringen sie entweder im Dienst oder am Kochtopf zu. Neben diesem Krankenhaus gibt es in dieser Siedlung noch eine sehr kleine ärztliche Station, die von der Regierung unterhalten wird.

Schulen Es gibt in der MAMC-Kolonie drei Grundschulen (primary-schools). In zweien wird in Bengali, in einer in Hindi unterrichtet. Eine weitere Schule wird zur Oberschule (high-school) ausgebaut, Klasse nach Klasse in der Abfolge der Jahrgänge. In diesen Schulen ist die Erziehung kostenlos. Mittagessen für die Schüler ist nicht vorgesehen. Das Land und die Gebäude für diese drei Schulen sind von MAMC zur Verfügung gestellt worden. Weiter gibt es eine Schule, in der in Englisch unterrichtet wird. Es ist die oben erwähnte Schule, die von den katholischen Karmeliterinnen geleitet wird. In dieser Schule muß Schulgeld bezahlt werden. Die Direktorin sagt, daß die Eltern sehr kooperativ seien und kein Problem sähen, Schulgeld zu bezahlen. Eltern, die damit Schwierigkeiten hätten, bekämen Ermäßigung, und eine Reihe von Kindern würden ohne Schulgeld unterrichtet. Diese katholischen Schwestern haben vor, in Zukunft auch eine Schule mit der Sprache Bengali zu eröffnen, in der kein Schulgeld bezahlt werden muß. In den Schulen, die von der Regierung unterhalten werden, ist Religionsunterricht oder moralische Unterweisung nicht vorgesehen. In der Karmel-Konvent-Schule bekommen die katholischen Kinder Religionsunterricht und die anderen Unterweisung in Ethik. Es gibt in der Siedlung keinerlei Sonntagsschule

(sunday-school) für die Angehörigen irgendeiner christlichen Denomination.

Gottesdienstgelegenheiten Für die Hindus gibt es einen kleinen Tempel in dem Dorf neben der Kolonie und einen Kalitempel in der Siedlung selbst. Es wurde gesagt, daß diese beiden Tempel ausreichend seien, um die religiösen Bedürfnisse der Hindubevölkerung in dieser Siedlung zu erfüllen. Für die Christen werden sonntägliche Gottesdienste in Privatwohnungen gehalten. Für die Katholiken finden Gottesdienste in der Kapelle des Karmel-Konvents statt. Es gibt in der Siedlung keine christliche Kapelle oder Kirche. Ein Inspektor von MAMC, der Mitglied einer christlichen Kirche ist, sagte, es würden mehr Christen zu den Gottesdiensten kommen, wenn es einen Platz für den Gottesdienst gäbe. "Wenn die Hindus ihren Tempel haben, warum können die Christen keine Kirche haben?" Dies war seine Frage, eine Frage, die bezeichnend ist und eine Menge zu denken gibt. In der Zeit der frühen Kirche waren die Christen zufrieden mit Hausgottesdiensten, die moderne liturgische Bewegung ermutigt desgleichen zu Hausgottesdiensten, um die Beziehung zwischen Religion und täglichem Leben deutlicher herauszustellen. Wochengottesdienste werden in Häusern abgehalten. Aber dieser Inspektor, ein Christ, hat das Gefühl, daß ein spezieller Platz für den Gottesdienst erforderlich ist.

Ist dies vielleicht ein Zeichen dafür, daß wir die christliche Lehre vom Gottesdienst dahingehend vertiefen müssen, daß ein Tempel nicht mehr nötig oder wichtig ist, sondern wichtig einzig unser Gottesdienst in Geist und Wahrheit? Offen ist auch die Frage, wenn Gottesdienstplätze nötig sind, welches ihre Funktion in einer Industriegesellschaft eigentlich ist.

Die Arbeiter und Angestellten Die Bewohner der MAMC-Kolonie sind mit dem Leben in der Siedlung ganz zufrieden, aber absolut unzufrieden mit ihrem Betrieb. Was sie bedrückt, ist nicht so sehr ihr Widerstreben gegen den Betrieb, sondern ein Gefühl

der Frustration. Manche haben seit sieben Jahren in MAMC gearbeitet und noch nicht eine einzige Lohnerhöhung erhalten. Diese Frustration bringt manchen dazu, sogar nach vielen Jahren der Tätigkeit in MAMC sich jetzt nach einem Job anderswo umzusehen. Andere, die ihren Arbeitsplatz anderswo aufgegeben hatten und mit der Hoffnung auf bessere Zukunftsaussichten zu MAMC gekommen waren, sind bitter enttäuscht.

Die Einstellung der Leute gegenüber der christlichen Kirche war im ganzen positiv. Sie äußerten sich sehr zufrieden über die Erziehungsarbeit der Kirche mit den Schulkindern, aber sie erwarten, daß die christlichen Kirchen eine gleiche Aktivität hinsichtlich der Bildung der Arbeiter in Gang setzen.

Einige Vorschläge für die MAMC-Kolonie betreffen 1. das soziale Leben in der Kolonie zwischen den verschiedenen Teilen der Siedlung. Es sollten Versuche unternommen werden, ein besseres Verständnis für die MAMC-Fabrik zu erwecken; 2. mehr Sozialhilfeprogramme, vor allen Dingen für die vielen Slumgebiete um die Siedlung herum; 3. Religionsunterricht für die Kinder christlicher Familien.

Es folgt der Bericht über die AVB-Kolonie: Die AVB-Kolonie kann insgesamt beschrieben werden als eine kleine, freundliche, dicht bebaute und gut instandgehaltene Siedlung. Sie besteht aus ungefähr 1.200 Häusern, zwei Wohnheimen für Lehrlinge, einem Medical-Centre, einem Club, der sowohl für Manager als für Arbeiter gedacht ist, einem Spielplatz und einem Markt mit einem kleinen Einkaufszentrum. Die Siedlung ist sehr freundlich und sehr sauber. Ein Gefühl für Ästhetik drückt sich sehr deutlich aus in dem Bild, das die Siedlung mit ihren Gärten und mit ihrer Sauberkeit bietet. Markt- und Einkaufszentrum scheinen die Bedürfnisse der Bewohner zu erfüllen; weil die Siedlung klein ist, ist das Verkehrsproblem innerhalb ihrer nicht besonders dringlich. Die Freizeiteinrichtungen, die, wie gesagt, aus einem einzigen Club für Arbeiter und leitende Angestellte bestehen, scheinen ihre Aufgabe insofern nicht voll zu erfüllen, als zeitweise, wie uns gesagt wurde, die beiden Gruppen nicht bereit sind, etwas miteinander zu tun zu haben.

Slums Es scheint so, als wenn sich ein kleines Slumgebiet am Außenrand der Siedlung entwickelt. Und wenn nichts vonseiten der Behörde getan wird, besteht die Möglichkeit, daß dieses Slumgebiet sich mehr und mehr ausdehnt. Das mag zu Schwierigkeiten führen.

Die Bewohner der Siedlung Die Bevölkerung ist auch in dieser Siedlung gemischt, und es bestehen wenig Kontakte zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Dies erklärt wohl, daß es in der Siedlung im ganzen sehr ruhig zugeht. Die unterschiedlichen Sprachen scheinen einen der Hauptgründe für die wenigen Beziehungen innerhalb der Siedlung zu sein.

Ärztliche Versorgung Ein medical-centre besteht für die Bevölkerung. Die Arbeiter haben den Eindruck, daß sie hier oft vernachlässigt werden.

Schulen Es gibt zwei Schulen in der Siedlung, eine von ihnen gibt Unterricht in Englisch. Sie wird von Jesuiten geleitet. Zu dieser Schule kommen auch Kinder von anderen Siedlungen. In der anderen Schule wird in Bengali unterrichtet.

Die Arbeit Im allgemeinen fühlen sich alle Arbeiter wohl und glücklich mit dem Betrieb und der AVB-Kolonie. Ein Arbeiter sagte im Interview, daß die Gewerkschaften ihre Aufgabe nicht erfüllen, zumal im Betrieb zwei Gewerkschaften vorhanden sind, die nicht an den Arbeitern, sondern nur an Parteipolitik interessiert seien. Andere Arbeiter brachten zum Ausdruck, daß die Gewerkschaft unbedingt nötig sei. Sie nannten als Grund, daß sie vor dem Management Furcht haben müßten und im Fall von Schwierigkeiten die Gewerkschaft ihnen helfen würde.

Ein Einzelinterview Besonders interessant war das Interview mit dem Direktor des Trainingszentrums. Nach seiner Meinung sind folgende Gründe für die gegenwärtige Misere in Indien zu nennen: Die nationale Planungskommission arbeitet nicht effek-

tiv, es fehlt ein nüchternes Denken, und es fehlt an Führung; die Universitätsstudenten bekommen eine planlose Unterweisung und werden für ihr Studium nicht genug beraten. Weiter nannte er die Verquickung zwischen Politik und Gewerkschaft.

Gottesdienstgelegenheit Abgesehen von der Kapelle in St. Xavier's High school für die Katholiken gibt es in der Siedlung keine Gottesdienstgelegenheit.

Vorschläge Gottesdienstgelegenheit innerhalb der Siedlung zu schaffen. Anstrengungen, um die verschiedenen Gruppen zueinander zu bringen. Weiter muß einiges an sozialen Hilfsmaßnahmen eingeleitet werden.

So weit also der Bericht über die beiden town-ships in Durgapur, die zu den Betrieben MAMC (staatlich) und AVB (privat) gehören. Der große Unterschied zwischen diesen beiden Siedlungen ist in dem Bericht wohl deutlich genug herausgearbeitet. Zur Erklärung für das besonders schlechte Klima, das in der MAMC-Kolonie herrscht, ist vielleicht noch zu sagen, daß der Betrieb seit langem mit sehr großen jährlichen Verlusten arbeitet, daß es ständig an Aufträgen fehlt und die Leute oft unbeschäftigt sind. Das alles hat zu einer Demoralisierung beider Gruppen, des Managements und der Arbeiter geführt.

Wir hatten neben diesem einen Bericht noch vier weitere; offensichtlich haben unsere Studenten diesen Teil ihrer Aufgabe in diesem Drei-Monats-Kurs mit großer Energie angepackt. Alle diese fünf Berichte ergaben ein sehr plastisches Bild von der sozialen Struktur des betreffenden Stadtteils. Ich bin sicher, daß mancher durch diese Übung angeregt worden ist, nun auch einmal den Bereich, in dem er als Ortspfarrer selbst tätig ist, in ähnlicher Weise ins Auge zu fassen.

Wenn man diese Berichte hört, ist man manchmal sehr überrascht. Eine der Siedlungen, die ich nach meiner flüchtigen Kenntnis für sehr schlecht gehalten hatte, wird dargestellt als ein Platz, an dem sehr viele freiwillige Organisationen tätig sind und in dem ein reges Gemeinschaftsleben herrscht. In diesem Fall hatte mich der äußere Anschein getäuscht.

Verblüffend zu hören war, daß in der Siedlung, in der die Lebensverhältnisse vielleicht am schlechtesten sind, trotzdem keine auffallende Unzufriedenheit herrscht. Die Leute, die hier wohnen, Angehörige der tribes, sind aus einer noch viel ärmlischeren Umgebung hierher nach Durgapur gekommen und sind froh, daß sie wenigstens einen Arbeitsplatz als Hilfsarbeiter haben, auch wenn sie dabei durchschnittlich nur 130 Rupies im Monat verdienen.

Inzwischen war Geburtstag. Das gemeinsame Essen begann um 20.00 Uhr, es gab ein von Mina Roberts, der Hindufräulein, zusammengestelltes Menu: mehr Fleisch als sonst, besonderen Salat, eine spezielle zubereitete Reismahlzeit, wirklich sehr delikat. Alles außer dem Reis war über-gewürzt, für die students ein Labsal und also genau das richtige: daß die Gäste sich delectieren, nicht der Gastgeber. Hinterher indischen Pudding, d. h. kondensierte, mit einem Aroma versehene Milch, sehr süß wie alle indischen "sweets", dazu orangefarbene Beeren von einem Strauch oder Baum, noch süßer.

Nach dem Essen versammelte sich alles im Auditorium, ich las ein paar Gedichte vor, die ich auf das ESII, die Studenten usw. gemacht hatte, dann wurde ich mit einer Glück- und Willkomm-Girlande geschmückt, aus stark duftenden Sandelholzspänen und Blumen gemacht, und ich bekam erst ein ganz kleines Portemonnaie ("für die Tochter") und dann ein größeres ("for your wife") und ein Zigarettenetui und einen Blumenstrauß, der jetzt vor mir in einem Glas steht. Dann gab es Spiele und Singen bis 22.00 Uhr, anschließend eine Tasse Kaffee, ein Schlußgebet, und das wars. (Brief vom 28. 2.)

Ich schließe hiermit den Teil meiner Berichterstattung ab, der sich mit Durgapur und Calcutta beschäftigt. Es ist zugleich das letzte Tonband, das ich hier habe und noch rechtzeitig nach Deutschland senden kann. Morgen früh starte ich zu einer größeren Reise, die mich zunächst nach Rourkela, dann nach Ranchi führen wird. Ich habe dann in der kommenden Woche einen Tag Aufenthalt in Calcutta und starte dann nach Madras, gehe weiter nach Bangalore und von dort nach Coimba-

tore, dann nach Bombay und schließlich für vier Tage nach Delhi. Die Eindrücke von diesen Orten werde ich in schriftlicher Notiz festhalten und diesem Teil meines Reports anfügen.

(nach Notizen geschrieben am 22. und 23. 3. 1969 in Durgapur:)

1. März

Ich habe diesen Tag in Calcutta verbracht, mit Briefschreiben und Buchen von Flugtickets beschäftigt.

Ich weiß nicht, ob man überall soviel Zeit braucht, um ein paar Flüge richtig hintereinanderzubringen. Hier in Indien kostet mich das viele Stunden, weil immer wieder Korrekturen nötig sind, bis alles in Ordnung ist.

Die Verwirrung ist zum Teil dadurch entstanden, daß ich meine Reiseroute von Südindien Richtung Delhi selbst etwas änderte: nicht über Nagpur, sondern über Bombay nach Norden. Ein lustiges Spiel ist auch die Berechnung des Flugpreises unter Berücksichtigung dieser Korrekturen: heute bekomme ich einen refunds von 20 Dollar zugesagt, morgen wird festgestellt, daß ich 250 Rps zuzuzahlen habe. Dann wurde, als "Vereinfachung" vorgeschlagen, ich sollte ein Stück der neuen Route als Direktflug buchen und bezahlen - was ich auch tat: 517 Rps - und dafür später für die nichtgeflogene Route in Deutschland refunds bekommen. Später wurde gesagt, daß diese Rechnung die gesamte mileage stören, ein notwendiges Stück aus der Kette herausbrechen und mir für den geringen Vorteil eines refunds von 20 Dollar den großen Nachteil einer Neuberechnung der gesamten Buchung einbringen würde, auf Deutsch, eine erhebliche Nachzahlung.

Ich kann das alles natürlich nicht kontrollieren. Im ersten Moment ist man bereit zu akzeptieren, daß die Dinge wirklich so kompliziert sind. Dann dämmert einem allmählich, daß dies Hin und Her unmöglich der notwendige und natürliche Gang der Dinge sein kann. Zum Schluß ist man alleingelassen mit der Frage, ob man Unfähigkeit oder Unredlichkeit dieser Leute annehmen soll. Eins von beiden ist offensichtlich der Fall. Ich habe jedenfalls auf diese Weise, gegen Zusage eines späteren refunds, für die neu gebuchte Teilstrecke 517 Rps bezahlt, habe außerdem für die mileage-Korrektur einen Schein über 252 Rps unterschrieben, der freilich von dem deutschen

Reisebüro überprüft werden wird. Hundert Dollar auf diese unklare Weise auszugeben, ist nicht angenehm.

Bei der Hinfahrt nach Calcutta habe ich heute mein erstes Buch über Indien zu lesen begonnen. Es ist von dem Inder N. C. Chaudhuri geschrieben unter dem Titel "The Continent of Circe", wurde mir von Ken zum Geburtstag geschenkt und verspricht sehr interessant zu sein. Ich bedaure nicht mehr, vor meiner Reise zur Lektüre von Indienbüchern nicht gekommen zu sein. Meist ist man doch nur mit Vorurteilen versehen und verleitet, die subjektiven Urteile des einen oder anderen Verfassers zu übernehmen, ehe man das Land überhaupt gesehen hat.

Die Zeitung berichtet heute Einzelheiten über das neue Budget, das gestern vom Finanzminister in Delhi vorgelegt wurde. Es schließt einige Verschiebungen in der Regelung der Steuern ein. Das Ziel, entsprechend der Vorlage des Ministers: die Kaufkraft der Massen zu stärken.

2. März

Als ich heute früh um 6.00 Uhr wach wurde, im Liegewagen auf der Fahrt von Calcutta nach Rourkela, fuhr der Zug durch ein schönes hügeliges Land. Aus dem flachen Land von Westbengalen waren wir inzwischen nach Orissa versetzt, das waldiger und bergiger ist. Es ist Sonntag. Am Bahnhof verpaßte ich, wie sich später herausstellte, Dr. Bading, der mich dort abholen wollte. Mit dem Taxi fuhr ich direkt zum Rourkela-House, dem Gästehaus von Hindustan Steel in Rourkela. Dort fand ich ein klimatisiertes Zimmer vor, was an diesem heißen Tag nicht unangenehm war, nahm ein ausgiebiges Bad und begab mich zum Frühstück, dann auf einen Morgenspaziergang, der mir die Gegend um das Rourkela-Haus als eine Art Villenviertel und Rourkela insgesamt als einen sehr freundlich wirkenden Ort inmitten der Hügel vor Augen führte.

Ich kam an einem großen Hospital, vermutlich dem der Steelplant, einer katholischen Schule mit einem großen Neubau und einem Friedhof vorbei, auf dem im Jahre 1959 auch zwei Deut-

sche bestattet wurden, Arbeiter oder Ingenieure aus den Jahren des Aufbaus dieser Industriestadt. Aus einem Morgenschlaf in meinem Zimmer wurde ich dann geweckt mit der Nachricht, daß Dr. Bading und Frau mich unten erwarteten. Ich wurde sehr freundlich begrüßt und eingeladen, mit zum Indo-German-Club zu kommen, zum Schwimmen. Dort habe ich, auf die angenehmste Weise, diesen Sonntagvormittag verbracht. Zum Lunch wurde ich in das typisch deutsch eingerichtete Haus dieses Ehepaares eingeladen, zu einem vorzüglichen indisch-deutschen Essen und zu einem guten Glas Bier (dem ersten in Indien).

Familie Bading ist erst im vergangenen November nach Indien gekommen, nur einige wenige deutsche Ingenieure sind jetzt noch in Rourkela tätig, als Angestellte von Hindustan Steel (in Vereinbarung mit der westdeutschen Regierung und dem Konzern, zu dem sie eigentlich in Deutschland gehören). Der Grund, daß Dr. Bading hierherkam, wird von ihm folgendermaßen beschrieben: die gesamte Anlage war, nach dem Weggang der deutschen Ingenieure, in den letzten Jahren von den Indern, die das Ganze übernommen hatten, sehr "heruntergefahren". Man hatte wohl produziert, aber nicht genügend oder überhaupt nicht auf die notwendige Wartung oder Erhaltung geachtet. Nach einiger Zeit stellten sich dann Störungen ein, später wirkliche Schäden, und schließlich sah sich die deutsche Regierung, die Rourkela als eine Prestige-Angelegenheit betrachtet (und wohl betrachten muß), veranlaßt, die Inder dazu zu bringen, noch einmal (einige) deutsche Ingenieure nach Rourkela zu holen, um das Ganze wieder in Ordnung zu bringen.

Dr. Bading ist überzeugt, daß es gelingen wird, in wenigen Monaten die Fehler nicht nur zu korrigieren, sondern dann auch zu einer Steigerung der Produktion zu kommen. Hier sieht er Möglichkeiten, nicht jedoch auf einem anderen Feld: die plant beschäftigt z. Zt. 18.000 Arbeiter und Angestellte, dazu kommen einige Tausend weitere, die von Contractern angeworben und bezahlt werden. Das sind, wie mir gesagt wird, viel zu viel Leute, und "auf die Dauer werden auch billige Arbeitskräfte teuer, nämlich wenn man zu viele hat und weil, je mehr da sind, je weniger von jedem einzelnen geleistet wird". Bading meint, daß ein deutsches Hüttenwerk die gleiche Produktion

heute mit 8.000 Arbeitern erbringen kann.

Nach einem ausgiebigen Nachmittagsschlaf bin ich gegen Abend wieder zum Haus dieser freundlichen Gastgeber gegangen, wir hatten einen herrlichen Abend auf der Terasse hinter dem Haus. Der allmählich dunkelnde Himmel war etwas bewölkt, ein fast voller Mond erschien zwischen den Wolken, Scharen von fliegenden Hunden segelten auf dem Weg von ihren Tagesplätzen zum Fluß über den Garten hinweg, viele blieben ein Weilchen in den Bäumen um das Haus, munter schätzend, vom nächsten Dorf her hörte man die ganze Zeit über Trommeln, die schon den ganzen Nachmittag lang geschlagen worden waren, als Musik zu den Hahnenkämpfen, die dort dienstags und sonntags stattfinden. Immer bedauert man, einen solchen Abend nicht festhalten zu können, an dem man nicht nur mit den Augen sieht, nicht nur mit den Ohren hört, sondern mit Leib und Seele insgesamt.

Der Vergleich von Durgapur und Rourkela zeigt deutliche Unterschiede. Jene Stadt ist immer ernst, von innen her fast düster - dieser Ort wirkt viel freundlicher, heiterer. Liegt es daran, daß Rourkela viel kleiner ist? Liegt es an der lebendigeren Landschaft, an der anderen Art, wie der Ort geplant und gebaut ist?

Zu einem späten Dinner sind wir dann alle in das Haus des deutschen Pfarrers in Rourkela gegangen. Auch hier, von der amerikanischen Frau des Pfarrers gehalten, ein typisch deutsches Haus, das nicht gerade ärmlich wirkt. Ich habe noch nicht genau gesehen, was eigentlich die Funktion dieses Kollegen ist. Das Gespräch an diesem Abend dreht sich um die Frage: Werden die Inder es schaffen? Solch ein Gespräch kann man ja auf sehr verschiedene Weise führen. Hier wird es eher in der skeptisch-resignierten Weise geführt, ja ein bißchen kleinkariert. Der Mann, der am meisten Hoffnung ausdrückt, ist nicht der Pfarrer, sondern der Techniker Dr. Bading.

Wir unterhalten uns auch über die neuen Wege, die die deutsche

Gossnermission einschlägt: Weg vom Lande, hin zu den Städten. Dies wird im Grundsatz akzeptiert, doch wird der Zweifel laut, ob die Gossnerkirche in Indien wirklich auf eigenen Füßen stehen kann, ob nicht viele der in den letzten Jahren geschaffenen Einrichtungen eingehen werden, wenn die Mittel von der Gossnermission nicht mehr fließen wie bisher. Ich nehme alle diese Fragen mit.

3. März

Ich habe den heutigen Vormittag mit einer Führung durch die Steel plant in Rourkela verbracht. Es war ein sehr interessanter Rundgang durch die meisten Abteilungen dieses Werks. Die Größe der Anlage, die Breite des Arbeitsprogrammes sind beeindruckend. Vor Augen bleibt das Bild der ungewohnt vielen Arbeiter im Werk, bleibt auch das Bild der schwer schuftenden Frauen und Mädchen, die im Dienste eines Contractors hier als Lastträgerinnen beim Hochbau neuer Betriebsteile arbeiten: wie sie z. B. Körbe, voll mit nasser Betonmischung, auf dem Kopf tragend einen langen Weg zwischen den hier abgelegten, frisch gewalzten und in der Sonne dieses Vormittags doppelt heißen Brammen hindurch machen. Alles für zwei Rps am Tag, nach unserem Geld etwa 1,-- DM und weniger.

Eine Gruppe von deutschen Arbeitern, einige davon aus Dortmund stammend, gehört ebenfalls zu einem Contractor, einem geschickten Mann, der eine Truppe cleverster deutscher Arbeiter und Meister zusammengebracht hat und hier einsetzt, um neue Anlagen, z. B. eine Verzinnungs-Anlage, einzufahren. Dies sind die Leute, die in kürzester Zeit eine neue Anlage zum Laufen bringen können, es sind die Typen, die mit jeder Maschine fertig werden. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich solche Leute arbeiten sah: sehr ruhig, sehr sicher, mit einem Maximum an Effektivität. Sie haben Zwei-Jahresverträge hier: monatlich 3.500 DM aufs Konto in Deutschland, hier täglich 65 Rps. Auslösung.

Mittagessen im Rourkela-House, anlässlich des Besuchs eines Gastes aus Brüssel von der Intern. Eisen- und Stahl-Vereinigung. Der Gast ist ebenfalls ein Deutscher, zu seinem Empfang haben sich alle Direktoren der Plant einschließlich des Gen. Managers eingefunden. Dies hier ist förmlich eine deutsche Kolonie: die meisten Inder sprechen Deutsch, einige davon sehr gut, alle verstehen es. Viele

oder arbeitskinder
dieser jetzt in Rourkela ~~lebenden~~ Leute haben eine Zeit der theoretischen Ausbildung an einer deutschen TH oder der praktischen Tätigkeit in einem Stahlwerk im Ruhrgebiet verbracht.

Nachmittags bin ich mit dem Kollegen in Rourkela herumgefahren. Meine Frage, wo denn hier die Arbeitersiedlungen seien, kommt ihm seltsam vor. Tatsächlich gibt es hier die klotzigen und düsteren Arbeitersiedlungen nicht, die ich von Durgapur her kenne. Vielmehr hat man zugesehen, daß in jedem Sektor der Stadt jeder der Haus- und Wohnungstypen vertreten ist: der für Arbeiter, der für Vorarbeiter, Meister, Supervisor. Es wirkt sich dahin aus, daß das Gesamtbild der Stadt einheitlich ist und verhindert vielleicht, was in Durgapur (wie in mancher deutschen Siedlung früherer Art) passiert ist: daß z. B. in dem Riesenkomplex der Steeltown die ursprünglich schön angelegten Gartenanlagen um die Häuser allmählich verkommen. Fast genial ist, daß man die Plant auf der einen, die Stadt auf der anderen Seite einer Hügelkette liegen hat, der normalen Windrichtung entsprechend so, daß der rote Rauch der LD-Anlage der Hütte wohl über den Kuppen sichtbar wird, aber immer von der Stadt wegtreibt.

In Rourkela gibt es nur eine Kirche, gemeinsam für die evangelische und die katholische deutsche Gemeinde, erbaut in den ersten Jahren, als bis zu 2.000 Deutsche in der Stadt waren. Eigentlich sind Kirchen in dieser Stadt nicht vorgesehen, ebenso wenig wie Hindutempel, Moscheen usw. Die Ausnahme, die hier gemacht wurde, ist dadurch kaschiert, daß Grundstück und Kirchengebäude Eigentum des Indo-German Clubs sind. Ansonsten ist die Stadt säkular: geplant von der Regierung des indischen Staats sieht sie Einrichtungen zu religiösen Zwecken nicht vor. Später habe ich gehört, daß man heute einen etwas anderen Kurs eingeschlagen hat: zwar den religiösen Gemeinschaften in neuen indischen Städten nicht freigibt, nach Kräften Grundstücke zu kaufen und Gebäude zu errichten, aber in den Zentren im Rahmen der anderen Gemeinschaftseinrichtungen auch Kirchen usw. zuläßt - ähnlich also wie in Deutschland.

4. März

Ich hatte heute Gelegenheit, zusammen mit jenem Gast aus Brüssel in einem Werkswagen der Steelplant von Rourkela nach Ranchi weiterzufahren. Von morgens 9 Uhr bis gegen Mittag haben wir eine angenehme Autofahrt durch eine sehr reizvolle, abwechslungsreiche Landschaft, eine Gegend, die halb waldig, halb vom Ackerbau (Reisanbau) geprägt ist. Um diese Jahreszeit, nach der Ernte und bis zum nächsten Regen in einigen Monaten, liegen die Felder natürlich brach und trocken. Aber der indische Frühling, für unsere Verhältnisse schon ein heißer Sommer mit täglichen Temperaturen bis 36 Grad im Schatten, bringt an Sträuchern und Bäumen eine herrliche Blüte hervor: Bloom of the forest leuchtet in prächtigstem Rot immer wieder an unserem Weg auf.

Gegen Mittag kommen wir in Khuntitoli an. Hier liegt die Musterfarm, die vor einigen Jahren von Gossnerkirche und Gossnermission in Angriff genommen wurde und heute von Herrn Bruns, der aus Ostfriesland stammt, geleitet wird. Wir fahren vor dem Haus vor und treffen zunächst nur die Frau und ihre blondköpfigen Kinder an - erstaunlich blond erscheinen diese Kinder, wenn man monatelang nur dunkles Haar gesehen hat. Auch hier freundliche Aufnahme, man ist gewohnt, daß Gäste kommen, angemeldet oder unangemeldet, wie wir. Tatsächlich liegt Khuntitoli an einer der ökumenischen Ameisenstraßen. Von November bis März kommen viele Leute hier vorbei, heute zwei Indien bereisende evangelische Schwestern aus Australien, morgen ein pensionierter bayrischer Pfarrer, der zu Hause für die Gossnermission wirbt und sammelt. Für die hier lebende und arbeitende Familie Bruns ist diese Art kirchlicher Tourismus sicher ein bißchen amüsant, besonders wenn die Besucher etwas länger bleiben, von hier auf die Dörfer ausschwärmen und unbedingt bis dahin vordringen wollen, "wo noch nie ein weisses Gesicht gesehen wurde".

Als wir beim Mittagessen saßen, kam auch Herr Bruns nach Hause. Er hatte den Vormittag damit zugebracht, den Eigentümer eines Stückes Ackerland zu beraten, was man landwirtschaftlich damit anfangen könnte. Wir konnten dann am frühen Nachmittag die Felder dieses Versuchsbetriebes sehen: wie man um diese Jahreszeit eine zweite Ernte einbringen kann, wenn man nur Wasser hat; wie die verschiedenen Reis-

gattungen angebaut werden. Die meisten von den neuen Stücken, die ich hier gesehen habe, sind in Englisch und stammen aus England. - 111 -

und Weizensorten sich unterschiedlich entwickeln: wie vorteilhaft die Kälber aussehen, die aus der Kreuzung zwischen ostfriesischem und indischem Weidevieh hervorgehen. Zu unserer Freude hören wir, daß Herr Bruns Gelegenheit haben wird, in den nächsten Jahren die Erfahrungen, die er in diesem vergleichsweise kleinen Betrieb gemacht hat, in dem größeren Zusammenhang eines deutsch-indischen Entwicklungsprojekts, durch das eine ganze Region mit Wasser versorgt werden soll, anzuwenden. Wir freuen uns mit.

Genau so sollte es sein: daß die Kirchen mit ihren bescheidenen Mitteln einen Anfang machen, in der Hoffnung, daß eines Tages die Regierungen dem guten Beispiel folgen und in der ganzen Breite einsetzen, was ihnen zur Verfügung steht. Und so muß es sein! Andernfalls müßte man, ehrlicherweise, zugeben, daß ein solches Unternehmen wie dieser Musterbetrieb zwecklos ist, weil viel zu punktuell, zu klein, zu wenig wirksam. Das heißt mit anderen Worten: der Einsatz solcher Leute, wie wir sie hier treffen, ist sinnvoll nur, wenn auf der anderen Seite die politischen Lösungen gefunden werden, gegen die Weltarmut anzugehen mit den Mitteln, die den reichen Industrienationen gegeben sind.

Es war schon dunkel, als wir in Ranchi ankamen, als ich mich zum Compound der Gossner Evangelical Lutheran Church durchfragte und schließlich irgendwo auf diesem erstaunlich weitläufigen Grundstück den Bungalow fand, in dem der Präses dieser Kirche wohnt, und von hier aus zum Hause meiner Gastgeber in Ranchi gelangte.

5. März

Heute vormittag konnte ich mit Kirchenpräsident Aind von der Gossnerkirche darüber sprechen, was für Pläne die Kirchenleitung mit den Pastoren hat, die wir z. Zt. in Durgapur trainieren. Es zeigte sich, daß dezidierte Pläne nicht vorlagen. Einige dieser Pastoren sind bereits in Industriegemeinden tätig und sollen dort bleiben, die anderen möglichst in solche Gemeinden kommen - mehr war einstweilen nicht zu erfahren. Ich

traf aber eine Aufgeschlossenheit gegenüber dem Institut in Durgapur an und der Arbeit, die dort betrieben und von dort aus angeregt wird. Weitere Teilnehmer sollen in weitere Kurse gesandt werden, vorausgesetzt, daß hierfür die deutsche Gossnermission finanzielle Hilfe geben kann.

7. März

Gestern Mittag bin ich mit dem Flugzeug von Ranchi nach Calcutta zurückgekehrt. Die kleinen Propellermaschinen haben für sich, daß sie sich in einer Höhe bewegen, aus der man von der Landschaft unten wirklich noch etwas sehen kann.

Mein Plan war, an unserem Dortmunder Tätigkeitsbericht weiterzuarbeiten. Ich habe nicht viel geschafft, weil in Calcutta eine lähmende, dumpfe Hitze herrschte, auch mitten in der Nacht stand das Thermometer bei 30 Grad, die Luft war schwer und sehr feucht.

8. März

Start um 10.00 Uhr vom Flugplatz in Calcutta. Wir sind durch die Dunstglocke gestoßen, die über Calcutta hängt und die man wirklich sehen kann. Ein englischer Reiseführer, London 1955, sagt von Calcutta: "There are few pleasanter places in the East..." Man möchte diese Feststellung nicht unterschreiben. Nachdem der Jet Höhe gewonnen hat, sind wir über dem Ganges-Delta. Unten, in dem absolut flachen Reisanbaugebiet, liegen die Ortschaften immer noch dicht an dicht. Dann kommt der immer wieder faszinierende Übergang vom Land zum Meer. Einen Augenblick lang ringeln sich die vielen Arme des Flusses noch wie silberne Schlangen, dann geht alles in die Gleichheit des Meeres über. Was man nicht sehen kann, ist der Austausch und die Mischung der süßen und salzigen Gewässer, vom Land und vom Ozean, die über viele Meilen hin landeinwärts, ja bis nach Calcutta hinauf gegeneinander wirken. Hier, in der Zone des Übergangs, kommt auch das Flugzeug ein wenig ins Schwanken. Dann ist unten nur graues Wasser, alles verschwimmt einstweilen im Dunst.

Gestern abend habe ich noch lange mit John Hastings zusammengesessen, um einige neue Lieder für den Gottesdienst aus dem Deutschen ins Englische zu übertragen. Ich bekam, aus dem inzwischen nicht mehr geringen Vorrat solcher Lieder in Deutschland, eine schöne Sammlung hierhergeschickt. Die meisten von den neuen Stücken, die ich hier gehört habe, sind in Englisch und stammen aus England. Die Intention

geht natürlich weiter: in den indischen Gemeinden wirklich indische neue Lieder zu haben. Auch wir haben ja in den letzten Jahren einen Weg zurückgelegt: von der Adaption amerikanischer Spirituals und Gospels über erste eigene Versuche - Danke! bis hin zu den musikalisch und textlich sehr eigenen und künstlerischen Stücken, die in den letzten drei Jahren bekannt wurden. Es ist neu zu formulieren, Übersetzung aus anderer oder früherer Sprachwelt heißt Transformation! Ein "Glaubensbekenntnis für den säkularen Menschen", das mir Hastings zeigte, macht diesen Versuch, riskiert ihn.

Unter uns beginnt sich nun, nun erst, die Farbe des Meeres aus dem Graubraun allmählich in Blau zu verändern, welches zuerst nur als ein Streifen, dann als ununterbrochene Fläche erscheint. So weit hinaus also hat der Ganges die Farbe des Meeres bestimmt! Wieder ist ein Sonnentag.

Hier in diesem Flugzeug befinde ich mich, zum ersten Male seit Tagen wieder in air-condition. Wenn man in dem Buch von Chaudhuri die beredte Schilderung davon liest, welche Leiden die aus dem Norden kommenden Aryans in der unendlich heißen Ganges-Ebene zu erdulden hatten, Leiden, die sich wie er sagt, über Generationen hin tief in den Charakter der heutigen Hindus eingegraben, ihn sozusagen verbrannt und verdunkelt haben, fühlt man mit. Und jetzt haben wir erst März!

Während das Flugzeug in großer Höhe über dem Indischen Ozean weiter nach Süden flog, habe ich mich eine Stunde lang mit unserem Calcutta-Projekt beschäftigt, seine Ziele und Organisation weiter zu formulieren versucht. Plötzlich sind wir wieder über Land, farbenprächtig strahlendem Land, und haben einen Blick auf Hafen und Stadt unter uns: Madras.

In Madras treffe ich den englischen Kollegen Roy Newell, der neben seiner Gemeindearbeit zusammen mit zwei anderen Urban and Industrial Service zu treiben versucht. Natürlich ist das nebenbei in einer Stadt wie dieser nicht zu machen, so beschränkt sich die Arbeit auf einige Seminare und Wochenenden

A CREED FOR TODAY

I BELIEVE IN ONE WORLD,
FULL OF RICHES MEANT FOR EVERYONE TO ENJOY.

I BELIEVE IN ONE RACE,
THE FAMILY OF MANKIND,
LEARNING HOW TO LIVE TOGETHER BY THE HARD WAY OF SELF-SACRIFICE.

I BELIEVE IN ONE LIFE,
EXCITING AND POSITIVE,
WHICH ENJOYS ALL BEAUTY, INTEGRITY AND SCIENCE,
USES THE DISCIPLINE OF WORK TO ENRICH SOCIETY,
HARMONIZES WITH THE LIFE OF JESUS,
AND DEVELOPS INTO A TOTAL HAPPINESS.

I BELIEVE IN ONE MORALITY,
LOVE,
THE HOLINESS OF SHARING THE SORROWS AND JOYS OF OTHERS,
OF BRINGING PEOPLE TOGETHER AS TRUE FRIENDS,
OF WORKING TO GET RID OF POVERTY, INJUSTICE, IGNORANCE AND CAUSES
OF FEAR;

LOVE, THE TEST OF ALL MY THOUGHTS AND MOTIVES,
AND THE MEANS OF MY CERTAIN FORGIVENESS BY GOD
AND CONFIDENCE IN THE HOLY SPIRIT'S CONTROL.

I BELIEVE IN JESUS
AND THE BIBLE'S EVIDENCE ABOUT HIM,
WHOSE LIFE, DEATH AND RESURRECTION PROVE GOD'S PERMANENT LOVE FOR
THE WORLD,

WHO COMBINES IN HIMSELF LIFE, LOVE, TRUTH, HUMANITY, REALITY
AND GOD,

SAVING, GUIDING, REFORMING AND UNITING ALL PEOPLE WHO FOLLOW
HIS WAY.

I BELIEVE IN THE PURPOSES OF GOD,
TO UNITE IN CHRIST EVERYTHING SPIRITUAL AND SECULAR,
TO BRING ABOUT CONSTRUCTIVE REVOLUTION IN SOCIETY, INDIVIDUALS
AND NATIONS,
AND TO ESTABLISH WORLD GOVERNMENT UNDER HIS FATHERLY DIRECTION.

. Hastings .

im Jahr und den Versuch, mit einigen Industriebetrieben Verbindung zu halten. Es besteht aber Hoffnung, daß ein früherer Kursteilnehmer in Durgapur, der sich z. Zt. in USA befindet, nach seiner Rückkehr hauptamtlich in diesem Bereich der kirchlichen Arbeit in Madras wird arbeiten können.

Wie es früher war in dieser Stadt, weiß ich nicht, aber heute ist Madras jedenfalls eine Industriestadt, und eine große dazu, mit knapp zwei Millionen Einwohnern. Ich sehe auf dem Weg durch die Stadt eine Menge offensichtlich erst kürzlich gebauter Industriebetriebe verschiedenster Größe. Im Stadtgebiet befinden sich drei sog. Industrial Estates, d. h. Areale, die für die Ansiedlung kleinerer Betriebe von 50 bis 200 Beschäftigten vorgesehen sind. Es ist wohl so, daß die Regierung den Grund und Boden und auch die Gebäude an die Unternehmer oder Gesellschaften vermietet.

Wir besuchen eines dieser Industrial Estates, es befindet sich, wie fast alles dieser Art in Indien, noch in der ersten Ausbaustufe. Ein weites Gelände von 10 mal 10 miles ist für Industrieansiedlung vorgesehen, ein Viertel oder Fünftel ist bebaut und in Betrieb genommen. Viele der hier arbeitenden Betriebe sind in indisch-ausländischer Cooperation eingerichtet, was Kapital und Management angeht.

Der kleine Kunststoff-Betrieb, den wir besuchen, gehört zu einem großen holländischen Konzern. Hier werden aus weißem Kunststoffpulver schwarze (oder bei Bedarf auch rote und gelbe) Röhren hergestellt, die als Wasserleitungen in Häusern, vor allem aber bei den großen und kleinen Bewässerungsprojekten Verwendung finden sollen. Mir scheint, daß der Produktionsprozeß technisch noch wesentlich weiter automatisierbar wäre, aber vielleicht nicht mit den hier verfügbaren Mitteln. Sicher ist wohl, daß sich in Indien ein riesengroßer Markt für das Produkt dieses Betriebes auftut und noch weiter auftun wird.

Eine andere Fabrik in diesem Estate wird gerade bestreikt. Rote Fahnen schmücken ringsum das Grundstück und das Gebäude, ein Direktor, aus Stroh nachgebildet, ist symbolisch an einen Galgen gehängt - leider weiß man, daß dies hier weit weniger unwirklich ist, als wenn in Deutschland die zornigen Bergleute von Hansa in Huckarde in dieser Weise den Betriebschef "hängen".

Als ich meine Kamera auspacke, kommt eine Gruppe von ungefähr 25 jungen Männern, die hier Streikposten sind, freudestrahlend auf uns zu. Ihnen liegt vor allem daran, daß ich die Strohpuppe aufnehme. Wir versuchen herauszufinden, worum es bei diesem Streik geht und erfahren, daß er von der Lehrwerkstatt ausgeht. Diese jungen Männer, offensichtlich alle zwischen 20 und 30 Jahre alt, sind alle Lehrlinge. Es geht ihnen um mehr Lohn. Wieviel? "25 % mehr", ist zunächst die Antwort. Wir versuchen herauszubekommen, wieviel Rupies sie verdienen und hören, daß sie 25 Rupies im Monat zuzüglich 6 Rps Teuerungszulage bekommen. Wenn man sich klarmacht, daß einige dieser Lehrlinge bereits eine Familie haben, erscheint dieser Monatslohn in der Tat schrecklich gering. Davon kann man nicht leben. Während wir noch miteinander sprechen, kommt ein älterer Arbeiter vorbei, der, wie übrigens auch die meisten dieser jungen Leute, Englisch spricht. Er erklärt uns, daß es bei dem Streik um 100 % mehr Grundlohn, also um eine Erhöhung von 25 auf 50 Rps plus die 6 Rps Teuerungszulage geht. Dies nun zeigt den Konflikt, der wohl typisch ist für Indien: Unmöglich erscheint es, daß erwachsene Leute in der Industrie nur 31 Rps monatlich verdienen - ebenso unmöglich ist natürlich, daß sie Erfolg haben mit ihrem Streik und eine Steigerung von 100 % erzielen können. Bemerkenswert scheint, daß wirklich nur dieser eine Mann exakt wußte, welches die Forderungen der jungen Arbeiter in diesem Streik sind.

Auch Madras hat seine Slum- oder Bustee-Gebiete. Hier heißen sie Chari's. Man zählt einige Hundert davon in dieser Stadt, das bedeutet: sie sind in der Ausdehnung, und so weit ich sehen kann auch in ihrem Zustand, mit denen von Calcutta oder Bombay nicht zu vergleichen. Mir wird auch gesagt, daß man vorsichtig sein muß, alle Bewohner dieser Charis in der gleichen erbärmlichen Situation zu vermuten. Einige von ihnen verfügen über eine ordentliche Wohnung in einem Siedlungshaus, ziehen aber vor, diese Wohnung für erhebliches Geld weiterzuvermieten und in dem Elendsviertel zu hausen.

Madras hat ein besonders schönes Stadtviertel, das ist das Gelände, in dem die hiesige Abteilung des Indian Institute of Technology liegt. Fünf Institute dieser Art bestehen in Indien (neben unzähligen anderen Instituten of Technology!) und formen die Technische Hochschule Indiens. Jedes der fünf liegt in einem anderen Staat und ist von einem anderen ausländischen Staat gestiftet: von Amerika und Rußland, England und Frankreich, und von Westdeutschland das in Madras.

Zunächst erleben wir ein wenig von dem Sportfest der Studenten mit, das an diesem Tag stattfindet und mit der Siegerehrung gerade zuende geht. Sportplatz und Institutsgebäude, Hostels für die Studenten und Wohnungen der indischen und deutschen Lehrkräfte befinden sich in einem weitläufigen, umzäunten, parkartigen Gehege, in dem neben den Technikern Hirsche leben. Tatsächlich tritt, kaum 100 m von dem Lautsprecherlärm und der Menschenmenge auf dem Sportplatz entfernt, gerade ein Rudel Hirsche aus, als wir vorbeikommen, mit einem stattlichen 12er Hirsch, Tieren, Kälbern und einigen Spießern.

Wir trafen einen der Deutschen, der hier lehrt, in seinem gepflegten Haus. Er schildert uns Aufbau und Arbeitsweise dieses Instituts: Die fünf Abteilungen des Indian Institutes of Technology sind nicht auf die Regierungen (Kultusminister) der einzelnen Staaten, sondern direkt auf die Zentralregierung in Delhi bezogen. Schon dadurch hat diese Hochschule eine Sonderstellung. Diese wird weiter betont durch die strenge Auslese der Studenten. Man kann schlicht sagen: genommen werden nur die Besten. Nach Auskunft unseres Gesprächspartners liegt deswegen die Qualität dieses wissenschaftlichen Institutes über dem Durchschnitt einer deutschen technischen Hochschule.

Prof. B. spricht von der Intelligenz der indischen Studenten und Dozenten - und von einer gewissen Neigung zum Theoretisieren, die, wie er sagt, bei der Ausbildung von Technikern überwunden oder ausgeglichen werden muß. Dies umso mehr, als (noch) die jungen Inder nicht die selbstverständlichen Voraussetzungen mitbringen, die jeder angehende Student technischer Disziplinen in einem Industrieland hat: nämlich, daß er seit seinem dritten Lebensjahr gewöhnt ist, mit technischem Spielzeug und einer Menge von technischem Ge-

rät umzugehen. Deswegen wird ein zweijähriges Praktikum verlangt bzw. im Institut selbst durchgeführt.

Das Institut soll im Laufe der nächsten paar Jahre ganz in indische Hände übergehen. Noch sind 42 Deutsche hier, aber sie sollen nicht auf ewig bleiben. Die Studentenunruhen haben auf das IIT noch nicht übergegriffen, wir hören, daß es studentische Vereinigungen gebe, aber keine politischen. Was wird aus den Absolventen dieses Instituts? Nach zehn Jahren, in denen es arbeitet, kann man erste Erfahrungen in diesem Punkt benennen: sicher ist, daß die Graduierten des IIT die erschreckend große Zahl der "graduierten Arbeitslosen" in Indien nicht um weitere vermehren; sie kommen in der Industrie unter - vielleicht auch, weil das IIT sich während ihres letzten Studienjahres sehr intensiv um ihre berufliche Zukunft bemüht.

Später an diesem Tag habe ich eine kleine christliche Jugendgruppe, ca 15 junge Männer und fünf junge Mädchen, in einem der kleinen Kirchräume getroffen. Mit Aufmerksamkeit hörten sie, was ich zu sagen hatte. Mit ihnen in ein Gespräch zu kommen, erwies sich als viel schwieriger. Einer der Gründe: die christlichen Gemeinden hier haben eine besondere "tradition of piety" - Pflege und Ausdruck persönlicher Frömmigkeit wird als einziger Sinn und Zweck der christlichen Gemeinde angesehen, über ihre soziale Funktion wenig nachgedacht, die soziale Aufgabe außerhalb der eigenen Reihen bisher kaum gesehen oder gar angefaßt. Gebet (mein englischer Kollege sagt: viel leeres Geplapper dabei), geistliche Lieder (besonders die sehr schönen Christian Lyrics in der Tamil-Sprache, die im Gesangbuch der Church of South India neben Übersetzungen deutscher und englischer Kirchenlieder den original-indischen Beitrag bilden) und Bibelstudium sind das A und das O der christlichen Versammlung. Hier in Indien ist ganz klar, mit Händen zu greifen, worüber wir in Deutschland meinen noch streiten zu müssen: daß eine Gemeinde der Christen, die sich ausschließlich so orientiert, in Isolierung lebt.

Ich hatte in meiner Anrede an die Gruppe gelegentlich das Wort "Community" gebraucht im Sinne von Gemeinschaft und Zusam-

mengehörigkeitsgefühl der Menschen, die im selben Raum, z. B. in der Siedlung einer unserer Städte, leben. Mein Kollege warnt mich, mit diesem Wort vorsichtig zu sein - es wird zu leicht mißdeutet im Sinne dessen, was man hier als "Communalism" bezeichnet, als ein Leben und Denken, das über die eigene Gruppe nicht hinauskommt. Es ist nicht zu leugnen, daß die christlichen Gemeinden in Indien heute vielfach durch die Art ihrer Existenz einen ungu-ten Beitrag leisten zu dieser verheerenden Zersplitterung dessen, was ein Volk sein soll, in eine Unzahl verschiedener, egoistischer und untereinander verfeindeter Gruppen. Nicht daß es Gruppen gibt, ist verhängnisvoll, sondern daß in ihnen kein verbindliches Bewußtsein lebt für den übergreifenden Zusammenhang. Es ist kein Zweifel, daß wir in dieser Hinsicht in Deutschland in einer anderen und ungleich besseren Lage sind.

9. März

Die Gruppe von Arbeitern, die ich heute morgen in einer kleinen Kirche am Rande der Stadt getroffen habe, besteht aus Leuten der unteren Ausbildungs-, Leistungs- und Gehaltsgruppen. Sie haben ein monatliches Meeting hier, geleitet von dem Ortspfarrer (in der südindischen Kirche heißen die Pastoren Presbyter) und einem Sekretär der Kirche, einem sehr gebildeten pensionierten Beamten, der früher in einem Regierungsoffice gearbeitet hat. Der Ortspfarrer gehört zu denen, die das Team für Urban and Industrial Mission bilden.

Über Mittag sind wir an dem herrlichen Sandstrand gewesen, der sich unweit der Stadt über viele Meilen hin am Indischen Ocean erstreckt. Das Meer war nicht sehr bewegt, das Baden ein großer Genuß. Erstaunlicherweise war der Strand ganz leer.

Eine Autorundfahrt durch die Stadt hat mir noch einmal gezeigt, wie viele neue Industriebetriebe sich in Madras befinden. Und wie viele ebenfalls durchweg neue Lehr- und Trainingsinstitute der verschiedensten Art, besonders für die Ausbildung von Lehrern und Technikern, gibt es in dieser Stadt! Der größte der Industriebetriebe in Madras ist eine englische Cotton-Mill, die 20.000 Menschen beschäftigt.

Die Rundfahrt führt mir noch einmal die Slumgebiete von Madras vor Augen, besonders ein Gebiet, in dem vornehmlich Inder leben, die aus Birma geflüchtet sind. Die Menschen, die in diesen Hütten aus Bambusstäben und Matten eine neue Unterkunft gefunden haben, sind auf keinen Fall Asoziale, es sind Inder, die z. T. seit drei Generationen in Birma gelebt hatten, Menschen, die dort "eine Existenz" hatten und nun verloren haben.

Wir kamen zu einer Stelle, wo katholische Patres ein Sozialzentrum errichtet haben mit Schulen, Krankenhaus usw. Es ist erstaunlich, was hier von Italienern und Holländern in wenigen Jahren ausgebaut worden ist. Nach wie vor wird, so höre ich, vonseiten der katholischen Kirche von Übersee her hier viel investiert. Davon sticht die zunehmende Zurückhaltung aufseiten der protestantischen westlichen Kirchen sehr ab, die ja möglichst bald alles in indische Hände übergeben wollen und der Meinung sind, daß die kirchlichen Aktivitäten in Indien sich in den Grenzen halten sollten, die durch die (sehr geringe!) finanzielle Leistungsfähigkeit der indischen Kirchen selbst gezogen sind. Mich macht dieser Kontrast sehr nachdenklich.

So bietet Madras für die kirchliche Sozialarbeit ein reiches Feld mit großen Aufgaben und gewiss auch großen Chancen. Bisher fehlt es an der personellen Ausstattung für diese Arbeit, wie gesagt. Das Problem ist überall das gleiche: es gibt in der Stadt fünfzig Ortsgemeinden (die man freilich hinsichtlich der Größe nicht mit unseren Parochien vergleichen kann!), und alle Kräfte sind in ihnen gebunden.

10. März

Ich bin heute früh von Madras nach Bangalore weitergefliegen, für einen Aufenthalt von 33 Stunden. Sehr hoffe ich, in der kurzen Zeit wenigstens einen gewissen Eindruck zu gewinnen von der Stadt und der kirchlichen Arbeit in ihr. Einmal wenigstens muß ich erwähnen, wie anders das Klima hier ist als in Calcutta, wieviel leichter man hier lebt, trotz der Hitze, die auch hier herrscht.

Den Vormittag verbrachte ich bei MICO, das ist ein Zweigwerk von Bosch-Germany in Bangalore. Der Betrieb, der Kurbelwellen, Einspritzpumpen und andere Automobilteile herstellt, beschäftigt 5000 Arbeiter, er befindet sich in ständiger Erweiterung, monatlich werden ca 100 neue Arbeitsplätze geschaffen zur Zeit. Unser Gesprächspartner ist Schwabe von geschätzt 35 Jahren, der seit drei Jahren hier arbeitet und jetzt für die kaufmännische Seite einschließlich Organisation und Rationalisierung verantwortlich ist. Er erläutert uns, zunächst in seinem Arbeitszimmer und später beim Rundgang, die Lage und die Probleme dieses deutschen Betriebes in Indien. Ein paar Stichworte hierzu:

Der Betrieb arbeitet mit Profit - das scheint in Indien bei den Betrieben in Privathand ebenso selbstverständlich zu sein wie bei den Betrieben in öffentlicher Hand das Gegenteil. Einiges an "labour-trouble", wie Dr. S. sich ausdrückt, also an Streiks, in den letzten Jahren, hat den Betrieb nicht allzu sehr erschüttert. Aber einer der Manager wurde bei einem Aufstand im Betrieb fast umgebracht. Die leitenden indischen Angestellten, vom Meister (oder sogar Vorarbeiter) an, sind alle in Deutschland bei Bosch geschult worden - weswegen hier mancher Inder perfekt Schwäbisch spricht. Wir sehen die Lehrwerkstatt, die ganz deutsch ist in ihrem Programm. Training der Kunden, z. B. der Leute von den indischen Auto-Reparaturwerkstätten, ist auch eine Aufgabe.

Auch hier, wie im IIT in Madras, hören wir: die Inder sind hochintelligente Leute, aber ihnen fehlt das technische Verständnis. Und es fehlt ihnen das "verantwortliche Denken" - allenfalls denkt man in der Kategorie der "definierten Pflichten". Störend ist, was man als indisches Prestige-Denken bezeichnen könnte. Auch das Kastensystem wirkt bis in den Betrieb hinein, z. B. bei Einstellungen. Das Management muß darauf achten - und kontrolliert regelmäßig -, daß der Proporz der verschiedenen zu beachtenden Gruppen einigermaßen eingehalten wird.

In diesem Zusammenhang wird auch erwähnt, daß einer der Abteilungsleiter, der Christ ist, in seinem Bereich lauter Christen eingestellt hat - und durch dies Verhalten die christliche Gemeinde zu einer Kaste oder Gruppe unter anderen macht. Nicht nur er, sondern mancher andere der indischen Christen versteht "Industrial Service" der Christen so: Christen in der Industrie sorgen dafür, daß ihre

Glaubensgenossen auch einen Arbeitsplatz in der Industrie bekommen.

Ein weiteres Problem sind die Diebstähle im Betrieb - sie machen schärfste Kontrollen notwendig. Und die Affen! Sie turnen unter dem Dach der Maschinenhalle munter in der Stahlkonstruktion herum, man muß unwillkürlich lachen. Doch Dr. S. bleibt todernst und ist fast ärgerlich: diese Affen, von den Arbeitern geliebt, verehrt und gefüttert, richten zuviel Schaden an, indem sie Sachen herumwerfen und die empfindlichen Metalle bepinkeln. Affenfängertrupps, von der Regierung geschickt, sind bisher immer vergeblich zu MICO gekommen. Wenn sie anrückten, waren die Affen verschwunden, die Arbeiter wußten immer, sie für diesen Tag zu verjagen. Indische Industrieprobleme!

MICO hängt - noch - von Importen ab, weil der Betrieb Edelstähle verarbeitet. Der Import-Vorgang ist umständlich und schwierig: die Import-Lizenz wird erst erteilt, wenn die angeschriebene(n) indische(n) Firma/en ein "letter of regret" schickt, d. h. mitteilt, nicht liefern zu können. Dieser Brief wird natürlich äußerst ungern geschrieben - das Gesicht verlieren - und lange hinausgeschoben. Erst wenn also der Nachweis vorliegt, daß das betreffende Material in Indien nicht erhältlich ist, wird die Regierung tätig.

Die Betriebsführung ist "deutsch", gemeint ist streng, z. B. gegenüber der Neigung, unbezahlten Urlaub zu nehmen, ohne vorher zu fragen oder ohne Erlaubnis. Der Betrieb stellt den Arbeitern täglich ein Essen kostenlos zur Verfügung. Insgesamt wird gesagt: es gebe zwar viele Probleme, doch keineswegs von der Art, daß man um den Betrieb fürchten müßte.

Das Indian Institute of Science, die technische Universität in Bangalore, vor 80 Jahren aus einer Anregung und Stiftung der Industriellenfamilie Tata hervorgegangen, hat seit einigen Jahren einen kleinen Zweig für Management Training. Dieser Zweig soll weiter ausgebaut werden. Ich habe Gelegenheit, den Leiter dieses Departments, einen sehr lebendigen Professor, zu sprechen. Wie sich zeigt, ist er nicht nur über Dortmund als Bierstadt, sondern auch über das Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie gut informiert - beides jedoch nicht aus prakti-

scher Erfahrung. Unser Gespräch dreht sich natürlich um das Management Training, das in Indien bisher ebensowenig entwickelt zu sein scheint wie bei uns. Ich konnte wenigstens von unserer Dortmunder Hoffnung berichten, in dem Rahmen der TU ein Institut "Mensch und Arbeit" entstehen zu sehen.

Eine japanisch/indische Uhrenfabrik, die wir besichtigen wollten, war leider für Besucher bereits geschlossen, so hatten wir mehr Zeit für eine Rundfahrt durch Bangalore. Auch hier eine ausgedehnte Stadt, größer noch als Madras, starke industrielle Entwicklung in den letzten Jahren, so daß man sagen kann: die Zunahme der Bevölkerung hat einigermaßen ihre Entsprechung in der Zunahme der Industrie, das Wachstum ist echt und nicht gefährlich - wie etwa in Calcutta.

Wiederum, noch mehr als in Madras, sehe ich eine Fülle schöner, größer, neuer Fabriken, dazu freundliche Wohnsiedlungen, zum großen Teil von den Betrieben für die Belegschaft errichtet. (MICO, so wurde uns gesagt, gedenkt sich mit Wohnungen nicht zu belasten - hier liegt zweifellos einer der Gründe für die positive Bilanz dieses Betriebs!) Auch hier wieder die Fülle von Trainingsinstituten - insgesamt zeigt die Rundfahrt durch diese Stadt ein Bild von Indien, das man bisher in Deutschland nicht kennt, das aber unbedingt bekannt werden muß. Erfreulich, hier wiederum die Namen faktisch aller europäischen Industrieländer als Helfer und Partner des indischen Aufbaus genannt zu bekommen - zum ersten Male höre ich hier auch von Entwicklungshilfe, die die Schweiz in Indien leistet.

Eine Gruppe von Christen - das heißt in Indien durchweg: wenige Leute. Die Gruppe, die ich an diesem Abend treffen soll, besteht aus sechs Personen, zwei Arbeiter, zwei Leute von der Gewerkschaft. Sehr deutlich ist, daß das hiesige Industrial Team der Kirche mit seinen drei hauptamtlichen Mitarbeitern solche Gruppen von Christen zwar zum Kontakt, zum Meinungsaustausch und zur ständigen Kontrolle der eigenen Arbeit im Industriebereich unbedingt braucht - aber nicht wesentlich für solche Gruppen da sein kann.

Was mein Herz bewegt hat am heutigen Tag: eine ganz kleine Werkstatt zu sehen, die mit nicht viel mehr als einem Schraubstock und ein paar Feilen ausgerüstet ist, in der zwei Arbeiter, die zur christlichen Gemeinde gehören und bei MICO arbeiten, Abend für Abend vier junge Leute, die nichts gelernt haben und arbeitslos sind, trainieren und durch eine Art Lehre führen, damit sie einmal eine Chance haben sollen. Das kleine Stück gefeilten und später verchromten Stahl, eine Art "Lehrstück", das sie mir zeigen und schließlich schenken - es ist das zweite dieser Art in der gesamten "Produktion" - werde ich als Geschenk von Wert mit nach Deutschland nehmen.

11. März

Heute vormittag habe ich an dem wöchentlichen Meeting des Industrial Service Team, der drei Hauptamtlichen P. Siromoni, A. Batchelor und H. Smith teilgenommen. Gesprächsgegenstand an diesem Vormittag: Die Anfrage eines Betriebes, ob das Team helfen könne, die Arbeitsproduktivität zu verbessern. Für mich war sehr interessant zu hören, welche Detailüberlegungen vorab angestellt wurden: z. B. ob man überhaupt etwas dafür tun dürfe, die Arbeiter für ihre Tätigkeit besser zu motivieren - wenn es auf der anderen Seite dem Betrieb an Aufträgen mangle. Oder die Frage: ob man bei den Arbeitern oder aber vielleicht beim Management einsetzen müsse. Deutlich wurde mir, daß dies Institut der Church of South India, das sich auf Industriefragen spezialisiert hat, offenbar in der Lage ist, "der Industrie Dienste zu leisten". Dies wird ja nur an wenigen Stellen möglich sein und geschieht in Indien nach meiner Kenntnis nur in zweien der kirchlichen Sozialinstitute: in Durgapur und hier in Bangalore.

Hier in Bangalore habe ich zum ersten Male gefühlt, daß jetzt in Indien Frühling ist. Gesagt worden war es oft, aber was ich in Durgapur, in Calcutta und anderswo empfand, war nicht Frühling, sondern heißer Sommer. Doch hier, in der Höhe von 800 m, ist man freier und sieht mit einem Male, wieviel ringsum in Blüte steht.

Das Institut in Bangalore ist in einer typischen Umstellung von der Gründung zur nächsten Phase. Diese Umstellung ist immer schwierig, man spürt etwas davon. Aber es ist kein Zweifel, daß hier gut und intensiv gearbeitet wird.

Nachmittags bin ich von Bangalore nach Coimbatore weitergefliegen, saß in der altlichen Propellermaschine leider so ungünstig über dem breiten Flügel, daß ich fast nichts von der Landschaft sehen konnte. In Coimbatore erwartete mich der sehr freundliche R. Martin, ebenfalls ein Engländer, zur Abwechslung einmal kein Methodist, der seit einigen Jahren in dieser Stadt Industrie- und Sozialarbeit betreibt. Seine Darstellung zeigt, daß es hier im wesentlichen um Training der kirchlichen Mitarbeiter, aber auch um in Industriebetrieben tätige Christen geht mit dem Ziel, sie für die Wahrnehmung dieser heutigen Situation fähiger zu machen. Die überaus bescheidene Art dieses sympathischen Mannes läßt auf den ersten Blick nicht erkennen, wie viel er, ganz auf sich gestellt und erst seit einem Jahr etwas unterstützt durch einen Kursteilnehmer in Durgapur, gearbeitet und geschafft hat.

12. März

Heute vormittag fand das regelmäßige Treffen der Pastoren der Church of South India statt, die hier in Coimbatore arbeiten. Erschienen waren sieben oder acht Männer, alle bis auf zwei in (teils schon sehr) fortgeschrittenem Alter. Der eine der Junioren ist Mr. Gunnebalan, der vor zwei Jahren den Kurs in Durgapur mitgemacht hat und jetzt neben seiner Gemeindegemeindearbeit versucht, in R. Martins Sozialarbeit mitzuhelfen. Erschienen war auch der Bischof dieser Diözese der CSI, die neben der Großstadt Coimbatore kleinere Orte und viele Dörfer, Gebiete auch in den benachbarten "Hills", dem Gebirge Südindiens, umfaßt, insgesamt ca. 70 Gemeinden. Ich sollte berichten, was ich in Dortmund tue und warum und wie und versuchte darzustellen: 1. Das Ruhrgebiet im Übergang und die Kirche in dieser Situation, 2. Was ich unter Kirche in der Stadt verstehe, 3. Was Sozialarbeit der Kirche für uns bedeutet, wie sie sich organisiert hat und wie sie arbeitet. 4. Signifikante Beispiele aus unserer eigenen Arbeit zur Illustration. 5. Ein paar

Konsequenzen und Fragen für die Kirche in Indien. Was ich vor-
trag, wurde insgesamt mit Wohlwollen aufgenommen, durch eine
Reihe von kritischen Fragen weitergeführt, R. Martin hatte
hinterher das Gefühl, daß der Vormittag gelungen sei und für
seine künftige Arbeit in Coimbatore nützlich sein könnte.

Nachmittags besuchten wir ein Forschungsinstitut der Cotton-
Industrie in Coimbatore. Diese Industrie ist, wie Textil wohl
fast überall, in einer Krise. Eine größere Anzahl der vielen
Betriebe dieser Art in Coimbatore ist seit Monaten oder Jah-
ren geschlossen, das Forschungsinstitut ist dazu da, für alle
Sparten dieser Industrie, vom technischen Fertigungsprozeß über
Verkauf, Werbung bis hin zu Human Relations, Hilfestellung zu
leisten. Wir trafen den stellvertretenden Leiter des Human
Relations Departments, einen jungen, sympathischen und sehr
intelligenten Inder, und konnten ausführlich mit ihm über seine
Arbeit sprechen. Ich war erstaunt zu hören, wie weit das Ar-
beitsprogramm der Human-Relations-Abteilung geht: es schließt
z. B. eine eingehende, umfangreiche Studie über den Einfluß
langfristiger Arbeitslosigkeit auf das Verhalten der Industrie-
arbeiter ein. Immerhin wird dies alles ja von der Industrie be-
zahlt! Näher am Betriebsgeschehen sind andere Studien dieses
Departments, z. B. eine Untersuchung über Absenteeism, ~~Absenteeism~~,
also die Neigung, dem Betrieb fernzubleiben. Dies Phänomen
ist in erstaunlich klarer Weise aufgeschlüsselt: entfaltet
und dargestellt wird die Fülle unterschiedlicher Motivationen,
die einen Mann dazu bringen, "morgen einmal nicht zur Arbeit
zu gehen". Klar schält sich heraus, daß es eine psycholo-
gisch und soziologisch beschreibbare Gruppe ist, die oder in
der sich dies Problem stellt. Ich war erfreut, zum Schluß ein
Buch überreicht zu bekommen, in dem sich die Arbeit dieses In-
stituts spiegelt.

In Coimbatore tragen alle Studenten und Schüler, genauer ge-
sagt: trägt der weibliche Teil dieser Gruppe einheitliche
Tracht: man sieht überall die Sarees von einem starken schö-
nen Blau in den Straßen. Grund für diese Regelung ist, daß
man verhindern wollte, daß sich die sozialen Unterschiede der

Elternhäuser in der Schule widerspiegeln, nämlich in den mehr oder minder teuren Sarees der Töchter.

Abends, beim Kaffee nach dem Dinner, unterhielt ich mich eine Weile mit R. Martin über die Frage der Konversion. Soll die Kirche darauf verzichten, auf einen Übertritt vom Hinduismus zum Christentum hinzuarbeiten? Der Befragte war nicht dieser Meinung und wies hin auf den Aberglauben und die Leere der Zeremonien, die symptomatisch für den Hinduismus seien, insgesamt die Platttheit des vulgären Hinduismus.

Ich erzählte ihm, daß einige unserer Studenten in Durgapur gelegentlich die Befürchtung geäußert hätten, in 20 Jahren würde die christliche Kirche in Indien wohl verschwunden sein - dergleichen hält er für gegenstandslose Spekulation.

13. März

Heute morgen, kurz vor dem Start zum Flug nach Bombay, habe ich noch einen kurzen Blick in eine der Cotton-Mills von Coimbatore getan, gerade genug, um den technisch sehr feinen Produktionsgang und die unglaubliche Fingerfertigkeit der Arbeiterinnen sehen zu können.

Der Flugplatz in Bombay ist der erste größere Flugplatz, den ich in Indien sehe, er ist wohl auch der einzige. Die Leute sagen, Bombay habe Calcutta längst den Rang abgelassen, tatsächlich hat man das Gefühl, sich in einer Weltstadt zu befinden. Aber ich sah in Bombay, in der Nähe des Airports, auch Slumgebiete, die schlimmer wirkten als die von Calcutta.

Mein Quartier ist das Christian Missionary Guesthouse, ein Umschlagplatz ankommender und abreisender Kirchenmänner und ihrer Familien, eine etwas windige und sehr staubige Unterkunft. Ich hoffe sehr, daß meine Wertsachen im Safe der Wirtschaftsleiterin gut aufgehoben sind. Vom Kalender über dem Tisch, an dem ich schreibe, lächelt mich ein fettes Baby an - man weiß hier nie, ob es nicht ein göttliches Kind ist.

Status: In Deutschland gewesen zu sein. Chairman der Pastoren am Ort zu sein. Nicht zuzugeben, daß man die Straße gar nicht kennt, nach der man gefragt wird. Bombay hat andere und vielleicht noch mehr verschiedene Gesichter als Calcutta. In dieser Stadt zu sein, das ist wieder wie ganz am Anfang des Indienaufenthalts, wenn man zum ersten Male in eine dieser großen Städte kommt. Die Menge von Menschen beängstigt und auch die Ausdünstung der Stadt, der stickige, aus tausend Gerüchen gemischte Geschmack, warm und faulig.

14. März

Die Stadtrundfahrt heute morgen führte zu den großen Bauwerken in Bombay, die alle aus englischer Zeit stammen. Victorian Style. Auch kamen wir zu dem Haus, in dem Gandhi fast zwei Jahrzehnte lang gewohnt hat. Innen eine gute Dokumentation zum Leben Gandhis. Vor dem Haus, mitten auf der Straße, steht bewegungslos ein kranker Hund.

Ich bekam durch Zufall eine Karte für einen Abend mit Indian Classical Dance mit Yamini Krishnamurti, die als sehr berühmt in dieser Kunst gilt. Ich fuhr hin, ein bißchen in Sorge, vielleicht überhaupt nichts zu verstehen oder mich zu langweilen. Versammelt war eine sehr gepflegte Gesellschaft aus Bombay, überwiegend Inder. Man sah eine Menge sehr schöner Gesichter und Erscheinungen, viele prächtige Sarees. Mir fiel auf, daß kein Sikh zugegen war.

Der klassische Tanz wird hier dargeboten von zwei Schwestern, die aber nie zugleich auf der Bühne sind. Der Vater der beiden gibt zu den einzelnen Tänzen Erklärungen in angenehmem Englisch. Er erläutert die "Handlung" und weist auf die stilistische Eigenart hin: welcher Tradition dieser Tanz folgt. Eine weitere Tochter singt zu den Instrumenten, man kann sagen, sie ist die Erzählerin, mit einer sehr tragenden, profilierten Stimme. Die Instrumente: Flöte, Trommel, Shita, ein anderes Saiteninstrument und kleine helle Rhythmusschellen (auch an den Füßen der Tänzerinnen).

Alles ist überaus eindrucksvoll. Schon bei dem strengeren der

beiden Tanzstile, in denen die Kunst dieses Abends sich bewegt, spielen nicht nur Arm- und Handhaltung, nicht nur die Schritte der Tänzerin, sondern die Bewegtheit aller Glieder, des ganzen Körpers eine Rolle. Der Tanz ist sehr maßvoll, aber keineswegs steif. Klassisch bedeutet hier wohl nur, daß alle Bewegungen erhalten sind, alle Empfindungen in knappen Bewegungen sich ausdrücken. Gleich eindrucksvoll sind die Tänze im sog. romantischen Stil. Über den Abend hin wechseln diese beiden Tanzformen einander ab - man kann vergleichen. Getanzt werden, so scheint mir, Geschichten. Ich kann nicht allen Details der Erläuterungen folgen, entnehme aber, daß die Begegnung zwischen Menschen (Frauen) und Figuren der indischen Mythologie, besonders Shiva, eine besondere Rolle spielt. Liebe und Eifersucht werden getanzt. Auf der Bühne ist nur die Gestalt der Tänzerin in einem stahlblauen, nach der Pause in einem strahlend roten Saree, der enger gerafft ist als sonst. Seitab auf der Bühne sitzen die Musikanten. Die Tänzerin spricht und singt mit, auch ihr Gesicht wechselt lebendig den Ausdruck. Die ältere der Schwestern ist die Meisterin, ihre jüngere Schwester zeigt in zwei Tänzen vielleicht die gleiche perfekte Technik, erreicht aber nicht im mindesten die Ausdrucksfülle einer reifen Persönlichkeit.

15. März

Durch Zufall habe ich heute früh, vor dem Flug nach Delhi, die ganze Gesellschaft am Airport wiedergetroffen und konnte mich eine Weile mit dem Vater dieser tanzenden Schwestern unterhalten. Mr. Krishnamurti ist, wie er sagt, ein Sanskrit-Professor, nicht das Tanzen, wohl aber die Musik ist eine Familientradition. Im Mai steht eine Europa-Tournee bevor, die auch nach Berlin führt. Vielleicht läßt sich ein Abend in Dortmund arrangieren.

Delhi zeigte sich mir zunächst von seiner modernsten Seite. Erst 1911 fiel ja die Entscheidung, daß diese Stadt wieder Indiens Hauptstadt sein sollte, seitdem ist das Viertel für die Regierung und Verwaltung Indiens angelegt und ausgebaut worden, weitläufig und mit einer für indische Städte sicher ganz extrem niedrigen Bevölkerungsdichte. Aber dies ist ja nur ein Teil der Stadt. Ein paar Stunden habe ich heute damit zugebracht, drei Tickets für Stadtrundfahrten und Trip nach Agra zu bekommen. Man bekommt mit umständlichster Organisation zu tun und trifft in den Büros wenig

Hilfsbereitschaft an.

Ist das die eingefleischte "inertia" der Hindus, von der Chaudhuri schreibt? Eine generelle Schwäche, die Dinge fest in die Hand zu nehmen? Mein Gastgeber, der seit über dreißig Jahren in Indien lebt, sagt mir, daß mehr und mehr Leute bereit sind zuzugeben, daß Chaudhuris bittere Feststellungen nicht unwahr sind. Er selbst ist ärgerlich über die Lässigkeit der Inder und fürchtet, daß sie durch die viele Hilfe aus dem Ausland nur verstärkt wird. Da Korruption überall herrscht, muß man erst den richtigen Mann schmieren, ehe etwas in Gang kommt. Aber dies System verringert nur die Effektivität, verlangsamt nur noch mehr den Gang der Dinge: indem alles von Geldzuwendungen abhängt, wird alles zur persönlichen Angelegenheit, hängt alles noch mehr von Lust und Laune ab.

16. März

Ich habe den heutigen Tag in Agra zugebracht, der alten Hauptstadt Indiens unter den Moghuln, unweit von Delhi. Nach einer dreistündigen Anfahrt mit dem Zug, nach einer weiteren Stunde im Autobus waren es leider allzuheiße Stunden, in denen wir Fathpur Sikri besuchten, jene Stadt auf dem Hügel, die Akbar hier im 16. Jh. mit dem Aufwand von 15.000 Handwerkern und Künstlern zu bauen begann. Die Königsstadt, verlassen, ist immer noch eine eindrucksvolle Anlage aus stark-rottem Sandstein. Nur während fünfzig Jahren konzentrierten sich im 16. bis 17. Jahrhundert die Aufmerksamkeit und die Mittel auf diesen Platz, dann wurde der Ort aufgegeben, weil sich herausstellte, daß eine hinreichende Wasserversorgung nicht einzurichten war hin zu diesem ganz trockenen und überdies hochgelegenen Ort. So ist Fathpur Sikri ein Beispiel für feudalen Aufwand, aber auch ein Denkmal islamischer Herrschaft über Indien.

Beim Lunch nach der Anstrengung dieser heißen Exkursion hatte ich Gelegenheit, einige der Reisegenossen etwas kennenzulernen: ein indisches Ehepaar aus London, amerikanische Touristen, Leute aus dem Iran, Engländer, ein Russe.

Wir sahen dann das Fort von Akra, wiederum eine mächtige Palast-
anlage, deren jüngste Gebäude mit ihren meisterhaften Marmor-Ar-
beiten einen Höhepunkt darstellen und schon den Verfall anzudeu-
ten scheinen. Diese islamische Architektur: ist sie wirklich groß,
oder ist sie nur sehr gekonnt?

Das Taj Mahal liegt nicht weit vom Fort entfernt. Es erzählt die
bewegende Geschichte - im englischsprachigen Guide freilich zum
sentimentalen Rührstück ausgeschmückt - von der Liebe des Prinzen/
Königs zu der früh vollendeten Frau. Taj Mahal ist ein Grabmal von
unerhörter Schönheit. Von weitem mächtig wirkend, vom Torbau der
Anlage her gesehen fast ein Zierstück inmitten der Gartenanlagen,
im Näherkommen wieder hoch aufragend, immer von erstaunlichem Maß.
Obwohl dies keine Moschee ist, zieht man beim Eintreten die Schuhe
aus oder Stoff-Überschuhe an. Der einzige Russe in unserer Gesell-
schaft, Techniker aus Ranchi, bekam das einzige Paar rote Über-
schuhe - er mochte nicht lachen, als ich ihn darauf ansprach. Früh-
morgens, am späten Nachmittag oder bei Vollmond sei der Anblick des
Taj Mahal am schönsten - wir hatten eine Stunde am Nachmittag hier
zugebracht.

17. März

Faridabad ist eine der fünf Satellitenstädte Delhis, 20 Meilen süd-
lich gelegen, der Standort einer Vielzahl kleiner Industriebetriebe.
Die wenigen christlichen Gemeinden hier bilden miteinander eine Grup-
pe, es leben 5 bis 6.000 Christen hier. Hier hat der indische CVJM
zusammen mit der indischen und der westdeutschen Regierung ein
Technical Training Centre in Angriff genommen, es ist jetzt im
Bau. Man darf freilich fragen, ob das gegenwärtig die Hauptsorge
hier und in Indien überhaupt ist: ausgebildete Techniker der höhe-
ren Grade zu bekommen. Gibt es nicht schon eine Unzahl arbeitsloser
Ingenieure in Indien, leben von diesen 30.000 nicht auch welche in
Faridabad? Fehlen nicht vielmehr die Aus- und Weiterbildungsstät-
ten für den "normalen Arbeiter", der ja vielfach in Indien nicht
einmal lesen kann? Die Christen in Faridabad werden nicht in der
Lage sein, Sozialarbeit in der Weise zu betreiben, wie das in Dur-

gapur oder Bangalore möglich ist; aber indem sie ihre eigenen Mitglieder und weitere Interessierte zu allen möglichen Kursen einladen, tun sie einen guten Dienst. Hauptproblem: daß Feridabad von den meisten, die hier ihr Geld verdienen, und sogar von vielen, die hier wohnen, nur als "Arbeitsplatz" betrachtet wird.

Nachmittags wollte ich die Stadtrundfahrt (Teil I: Alt-Delhi) mitmachen. Ich war auf zwei Uhr zum Büro der Bus-Gesellschaft bestellt, um mein reserviertes Ticket dort abzuholen. Aber um 5 vor 2 Uhr war mein Ticket bereits verkauft. Im Office war ein freundlicher Inder, der sich erbot, mich und zwei andere Touristen mit dem Wagen hinter dem Bus und der Gruppe herzuführen, "zum selben Preis". Ich bezahlte 5 Rupees, die beiden anderen, ein eben in Indien angekommenes Farmerehepaar aus Neuseeland, weitere 8 Rupees, um hinterher zu ihrem Hotel gebracht zu werden, das "weit entfernt" läge, wie man ihnen gesagt hatte. Dann begann die Fahrt, wir drei Gäste quetschten uns auf dem Rücksitz des Wagens, vorn war der Besitzer und ein weiterer Knabe, der nun fahren sollte. Dagegen mußten wir protestieren, weil der Mann offensichtlich ein blutiger Anfänger war. Von dem Bus und der Gruppe sahen wir überhaupt nichts mehr. Unser Führer konnte kaum etwas erklären, mangels genauer Kenntnisse, und alles hielt sich in den Grenzen von "You see, this is a building of the palace, and here, you see, is another building..." In einem Prospekt konnte ich hinterher nachprüfen, daß die Rundfahrt mit dem Bus nicht fünf, sondern nur 2,15 Rupees kostete, daß wir nur drei von sechs Stationen der Rundfahrt gezeigt bekamen und daß das Hotel der Neuseeländer gleich um die Ecke lag, höchstens zwei miles entfernt, sie hatten also für die Fahrt dorthin etwa das Vierfache des normalen Fahrpreises bezahlt.

Diese Betrügereien der Inder sind, wie das Beispiel zeigt, oft elegant, im Augenblick konzipiert und aus einem Guß. Man muß die Kunst bewundern. Man kann natürlich jeden Moment aufpassen wie ein Schießhund und wird dann vieles rechtzeitig gewahr werden. Doch ist man nicht nach Delhi gekommen, um herauszubekommen, wer schlauer ist: man selbst oder der Inder, dessen

Wir sahen dann das Fort von Akra, wiederum eine mächtige Palast-
anlage, deren jüngste Gebäude mit ihren meisterhaften Marmor-Ar-
beiten einen Höhepunkt darstellen und schon den Verfall anzudeu-
ten scheinen. Diese islamische Architektur: ist sie wirklich groß,
oder ist sie nur sehr gekonnt?

Das Taj Mahal liegt nicht weit vom Fort entfernt. Es erzählt die
bewegende Geschichte - im englischsprachigen Guide freilich zum
sentimentalen Rührstück ausgeschmückt - von der Liebe des Prinzen/
Königs zu der früh vollendeten Frau. Taj Mahal ist ein Grabmal von
unerhörter Schönheit. Von weitem mächtig wirkend, vom Torbau der
Anlage her gesehen fast ein Zierstück inmitten der Gartenanlagen,
im Näherkommen wieder hoch aufragend, immer von erstaunlichem Maß.
Obwohl dies keine Moschee ist, zieht man beim Eintreten die Schuhe
aus oder Stoff-Überschuhe an. Der einzige Russe in unserer Gesell-
schaft, Techniker aus Ranchi, bekam das einzige Paar rote Über-
schuhe - er mochte nicht lachen, als ich ihn darauf ansprach. Früh-
morgens, am späten Nachmittag oder bei Vollmond sei der Anblick des
Taj Mahal am schönsten - wir hatten eine Stunde am Nachmittag hier
zugebracht.

17. März

Faridabad ist eine der fünf Satellitenstädte Delhis, 20 Meilen süd-
lich gelegen, der Standort einer Vielzahl kleiner Industriebetriebe.
Die wenigen christlichen Gemeinden hier bilden miteinander eine Grup-
pe, es leben 5 bis 6.000 Christen hier. Hier hat der indische CVJM
zusammen mit der indischen und der westdeutschen Regierung ein
Technical Training Centre in Angriff genommen, es ist jetzt im
Bau. Man darf freilich fragen, ob das gegenwärtig die Hauptsorge
hier und in Indien überhaupt ist: ausgebildete Techniker der höhe-
ren Grade zu bekommen. Gibt es nicht schon eine Unzahl arbeitsloser
Ingenieure in Indien, leben von diesen 30.000 nicht auch welche in
Faridabad? Fehlen nicht vielmehr die Aus- und Weiterbildungsstät-
ten für den "normalen Arbeiter", der ja vielfach in Indien nicht
einmal lesen kann? Die Christen in Faridabad werden nicht in der
Lage sein, Sozialarbeit in der Weise zu betreiben, wie das in Dur-

gapur oder Bangalore möglich ist; aber indem sie ihre eigenen Mitglieder und weitere Interessierte zu allen möglichen Kursen einladen, tun sie einen guten Dienst. Hauptproblem: daß Feridabad von den meisten, die hier ihr Geld verdienen, und sogar von vielen, die hier wohnen, nur als "Arbeitsplatz" betrachtet wird.

Nachmittags wollte ich die Stadtrundfahrt (Teil I: Alt-Delhi) mitmachen. Ich war auf zwei Uhr zum Büro der Bus-Gesellschaft bestellt, um mein reserviertes Ticket dort abzuholen. Aber um 5 vor 2 Uhr war mein Ticket bereits verkauft. Im Office war ein freundlicher Inder, der sich erbot, mich und zwei andere Touristen mit dem Wagen hinter dem Bus und der Gruppe herzuführen, "zum selben Preis". Ich bezahlte 5 Rupees, die beiden anderen, ein eben in Indien angekommenes Farmerehepaar aus Neuseeland, weitere 8 Rupees, um hinterher zu ihrem Hotel gebracht zu werden, das "weit entfernt" läge, wie man ihnen gesagt hatte. Dann begann die Fahrt, wir drei Gäste quetschten uns auf dem Rücksitz des Wagens, vorn war der Besitzer und ein weiterer Knabe, der nun fahren sollte. Dagegen mußten wir protestieren, weil der Mann offensichtlich ein blutiger Anfänger war. Von dem Bus und der Gruppe sahen wir überhaupt nichts mehr. Unser Führer konnte kaum etwas erklären, mangels genauer Kenntnisse, und alles hielt sich in den Grenzen von "You see, this is a building of the palace, and here, you see, is another building..." In einem Prospekt konnte ich hinterher nachprüfen, daß die Rundfahrt mit dem Bus nicht fünf, sondern nur 2,15 Rupees kostete, daß wir nur drei von sechs Stationen der Rundfahrt gezeigt bekamen und daß das Hotel der Neuseeländer gleich um die Ecke lag, höchstens zwei miles entfernt, sie hatten also für die Fahrt dorthin etwa das Vierfache des normalen Fahrpreises bezahlt.

Diese Betrügereien der Inder sind, wie das Beispiel zeigt, oft elegant, im Augenblick konzipiert und aus einem Guß. Man muß die Kunst bewundern. Man kann natürlich jeden Moment aufpassen wie ein Schießhund und wird dann vieles rechtzeitig gewahr werden. Doch ist man nicht nach Delhi gekommen, um herauszubekommen, wer schlauer ist: man selbst oder der Inder, dessen

Dienstleistung man in Anspruch nimmt. Nirgendwo so stark wie in Delhi, das schon ein Ort für Touristen ist, habe ich den direkten, dauernden Griff nach meinem Geldbeutel so deutlich und so abstoßend empfunden als einen Habitus der Inder, mit denen man zu tun hatte. Wahrscheinlich machen Touristen in Deutschland, machen vor allem die Amerikaner ähnliche Erfahrungen. Dennoch sind die Betrügereien der Inder auf die Dauer penetrant. Weil ich von Indien aus viele Briefe geschrieben habe, war ich oft auf Postämtern, um Aerogramme, die praktischen Luftpost-Briefbögen mit (zur Sicherheit) schon aufgedruckter Briefmarke, zu kaufen. Kein einziges Mal hat mir einer der Postbeamten das Wechselgeld richtig herausgegeben. Dies verdirbt auf die Dauer die Stimmung.

18. März

Verlief die Stadtrundfahrt Teil I unbefriedigend, so war der zweite Teil, in dem Neu-Delhi gezeigt wurde, umso erfreulicher. Gut organisiert, mit instruktiven Erklärungen, ausführlich. Wir sahen eine Reihe von eindrucksvollen historischen Bauten in Delhi, wiederum aus der islamischen Zeit. Die alte Hindu-Architektur scheint in Indien ab 1100, also nach dem Eindringen des Islam, weitgehend zerstört: Hindutempel wurden natürlich niedergerissen, erhalten blieb nur, was zufällig in einem Bauwerk der Moslems, etwa einer Moschee, Verwendung fand.

Nachmittags versuchte ich, mit Mr. Krishnamurti, dem Vater der Tänzerinnen, darüber zu sprechen, ob die Gruppe etwa nach Dortmund kommen könnte. Ich hatte mich mit ihm telefonisch in seiner Wohnung verabredet, fuhr mit dem Taxi eine weite Strecke dorthin - aber siehe da, er war nicht zuhause.

Gegen Abend traf ich Dr. K., der früher in Dortmund (Max Planck), dann in Bumbuli/Tanzania gearbeitet hat und seit über zwei Jahren im hiesigen Office der Welt-Gesundheits-Organisation tätig ist. Seine Schilderung der Tätigkeit und der Möglichkeiten des WHO in diesem Sechstel der Erde zeigen wieder einmal deutlich die Schwäche, unter der alle internationalen Organisationen leiden. Das WHO kann nur Ratschläge geben, seine Partner sind jeweils die Regierungen, es kann nicht durchsetzen, daß Ratschläge akzeptiert werden, nicht einmal kontrollieren, was geschieht. In Indien kommt hin-

zu, daß die Zentralregierung Partner des WHO ist, Gesundheit aber ein Referat jeder Landesregierung. Die Gesundheitslage, speziell in dem Sektor Ernährung, beurteilt Dr. Keller als "hoffnungslos für Jahrzehnte". Die Mittel fehlen für durchgreifende Maßnahmen: der "Wasser-Plan" für Calcutta, so meint er, kann bis 1986 nicht mehr bereinigen als die Mängel, die heute schon bestehen, hinkt also hinterher.

19. März

Nach Calcutta zurückkehrend, hörte ich, daß die Ruhe in Durgapur, von der ich in diesem Bericht mehrmals gesprochen habe, jäh zerstört worden ist. In der Woche nach dem 8. März, während ich in Südindien herumreiste, passierten in Durgapur vier Mordfälle, die mit Sicherheit politische Ursachen haben, genauer gesagt: mit der ständigen Rivalität zwischen der kommunistischen und der Congress-Gewerkschaft zusammenhängen. Ermordet wurde zunächst ein Arbeiter aus der AVB-Factory, der zur Congress-Gewerkschaft gehört, dann ein Kommunist und so weiter. Ermordet wurde auch ein Regierungsbeamter, der Beauftragte für Lebensmittelrationierung in Durgapur, dieser vermutlich aufgrund einer Verwechslung (Die Presse hat in einigen Berichten aus dem Ration-Officer einen Russian Officer gemacht; tatsächlich sind in einigen Betrieben in Durgapur ja Russen als Berater tätig).

War dies alles an sich schon beunruhigend genug, so kam es für das ESII noch viel schlimmer. Zuerst im Gerede der Leute und in Gerüchten, dann auf einem Flugblatt in Bengali, noch ohne Namensnennung, schließlich mit öffentlicher Namensnennung bei einer Versammlung der kommunistischen Gewerkschaft wurde Subir Biswas, Staff-member des ESII und verantwortlicher Leiter der örtlichen kirchlichen Industriearbeit, als in die Mordfälle verwickelt bezeichnet. Die Leute im ESII gerieten in größte Aufregung, zumal Ken Wright in dieser Zeit in Jamshedpur war. Mir wurde berichtet, daß Subir selbst, aber auch Ramteke und Roberts in panischer Furcht waren. Ein Grund ist vielleicht, daß sie nicht genug Widerstandskraft haben; ein anderer sicher, daß sie genau wissen, wozu ihre Landsleute fähig sind, wenn sie

aufgeputscht worden sind. Zum Glück blieb die gefürchtete Attacke auf das ESII aus, inzwischen ist, wenn man von einer spürbaren Spannung, besonders in der AVB-Colony, absieht, wieder Ruhe eingeleitet, aber der Industriearbeit in Durgapur ist schwerster Schaden zugefügt. Subir ist, aus Gründen der Sicherheit, heimlich nach Calcutta abgereist und befindet sich seit über einer Woche dort. Ob er zurückkehren und wie die Arbeit weitergehen kann, hängt davon ab, wie der gesamte Vorgang zu beurteilen sein wird.

Man versucht, sich die ganze Sache im Zusammenhang klarzumachen und kommt zu etwa folgendem Ergebnis:

1. Klar ist, daß die Angriffe sich gegen diese eine Person richten, es gibt ~~aber~~ kein Anzeichen dafür, daß in dieser Phase das Institut insgesamt oder alle beteiligten Personen zur Zielscheibe gemacht werden. Das kann a) bedeuten, daß eine geschickte Taktik das Ganze treffen will, indem ein Mann herausgegriffen und verdächtig gemacht wird (daß er gegen die Arbeiter sei, daß er die Gewerkschaft zerstören wolle, daß er die Arbeit in den von den Russen hier aufgebauten Betrieben schädigen wolle, daß er ein CIA-Agent sei usw. - alles das ist im Gespräch), oder es kann b) bedeuten, daß Subir sich irgendwelche persönlichen Feinde gemacht hat. Offen ist natürlich, ob nicht in der nächsten Phase die Arbeit insgesamt angegriffen wird.

2. Klar ist, daß eine entsprechende Politik der kommunistischen Gewerkschaftsleitung, und das heißt der kommunistischen Regierung von Westbengalen, im Hintergrund wirkt. Bevor ich meine Rundreise antrat, erzählte man mir, daß einer der örtlichen kommunistischen Gewerkschaftsführer plötzlich die Zusammenarbeit mit der Industriearbeit des Instituts aufgekündigt habe, und zwar, wie der Mann gesagt habe, auf Weisung von der Zentrale in Calcutta hin. Ferner: zwei Tage, bevor der erste Mordfall passierte, wurde Subir von einer Gruppe kommunistischer Arbeiter am Eingang der AVB-Colony aufgehalten und gewarnt, "nicht noch einmal die Siedlung zu betreten".

3. Aus allem geht hervor, daß die Morde eine willkommene Gelegenheit waren, den Mann, gegen den man ohnehin vorgehen wollte, in den Augen der Bevölkerung verdächtig zu machen, vielleicht auch ihn aus Durgapur zu verdrängen und die anderen einzuschüchtern - was bei den indischen Mitarbeitern des ESII auch sehr gut gelungen ist.

Sicher ist, daß man jetzt nicht einfach weitermachen kann, als wäre nichts geschehen. Der Metropolit in Calcutta sucht ein Gespräch mit dem kommunistischen Deputy Chief Minister, um herauszufinden, was die Kommunisten meinen und beabsichtigen. Es ist wahrscheinlich, daß der Metropolit Subir von Durgapur zurückzieht.

20. März

Alle diese Dinge betreffen auch das Calcutta-Projekt, nicht unbedingt hinsichtlich der Konstruktion, wohl aber hinsichtlich der Personen: Wenn Subir nicht wieder in Durgapur arbeiten kann, kann Ken nicht nach Calcutta gehen. Sie müssen dann wahrscheinlich die Rollen tauschen.

Diese Fragen standen im Hintergrund, als wir heute, den ganzen Tag lang, versuchten, mit dem Konzept des Calcutta-Projekts einen Schritt weiterzukommen. Leider ist noch kein Ergebnis erreicht, leider auch noch keine Übereinkunft zwischen den verschiedenen beteiligten Partnern.

Die Leute vom ESII bereiten sich nun darauf vor, ihr Vorhaben eines Urban Centre in Calcutta in den nächsten Monaten zu starten, ohne viel weitere Verhandlungen zu führen. Ich sehe auf der einen Seite ein, daß wenig Aussicht besteht, alle die oben genannten Probleme schnell zu lösen, auf der anderen bedauere ich außerordentlich, daß damit, wenigstens für die nächste Zeit, gemeinsame Aktion ausfällt.

Vom ESII aus ist geplant, in Zukunft in folgender Weise zu arbeiten:

- a) in Durgapur wird der Industrial Service und natürlich die Zusammenarbeit mit den Ortsgemeinden als Partnern weitergeführt;
- b) in Calcutta wird der Urban Service aufgebaut, und zwar in der Form von Kontaktnahme, Meetings, Tagungen, Seminaren und Konferenzen mit dem Ziel, möglichst viel Interesse auf die Entwicklung der Stadt in den nächsten 15 Jahren zu richten;
- c) in Durgapur und Calcutta wird die Funktion des ESII als Trainingstätte der indischen Kirchen hinsichtlich der Probleme von Stadt und Industrie weitergeführt.

21. März

Jetzt sind nicht nur für mich, sondern auch für unsere Studenten die Tage in Durgapur gezählt. Viel Zeit wird darauf verwandt, zu erfragen und zu überlegen, wo sie in Zukunft arbeiten können und was sie für Pläne haben. Sehr unterschiedliche Situationen tun sich auf, es sind ja auch die Qualifikationen sehr unterschiedlich. Aber alle können mindestens die Chance wahrnehmen, in Zukunft ihre Arbeit als Gemeindepfarrer mit einem neuen Akzent zu versehen.

Es zeigt sich deutlich die Bereitschaft, neue Wege zu beschreiten. Kein Zweifel besteht, daß sie alle in diesen drei Monaten gelernt haben, die Aufgabe der Kirche in Indien und ihre eigene Aufgabe als maßgebliche Leute in dieser Kirche in einem neuen Licht zu sehen. Am Rande kann ich in diesen Tagen noch mitverfolgen, wie klar das von allen erkannt und auch ausgesprochen wird. Nicht nur die Leute aus Südindien, sondern viele andere auch; die von der Gossnerkirche sind sich bewußt, daß sie mit einer neuen Verantwortung in ihre Arbeit zurückkehren: Verantwortung dafür, auch ihre Gemeinden und Kollegen, nach Möglichkeit die Kirche insgesamt auf einen neuen Weg zu bringen.

24. März

Packen der letzten Sachen. Abschied vom Staff und den Kursteilnehmern in Durgapur. Zum Bahnhof. Es ist ein sehr heißer Tag, im Zug bringen weder der Fahrtwind noch die auf vollen Touren laufenden Ventilatoren Kühlung. Doch dann fängt es, je mehr wir uns Calcutta nähern, an zu regnen. Man sieht, wie das Land aufatmet. In Calcutta am Bahnhof gießt es. Zum ersten und letzten Male in Indien ist mir der Trenchcoat von Nutzen, den ich im Koffer habe. Die Taxipreise schnellen sofort in die Höhe, für etwas mehr als das Doppelte des sonstigen Fahrpreises komme ich nach einiger Zeit zur Sudder Street, durch die Stadt, die im Wasser, besser gesagt: in einer üblen Brühe schwimmt. Kleiner Hinweis auf die Regenzeit. Den Abend verbringe ich mit Subir und seiner Frau. Inzwischen hat der Bischof entschieden, daß Subir nur noch für zehn Tage nach Durgapur zurückkehren soll, dann aber in Calcutta bleiben wird, wo seine Frau mit der Tochter ja schon wohnt und arbeitet. So hat der böse Vorgang, daß er aus seiner Arbeit in Durgapur verdrängt wurde, doch noch ein bißchen Gutes auf der privaten Seite: Fami-

lienzusammenführung.

Der Bischof hat inzwischen vertraulich mit dem Deputy Chief Minister gesprochen. Der sagte unumwunden, die Kirche müsse sich merken: Keep hands off politics! Es wird kaum möglich sein, bei diesen Leuten den offenbar tiefsitzenden Verdacht gegen die Kirche zu zerstreuen oder ihnen Belehrung über gesellschaftliche Diakonie zu erteilen. Das betrifft natürlich auch alle Pläne für das Calcutta-Projekt. Sicher personell, aber nicht nur personell.

25. März

Mit einem Mal ist die Lage total verändert. Werden die Kommunisten versuchen, allein alles zu machen, alle freien Kräfte daran zu hindern, an der Formung der Gesellschaft zu beteiligen oder gar an der Behebung der Notstände mitzuwirken? Würde ein solches Konzept fruchten? Die Kommunisten sind jetzt wohl auch in Abhängigkeit von ihren eigenen Leuten, denen sie in den vergangenen Jahren der Opposition das Wort CIA-Agent gründlich beigebracht haben. Die Lektion ist gelernt. Was kann man tun? Ein wohlinformierter und urteilsfähiger Mann, Public relations officer bei Bhilai, sagt: Man kann jetzt nichts tun als abwarten und zusehen, wie die Regierung in den nächsten Monaten verfährt: klar ist jedoch ihr Vorsatz, erstens allen foreigners, z. B. den amerikanischen Peace-Corps-Leuten, zweitens den Missionaren, drittens den Kapitalisten zuleibe zu rücken. Aber wäre die Torheit vorstellbar, das CMPO aufzulösen?

26. März

Flug von Calcutta nach Bombay. Die Zeitung berichtet, daß im Stahlwerk in Durgapur blutige Schießereien ausgebrochen sind. Weiterflug nach Aden, Addis Abeba und Nairobi. Es ist, wie wenn man aus tiefem Wasser auftaucht und mit einem Mal wieder Luft und klaren blauen Himmel über sich hat.

Nachwort

Zo Monate nach Abschluß der Reise wären neben manchen Korrekturen auch viele Nachträge nötig. Doch hat sich die Gesamtlage Indiens in den seither verstrichenen 600 Tagen - das ist immerhin 1/18 der bis zum vielzitierten Jahr 2000 noch verbleibenden Zeit - nicht durchgreifend verändert, nicht verbessert. So ist nicht verwunderlich, daß das Bild von zunehmender politischer Beunruhigung gekennzeichnet ist, daß Radikalität und Gewalt sich ausbreiten.

Doch geht die Arbeit in Durgapur und in Calcutta weiter. Den politischen Kontrahenten konnte deutlich gemacht werden, daß es sich um Sozialarbeit, nicht um politische Ziele handelt. Die Gespräche, die ich im Oktober mit S.Ramteke und im November mit K.Wright führte, waren von einem Ton der Unverzagtheit und der Zuversicht durchzogen, desgleichen die Briefe, die aus Indien kamen.

Für mich bedeutet das, zu überlegen, wie diese Arbeit in der kommenden Zeit unterstützt werden kann. Durgapur steht einigermaßen gesichert da, Calcutta aber bedarf dringend der finanziellen Hilfe. Mindestens ein weiterer hauptamtlicher Mitarbeiter müßte unverzüglich eingesetzt werden. Wer hierzu beitragen will, mag sich zu einer einmaligen Überweisung oder, viel besser, zu einem monatlichen Beitrag für die nächsten zwei Jahre entschließen. Die Sammelstelle ist einstweilen mein Postcheckkonto (PS Dortmund 12 10 41, H.Donner, Herdecke, Kennwort : Indien). Weitere Nachricht über den derzeitigen Stand der Arbeit folgt nach einigen Wochen.

Dezember 1970

Helmut Donner